



Hanna Schott

NEUFELD VERLAG



Von Liebe und Widerstand

Magda & André Trocmé

Der Mut
dieses Paares
rettete
Tausende



Das Leben von Magda (1901–1996) und André Trocmé (1901–1971)

Ein französisch-russisch-italienisches Paar, das sich in New York kennenlernt und nach Indien reisen will, um Gandhi zu treffen ... Schon diese Geschichte wäre filmreif. Doch es geht weiter – ganz anders, als die beiden es planen, und mit zunehmender Dramatik. Statt in Indien landen sie nämlich in der tiefsten französischen Provinz, André als Pfarrer, Magda als Lehrerin. Als deutsche Truppen Frankreich besetzen, eröffnen sich ihnen jedoch ungeahnte Möglichkeiten, gerade weil sie „am Ende der Welt“ leben.

Hanna Schott lernte Buchhändlerin, studierte dann Musikwissenschaft, Romanistik und Theologie und arbeitete als Verlagslektorin. Heute reist und schreibt sie als freie Autorin. Sie lebt in Haan/Rheinland.



Wie aus einem unscheinbaren Luftkurort ein zentraler Ort des Widerstands wurde, erzählt Hanna Schott so lebendig, als wären wir dabei.

Es ist eine Liebesgeschichte, ein zentrales Stück deutsch-französischer Geschichte und nicht zuletzt die Geschichte einer Zivilcourage, die eine ganze Region ansteckte. – Am Ende zählten die einen 3000 Menschen, die vor dem sicheren Tod gerettet worden waren. Die anderen sprachen von mehr als 5000. Nur eins ist bis heute unbestritten: dass die Retter nichts anderes taten, als „einfach ihrem Gewissen zu folgen“.

ISBN 978-3-86256-017-2

www.neufeld-verlag.de



9 783862 560172

Hanna Schott

Von Liebe und Widerstand

Magda & André Trocmé –
Der Mut dieses Paares rettete Tausende

n[®]

NEUFELD VERLAG

Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich:

ISBN 978-3-86256-706-5

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.d-nb.de abrufbar

Alle Zitate aus den «Mémoires» (André Trocmé) und den «Souvenirs» (Magda Trocmé) folgen den Texten, wie sie im Archiv der Bibliothek des Ökumenischen Rats der Kirchen in Genf vorliegen. *Übersetzung:* Hanna Schott

Lektorat: Dr. Thomas Baumann, Lahr

Umschlaggestaltung: spoon design, Olaf Johannson

Umschlagbilder und Bilder im Innenteil: alle © privat, sofern nicht anders angegeben

Satz: Neufeld Verlag

Herstellung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

3. Auflage 2014

2., durchgesehene Auflage 2012

© 2011 Neufeld Verlag Schwarzenfeld

ISBN 978-3-86256-017-2, Bestell-Nummer 588722

Nachdruck und Vervielfältigung, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Verlages

www.neufeld-verlag.de / www.neufeld-verlag.ch

Blieben Sie auf dem Laufenden:

newsletter.neufeld-verlag.de

www.facebook.com/NeufeldVerlag

www.neufeld-verlag.de/blog

NEUFELD VERLAG



*Für meine Töchter
Anne Clara und Berenike*

Nicht ein einziger Jude, der [in die Gegend von Le Chambon-sur-Lignon] kam, wurde abgewiesen oder verraten. Doch es dauerte noch Jahrzehnte, bis die Dorfbewohner von dem erzählten, was sie getan hatten – und auch dann taten sie es nur widerstrebend.

«Warum nennt ihr uns ‚gut‘?», fragten sie. «Wir haben das getan, was getan werden musste.»

*Präsident Barack Obama am Yorn Hashoah, dem
Holocaust Remembrance Day, am 23. April 2009*

Und doch waren wir glücklich. Zum ersten und zum letzten Mal in unserem Leben waren wir in diesen Jahren in Le Chambon wirklich glücklich, trotz des Krieges.

André Trocmé, Mémoires

Inhalt

1 Gefunden (<i>New York 1926</i>).....	9
--	---

Magda

2 Männerwelten, Frauenwelten (<i>Florenz und Rom 1901-1909</i>)	16
3 Angst (<i>Florenz 1910-1911</i>)	24
4 Dazugehören (<i>Florenz 1911-1918</i>)	31
5 Aufbruch (<i>Florenz 1918 – New York 1925</i>).....	40

André

6 Geboren werden (<i>Saint-Quentin 1901-1910</i>)	49
7 Grenzen (<i>Saint-Quentin 1911-1914</i>)	57
8 Wachgerüttelt (<i>Saint-Quentin 1914-1917</i>).....	64
9 Berufung und Versuchung (<i>Brüssel 1917 - New York 1925</i>) ...	73

Magda und André

9 Weichenstellung (<i>New York 1926</i>)	83
10 Hochzeit und Reise (<i>Saint-Quentin 1926 - Florenz 1926</i>)	93

12	Im Revier (<i>Maubeuge 1927 - Sin-le-Noble 1933</i>).....	99
13	Aufs Land (Sin-le-Noble 1933 – Le Chambon-sur-Lignon 1934)	110
14	Hugenotten (<i>Le Chambon 1934</i>).....	121
15	Eine Schule (<i>Le Chambon 1935-1938</i>).....	130
16	Die Aufgabe (<i>Le Chambon 1939-1940</i>).....	139
17	Die Waffen des Geistes (<i>Le Chambon 1940</i>)	149
18	Das Dorf auf dem Berge (<i>Le Chambon 1939-1940</i>).....	157
19	Ungehorsam (<i>Le Chambon 1940-1941</i>)	165
20	Hoher Besuch (<i>Le Chambon 1942</i>)	177
21	Abschied (<i>Le Chambon 1943</i>)	186
22	Aufrecht (<i>Saint-Paul d'Eyjeaux 1943 – Le Chambon 1944</i>).....	195
23	Frei (<i>Le Chambon 1944</i>).....	206
24	Weitwinkel (<i>San Francisco bis Hanoi 1945~1996</i>)	217
	<i>Was wurde aus...?</i>	231
	<i>Dank und Quellen</i>	235

1

Gefunden

NEW YORK 1926

Er war gross, und mit seinen langen Beinen machte er so grosse Schritte, dass er nach einigen Metern schon wieder vor ihr her ging, statt neben ihr zu gehen. Dabei war es der erste Spaziergang, den er je mit einer Frau machte, und er wünschte sich nichts mehr, als ihr nah zu sein.

«Sie ist es! Sie ist es!» Kein Hauch eines Zweifels mehr. Nichts als Jubel. Vierzig Jahre später hielt er schriftlich fest, was er an diesem Abend empfand. «Sie gehört zu mir und ich zu ihr!»

Sie gingen die Amsterdam Avenue im Nordwesten Manhattans entlang. Beide fühlten sie sich immer noch neu und fremd in dieser riesigen Stadt, dabei lebten sie nun schon Monate in New York, er als Theologiestudent, sie als angehende Sozialarbeiterin. Das Studienjahr würde bald vorbei sein, aber erst jetzt, vor ein paar Tagen, hatten sie bei einer gemeinsamen Exkursion die ersten Worte gewechselt. Sie waren mit dem Zug nach Washington gefahren und hatten dies und jenes besichtigt. Die National Cathedral, den Militärfriedhof von Arlington, das Landhaus von George Washington – sie hatten alles für Touristen Wichtige gesehen und langen Erklä-

rungen gelauscht. Doch zumindest er hatte das alles nur als Kulisse wahrgenommen. Wirklich gesehen hatte er nur *sie*, im einen Moment fasziniert, im anderen schockiert. Sie war schön. Aber sie rauchte, und er konnte rauchende Frauen nicht ausstehen. Sie war Italienerin und sprach Englisch wie Französisch mit einem herben italienischen Akzent. Sie hatte lebhaftere, intelligente Augen. Aber sie schien voller Unruhe zu sein, innerlich immer auf dem Sprung.

Seine Beobachtungen hatten ihn so aufgewühlt, dass er, ohne den Mitreisenden ein Wort zu sagen, vorzeitig nach New York zurückgefahren war. In einer schlaflosen Nacht hatte er sich wieder und wieder dieselben Fragen gestellt: Passt diese Frau zu dem Leben, das ich führen will? Kann man wie Gandhi leben und gleichzeitig verheiratet sein? Kann man sich überhaupt als Familie einem Leben in Armut verschreiben? Und die Weltreise nach dem New-York-Jahr? Der Besuch bei Tagore? – Egal, darauf würde er einfach verzichten. Doch wenn er eines Tages in Frankreich reformierter Pfarrer sein würde... Könnte Magda die klassische Pfarrfrau abgeben? Schwer vorstellbar. Erstaunlicherweise schien sie ja Italienerin und trotzdem evangelisch zu sein. Nach dem zu urteilen, was sie in Washington geäußert hatte, bewegte sie sich allerdings eher am Rande des christlichen Glaubens. «Ich ziehe es vor, meinen Glauben nicht zu definieren», hatte sie gesagt, und dann hatte sie sich sehr kritisch zur Kirche geäußert.

Aber jetzt, hier, auf der Amsterdam Avenue plötzlich dieses Emmaus-Gefühl. So nannte er es später in seinen «Erinnerungen». Da war sie, diese überwältigende, alle Zweifel beiseite schiebende Gewissheit: Ich habe das gefunden, wonach ich schon immer gesucht habe!

Heute nun war André zum International House gegangen, in dem Magda wohnte. Er hatte ein Treffen der «Washington-Freunde» angeregt (ausgerechnet er, der überstürzt abgereist war!), ein gemeinsames Abendessen. Doch als er im Foyer des Studentenwohnheims stand, liessen sich alle entschuldigen.

Der Schweizer Mitreisende war verhindert, der russische Student krank, und auch Magdas Freundin, mit der sie im Zug nach Washington so hemmungslos laut gelacht und ungeniert geraucht hatte, liess sich entschuldigen. Im Foyer standen nur sie zwei: Magda und André.

«Ja, dann, Mademoiselle...», sagt er und schaute von oben mehr auf den Scheitel ihrer schwarzen Haare als in ihr Gesicht. Ein plötzlicher Fluchtimpuls ergriff ihn. «Bis ein andermal», wollte er gerade sagen, doch sie kam ihm zuvor.

«Dann besuchen wir eben Skitzky», sagte sie, zum Aufbruch bereit. Skitzky war der kranke russische Student.

Sie besuchten den Kranken, genauer: Magda nahm Anteil am Ergehen des Patienten, redete, lachte, diskutierte. Wie schon in Washington ging es um Gott und die Welt, das grosse Ganze, Entwicklungen in Amerika und Europa, das Leben, das sie führten, und das Leben, das sie führen sollten und wollten. André sagte auch ein paar Sätze, aber vor allem beobachtete er Magda. Dann standen sie wieder auf der Strasse und gingen parallel zum Hudson in Richtung International House.

«Sobald wir zusammen waren, überwältigte mich ein Gefühl der Nähe, fast könnte man sagen: der Identität», schrieb er später. «Doch plötzlich ergriff mich Panik. Wenn ich so weitermache, sagte ich mir, werde ich ihr gleich meine Liebe gestehen. Ich werde es nicht schaffen, es nicht zu tun. Dabei bin ich nicht bereit. Ich habe noch nicht genug nachgedacht. Ich will mich nicht binden.»

Er blieb stehen. «Es tut mir leid, Mademoiselle», sagte er leise, «aber ich glaube, es ist besser, wenn ich Sie niemals wiedersehe. Entschuldigen Sie mich.» Nicht einmal zu einem Händedruck blieb er noch stehen. Einige grosse Schritte, und er war verschwunden.

«Ich habe kein Wort von seinem französischen Gemurmel verstanden», gestand sie später.

Er hatte sein Studentenzimmer noch nicht erreicht, als er sich von einem Gefühl der Zerrissenheit und der Verzweiflung überwältigt fühlte. Er stürmte in sein Zimmer, setzte sich aufrecht hin, versuchte einen klaren Gedanken zu fassen, sich zu konzentrieren, zu beten. Das Gesicht seines Vaters tauchte vor ihm auf. Wie sollte er ihm je erklären, dass er diese keinesfalls lupenrein protestantische Italienerin heiraten wollte? Geschichten, die man zu Hause bei Tisch erzählte, fielen ihm ein. Von Pfarrern, die ihren Dienst durch die Wahl der falschen Frau ruiniert und ihre Berufung zunichte gemacht hatten. Aber diese Italienerin... War sie nicht unglaublich idealistisch, hilfsbereit, grosszügig...?

Und ich lasse sie allein im Dunkeln zum International House laufen!, durchfuhr es ihn. Ich ungehobelter Trottel!

Er sprang auf und lief Richtung Hudson. Natürlich war weit und breit keine Spur mehr von Magda. Sicher war sie längst zu Hause. Im grossen Saal des International House brannten die Lichter. Freitagabends wurde hier getanzt.

«I want to see Miss Grilli», sagte er der Dame, die neben dem Aufzug sass und darüber wachte, dass kein männliches Wesen das Stockwerk mit den Mädchenschlafsälen erreichte.

«It is impossible, Sir. You know the rules.»

Er wandte sich um und stand Elizabeth gegenüber, der meistumschwärmten Studentin des Hauses. Sie musterte ihn streng.

«Sie sind es also», sagte sie knapp.

«Ja. – Aber wo ist Miss Grilli? Ist sie zurückgekommen?»

«Natürlich ist sie zurückgekommen. Aber in Tränen aufgelöst. Was haben Sie ihr getan?»

«Könnten Sie sie vielleicht bitten, herunterzukommen?»

Und dann stand Magda vor ihm.

«Sie haben also an mich gedacht?», fragte André vorsichtig. Sie nickte stumm.

«Ich muss noch nachdenken», sagte er. «In ein paar Tagen würde ich Sie gern wiedersehen.»

Er setzte sich eine Frist von zwei Tagen. Bis Sonntagabend wollte er in seinem Kopf und in seinem Herzen Ordnung geschaffen haben. Er schloss sich in sein Zimmer ein, nahm ein weisses Blatt Papier, teilte es durch einen Strich in eine rechte und eine linke Hälfte, schrieb «Pro» und «Kontra» über die Spalten, versuchte vergeblich zu beten, liess es dann sein und füllte die Pro-Spalte in einem Rutsch von oben bis unten.

Am Sonntag, dem 18. April 1926, gleich nach dem Gottesdienst rannte er die Aussentreppe zum International House hinauf.

«Was ist los, Troc? Du siehst so zufrieden aus!», rief ein Student ihm zu.

«Allerdings!», gab er lachend zurück. «Ich werde mich gleich verloben!»

Keine Sekunde kam ihm der Gedanke, dass die Frau, für die er sich entschieden hatte, etwas anderes als Ja sagen könnte.

Mademoiselle Grilli di Cortona hatte ihn erwartet. Das klassische Kostüm liess sie noch schmaler wirken als sonst. Sie zog einen hellen Kamelhaarmantel darüber und setzte einen Filzhut auf, der den Kopf wie eine runde Kappe umschloss. Ganz ruhig waren ihre Hände nicht – die grosse Nadel, die ihren Haarknoten befestigen sollte, stach durch den Filz. Sie lächelte und zuckte dann kurz mit den Schultern. Sie war bereit. Schweigend verliessen die beiden das Haus. Schweigend gingen sie zur 125. Strasse hinunter. Schweigend setzten sie sich nebeneinander auf eine Bank der Fähre und beobachteten, wie sie dem jenseitigen, schon zu New Jersey gehörigen Ufer näherkamen. Dort, wo heute Hochhäuser auf den Hudson blicken, fanden sie zwischen hohem Gras und struppigen Sträuchern auf einem Felsen ein stilles Plätzchen.

«Wollen Sie meine Frau werden?», fragte André. «Ich werde protestantischer Pfarrer sein, und ich möchte ein Leben in Armut führen. Ich bin Kriegsdienstverweigerer, und das kann mich ins Gefängnis und in alle möglichen Schwierigkeiten bringen.»

Es war der Tag, an dem sie sich zum dritten Mal sahen.

Sie sagte nicht Ja. Sie sagte auch nicht Nein. Sie begann mit einer Aufzählung aller Dinge, die gegen ihre Verbindung sprachen. Es war eine lange Liste. Sie begann mit schweren Kindheitserfahrungen und endete mit einem Hinweis auf ihre schwache Gesundheit und auf ein unerklärliches Fieber, das sie jeden Abend heimsuche. Als sie mit ihrer Aufzählung fertig war, schwieg sie kurz. Dann sagte sie: «Wenn Sie Ihren Antrag dennoch aufrechterhalten möchten, werden wir das Weitere sehen.»

Ich dachte, dass sie stark ist, ging es ihm durch den Kopf, aber sie ist schwach. Ich wollte mich auf sie stützen, aber sie wird sich auf mich stützen müssen. Werde ich je genug Stärke für zwei Menschen besitzen?

Aber da sass sie, ehrlich, ernsthaft, schwach, die Frau, die er liebte.

Ja, das ist es, was ich möchte, dachte Magda. Leben und arbeiten mit diesem Mann.

«Et voilà», notierte sie in ihren Erinnerungen, «von diesem Tag an betrachteten wir uns als verlobt.»

Die Neuigkeit machte die Runde, und im Union Seminary, dem theologischen Seminar, an dem André studierte, wurde gut gelaunt gefeiert. Seiner Familie machte André monatelang keine Mitteilung. So lange, dass Magda glaubte, er stehe nicht zu ihrer Verbindung. Da setzte er sich hin und schrieb seinem Vater einen Brief mit drei Punkten: 1. sei er verlobt, 2. beabsichtige er, in den USA zu heiraten, 3. habe das Paar vor, nach Frankreich zurückzureisen, allerdings auf dem Weg über Indien, und da das Geld für eine solche Weltreise sicher nicht reichen werde, wolle man auf dem Schiff eine Arbeit annehmen.

Die Antwort kam prompt: Frankreich fehle es nicht an Weltenbummlern, Frankreich fehle es an protestantischen Pfarrern, die ihrem Auftrag und ihrer Pflicht nachkämen.

Dass der einundachtzigjährige Monsieur Trocmé glaubte, sein Sohn habe seine «Maitresse» geschwängert und müsse jetzt eilends in den USA heiraten, erfuhr André erst später.

Männerwelten, Frauenwelten

FLORENZ UND ROM 1901-1909

Vittorio Emanuele Ferdinando Maria Gennaro di Savoia, genannt Viktor Emanuel III., der König von Italien, war prächtig anzusehen. Die kleine Magda stand vor seinem Abbild in Öl und staunte. Wer neben der Schärpe so viele Sterne, Bänder, Knöpfe, Medaillen und Troddeln trug, war zweifelsohne nicht nur der wichtigste, sondern sicher auch der stärkste Mann von Italien. Und gleich nach ihm kam Papa.

Dass die beiden gute Freunde waren, sah man am Schnurrbart und an den Orden. Einen lustigen Bart hatte der König. Seine Spitzen waren nach oben gedreht, so dass sie genau auf die Ohren zeigten. Papas Schnurrbart war kürzer, und seine Ohren standen unter der Mütze auch nicht so ab wie die vom König. Deshalb sah Papa noch besser aus, obwohl er ein paar Orden weniger auf der Brust trug.

«Papa reitet mit seinen Soldaten an unserem Haus vorbei.» In einer ihrer ersten Kindheitserinnerungen steht Magda auf dem Balkon und schaut der Parade zu, die genau vor ihrem Haus entlangführt. Papa sitzt auf einem wunderschönen Pferd. Vor ihm her schreitet das Musikkorps. Papa ist ein Colonel. Magda weiss nicht, was das ist, aber es hört sich so ähnlich an wie *colonna*, Säule. Papa

ist schlank und schön wie eine Säule. Er ist so wichtig, dass er nicht zu Hause wohnen kann. Papa passt nämlich auf das ganze Land auf.

Oscar Grilli di Cortona durfte von sich behaupten, tatsächlich zu den Säulen des italienischen Königreichs zu gehören. Zurzeit der Parade, an die sich Magda erinnerte, war er in der *Fortezza* von Florenz stationiert. Sie lag am Ende der Viale Margherita, in der auch das Haus der Familie stand. (Heute ist die Strasse umbenannt, das Haus wurde abgerissen.)

Im Stall der *Fortezza* stand Oscar Grillis schönes Pferd, und am Brunnen vor der *Fortezza* hatte Magda an guten Tagen das seltene Glück, auf andere Kinder zu treffen. Es gab kleine Kinder, die an der Hand ihrer Ammen zum Brunnen kamen, und es gab grössere Kinder, die von ihren Gouvernanten begleitet wurden. Die Ammen erkannte man ausser an ihrem grossen Busen an ihrem reichen Schmuck. Für jeden Fortschritt des ihnen anvertrauten Kindes erhielten sie von ihrer Herrschaft einen glitzernden Dank: einen Armreif anlässlich des ersten Zahns, einen Anhänger, nachdem das Kind die ersten freien Schritte gemacht hatte, und so weiter. Fast alle Ammen sprachen Italienisch mit den Kindern, im Gegensatz zu den Gouvernanten, die selbstverständlich nur Französisch sprachen. Magdas Gouvernante war nach dem Vorbild der Gouvernante



Magdas Eltern: Nelly Wissotzky und Oscar Grilli di Cortona

am Königshof eine *Vaudoise*, eine Frau aus einem der Waldensertäler des Piemont, gebildet, protestantisch und nicht ohne Stolz auf ihre Herkunft. Auf dem Weg zur Fortezza begegneten die beiden manchmal Kindern, die Florentinisch, den lokalen Dialekt, sprachen und – noch viel seltsamer als das – die ohne eine Gouvernante unterwegs waren! Wenn Magda stehenblieb und ein solches Kind anstaunte, wurde sie von ihrer Gouvernante sofort am Ärmel ihres Kleides weitergezogen. Nie kam es auch nur zu einem kurzen Dialog geschweige denn zu einem gemeinsamen Spiel. Ob sie einander überhaupt verstanden hätten?

«Wer kommt in meine Arme?» Ein schwarzer grosser Mann steht am Ende eines langen dunklen Flurs, und er möchte, dass das kleine Mädchen in seine Arme läuft. Das ist Magdas zweite Kindheitserinnerung. Der Mann hat einen schwarzen Mantel an, der bis auf die Erde reicht, und auf seinem Kopf sitzt ein schwarzer hoher Hut. Das kleine Mädchen hat Angst und will auf keinen Fall tun, worum er bittet. Es weiss nicht, dass der schwarze Mann ein Mönch ist und zu der russisch-orthodoxen Kirche gehört, deren Gottesdienste einige Stockwerke unter der Wohnung der Familie Grilli in Rom stattfinden, in demselben Palazzo an der Piazza Cavour, nicht weit vom Vatikan. Es spürt nichts als Angst.

Oscar Grilli di Cortona war für wenige Jahre in Rom stationiert, aber «Rom» oder «Florenz» sagten der Drei- oder Vierjährigen natürlich nichts, sie kannte hier wie dort nur hohe Räume, unendlich lange, spärlich beleuchtete Flure, dunkelrote Teppiche und Aufzüge, die von den Gouvernanten Paternoster genannt wurden. Das Ambiente unterschied sich kaum, nur die Gouvernanten wechselten einander im Jahresrhythmus ab. Die aus dem Norden anreisenden höheren Töchter – das Wort «*Au pair*» war noch nicht erfunden – machten ihre «Italienische Reise» und besuchten auf Goethes Spuren Florenz, Rom und Neapel. Und dort, wo sie für einige Monate blieben, hüteten sie ein etwas verschrecktes Mädchen, dem sie das beizubringen versuchten, was sie selbst für das Wichtigste

hielten. Im Fall eines «Fräuleins» aus Deutschland waren das deutsche Sätze in makellos schöner Schreibrift. Nur eine junge Frau blieb Magda in guter Erinnerung: Hedwig, die Tochter des Erlanger Theologieprofessors Theodor Ritter von Zahn. Alle anderen erschienen ihr wie ein unabwendbares Schicksal.

Ja, hatte das Kind denn keine Mutter!?, möchte man rufen.

Nein. Magda wuchs in einer mutterlosen Welt auf. Nelly Wisotzky Grilli di Cortona, Magdas Mutter, war zehn Monate nach der Hochzeit mit Oscar Grilli und nicht einmal vier Wochen nach der Geburt ihrer Tochter im Alter von dreiundzwanzig Jahren gestorben.

Magdas Welt war eine mutterlose Welt, aber es war doch eine Welt voller Frauen.

Da war zunächst einmal Varia Wissotzky Poggio, genannt Grand-Maman. Sie war Magdas Grossmutter mütterlicherseits und wohl diejenige im Grilli-Haushalt, die am ehesten in der Lage war, für die kleine Magda so etwas wie mütterliche Sorge zu empfinden und mit dem Kind eine emotionale Bindung einzugehen. Grand-Maman sprach Französisch mit der Enkelin und wurde von dieser selbstverständlich gesiezt. Manchmal wechselte sie aber auch zu Englisch oder Deutsch, und wenn Magda nicht verstehen sollte, was gesprochen wurde, sprach sie mit den anwesenden Erwachsenen auf Russisch weiter. Grand-Maman war nämlich in Sibirien geboren.

Wie kommt ein Florentiner Kind an eine sibirische Grossmutter? Die Geschichte ist etwas verschlungen, aber nicht untypisch für eine Zeit, in der der «Migrationshintergrund» zwar noch nicht erfunden war, die Menschen auf der Suche nach einem besseren Leben aber bereits kreuz und quer durch Europa zogen.

Der Vater von Grand-Maman hiess Alexej Poggio und lebte in Sankt Petersburg. Dass er einen italienischen Nachnamen trug, verdankte er der Tatsache, dass sein Vater, ein adeliger Handelstrei-

bender aus Genua, seinen Gegner bei einem Duell getötet hatte und danach von Italien nach Russland geflohen war. Die unrühmliche Migration des Vaters hinderte den jungen Alexej nicht, in der russischen Gesellschaft aufzusteigen. Erst kämpfte er vor Moskau gegen Napoleon, dann wurde er Gardeoffizier am Hofe des Zaren. Bis zum Dezember 1825 genoss er das angenehme Leben im Glanze des Herrscherhauses. Dann folgte der neue Zar, Nikolaus I., seinem Vater auf dem Thron. In einer feierlichen Zeremonie sollten die Gardeoffiziere den Eid auf den neuen Herrscher ablegen, doch sie verweigerten ihn. Nach ihrer Meinung blockierte die russische Krone längst überfällige Reformen. Besonders die Leibeigenschaft gehörte endlich abgeschafft, fanden sie – und riskierten damit Kopf und Kragen. Alexej konnte sich glücklich schätzen, nicht zu den Rädelsführern gerechnet zu werden. Die wurden umgehend gehängt. Die anderen Aufständischen, die man später Dekabristen nannte (*dekabr* ist das russische Wort für Dezember), wurden «nur» degradiert und nach Sibirien verbannt. Zu ihnen gehörte auch Alexej, der dort dreissig Jahre blieb, bis der Sohn des Zaren, Alexander II., den Thron bestieg und die Bestrafung der Dekabristen für abgeschlossen erklärte.

So kam es also, dass Grand-Maman in Sibirien geboren wurde. (Dass bei Licht betrachtet Alexej zwar ihr biologischer Vater, ein anderer Dekabrist aber ihr sozialer Vater und der Mann ihrer Mutter war, ist eine andere Geschichte. Die beiden Männer waren befreundet und wählten statt eines Duells eine stillschweigende Übereinkunft.)

Ein Leben, das in Sibirien begann und sie in die Toskana führte, hatte aus Grand-Maman eine Frau gemacht, die anpassungsfähig war und alles Neue erst einmal mit Neugierde betrachtete. Grand-Maman fand zum Entsetzen der anderen Erwachsenen im Florentiner Haus zum Beispiel, dass man ruhig Melonenscheiben vom fahrenden Händler kaufen konnte. Wenn der Melonenwagen kam, liefen die Leute zusammen und assen die saftig tropfende Frucht fröhlich schmatzend gleich auf der Strasse. Ein abstossendes

Schauspiel, da waren sich alle einig. Nur Grand-Maman fand es lustig.

Grand-Maman trug unabhängig von der Tages- oder Jahreszeit immer Schwarz. Und sie war – jedenfalls im Urteil ihrer stilbewussten italienischen Verwandtschaft – immer schlecht gekleidet.

«Irgendwann wird dir noch mal jemand auf der Strasse zwei Groschen zustecken!», sagte Nonna Grilli, Magdas Oma väterlicherseits, der der Unterschied zwischen dem gemeinen Volk und einer Familie wie der ihren auch optisch stets vor Augen stand.

«Dann nehm ich sie und geb sie jemandem, der sie gebrauchen kann!», antwortete die Unkonventionelle schlagfertig.

Grand-Maman war in Genf und Florenz zur Pianistin ausgebildet worden, aber sie pflegte auch ihre grosse Liebe zur Philosophie und Literatur. Als Magda älter war, führte die Grossmutter anregende Gespräche mit ihr. Da ging es um den russischen Teil der Familiengeschichte, die Frage der Leibeigenschaft und den Kampf der Dekabristen. Das Wort «Menschenrechte» wird Magda sicher das erste Mal aus dem Mund von Grand-Maman gehört haben. Aber dann ging es wieder um das Alltägliche und Italienische. Grand-Maman hörte Magda ab, wenn Prüfungen anstanden; manchmal hatte sie den Stoff sogar parallel zur Enkelin selbst gelernt. Sie war die Lieblingsoma, vielleicht sogar eine ältere Freundin, in späteren Jahren ab und zu eine Komplizin. Niemals jedoch war sie zärtlich zu Magda. Das Mädchen auf den Schoss nehmen und ihm einen Kuss geben? Nein, das konnte Grand-Maman nicht.

Und noch etwas blieb ihr ein Leben lang unmöglich: Sie konnte nicht von Nelly, ihrer toten Tochter und Magdas Mutter, sprechen und ertrug es auch nicht, wenn andere es taten. Nellys Leben, Nellys Tod – beides war tabu in der Familie Grilli. Im Schlafzimmer von Magdas Vater hing ein Foto der Verstorbenen. Es zeigte Nelly als junge, zerbrechlich wirkende, wunderschöne Frau – die Angebe-

tete, die sie für Oscar ein Leben lang blieb.

«Weisst du, wer das ist?», fragte der Vater Magda einmal. Es war einer der seltenen Tage, an dem sie ihn besuchte und dieses Zimmer betrat.

«Die Frau auf dem Bild? Nein. Das weiss ich nicht.»

Konnte sie es nicht sagen, ging ihr das Wort «Maman» nicht über die Lippen? Oder wusste sie es wirklich nicht? Auch die sechzigjährige Magda, die von ihren Kindern gedrängt ihre Erinnerungen auf ein Tonband sprach, konnte auf diese Frage keine Antwort geben.

Zu Grand-Maman gehörte ein Grand-Papa. Der war nicht tot, aber er war unsichtbar. Grand-Maman sprach nie von ihm, doch ab und zu erreichte die Enkelin ein Geschenkpäckchen, das Grand-Papa an einem geheimnisvollen Ort für sie aufgegeben hatte. Wo dieser Ort war und warum der Grossvater niemals wie andere Grossväter leiblich sichtbar wurde, war eines der vielen Rätsel, die Magdas Kindheit begleiteten.

Die zweite Frau in Magdas früher Welt war Nonna Grilli, Vaters Mutter. Vornehm, streng und standesbewusst war es für die geborene Italienerin selbstverständlich, Französisch zu sprechen. Des Italienischen bediente sie sich nur, um Handwerkern und Lieferanten Anweisungen zu geben. Zwischen ihr und Magda standen zuerst die Amme, dann ein ganzer Kometenschweif von Gouvernanten und vor allem sämtliche Konventionen, die geeignet waren, den Nachwuchs den Erwachsenen buchstäblich vom Leibe zu halten.

Die dritte Frau, die ebenfalls im Haus wohnte und Magdas Leben und Weitsicht mitbestimmte, war Tante Olga, die Schwester von Nelly, Magdas Mutter. Auch sie war so gut wie unsichtbar, dabei ruhte sie nur einige Schritte entfernt im abgedunkelten Nebenzimmer. Tagein, tagaus lag sie dort auf ihrer Chaiselongue. Tante Olga litt an Migräne, und für einige Jahre war es Magdas Traum, ihr Lei-

den teilen zu dürfen. Wer Migräne hatte, bekam von den Bedienten Tee und edles Gebäck gereicht, das er im Liegen zu sich nehmen durfte, dazu natürlich Anteilnahme und Nachsicht. Er musste nicht endlose Klavieretüden wiederholen oder eine tadellose Handschrift einüben. Er durfte einfach da sein und nichts tim. Was für ein Leben!

Tante Olga hatte eine Tochter, Lalli, das vierte weibliche Wesen in Magdas Welt. Aus den beiden fast gleich alten Cousinen wurden innige Vertraute – *der* Lichtblick in Magdas Kindheit.

Auch Lallis Familie war ohne einen Mann; der Vater hatte die Familie kurz nach der Geburt der Tochter verlassen und eine andere Frau geheiratet. Die kleine Magda zog daraus ihre eigenen Schlüsse: «Ich habe einen Vater. Lalli hat eine Mutter. Manche Kinder haben also einen Vater, andere haben eine Mutter.» Da man sich mit der Aufklärung der Kinder damals gehörig Zeit liess, wurde Magdas Überzeugung erst nach Jahren erschüttert. Doch nicht etwa durch eine kindgemässe Aufklärung über Zeugung und Geburt, sondern durch eine jähe und geradezu brutale Aufklärung über ihr Schicksal, die ihr klarmachte, dass auch in ihrem Leben eine Mutter gewesen war. Eines Tages stand Magda daneben, als eine Kammerdienerin zur anderen sagte: «È lei che ha ammazzato sua madre!» («Sie ist es, die ihre Mutter umgebracht hat!») Erst begriff Magda gar nicht, von wem die Rede war. Aber dann sah sie den Blick der zweiten Zofe auf sich gerichtet. Sie war gemeint! Sie war die Mörderin ihrer Mutter!

Der Gedanke liess Magda nicht mehr los, der Satz grub sich in ihr Herz ein. Einen Menschen, mit dem sie darüber hätte reden können, kannte sie nicht.

3

Angst

FLORENZ 1910-1911

Oscar Grilli di Cortona war ein Mann, der sein Herz nicht auf der Zunge trug. Vielleicht gehörte es nicht zu seinem Charakter und Temperament, Gefühle zu zeigen und zu benennen, vielleicht waren sie auch unter dem Panzer verschlossen, den die Erziehung in seinen Kreisen jedem jungen Mann um die Brust legte, damit er ein brauchbarer Offizier und würdevoller Repräsentant seines Standes wurde. Nur eine Regung seines Herzens blieb seiner Umwelt nicht verborgen: seine Liebe zu Elena Wissotzky Poggio, genannt Nelly. Nelly war die Liebe seines Lebens. Sie war es als Lebende, und sie blieb es als Tote. Daran änderte sich auch nichts, als Oscar noch einmal heiratete. Jahrelang hatte er der geballten Übermacht seiner Freunde und Ratgeber Widerstand geleistet. Ein Mann, zumal einer in seiner Stellung, müsse verheiratet sein, und so wie bisher gehe es einfach nicht weiter, fanden sie. Oscar hätte gerne so weitergelebt wie bisher, beruflich erfolgreich, privat jedoch einsam und zurückgezogen. Aber schliesslich kapitulierte er und liess sich nach neun Jahren als Witwer zu einer zweiten Ehe überreden.

Er wählte Marguerite, eine Italienerin, Katholikin, Florentinerin, nichts lag näher. Am 1. Dezember 1910 wurde Hochzeit gefei-

ert, anschliessend bezog das Paar ein Haus in der Via Leone X°, nicht weit von der Fortezza – und übernahm Magda in den neu gegründeten Hausstand, jedenfalls für die Sonntage. Tatsächlich war die Zehnjährige für Marguerite so etwas wie eine Altlast ihres Gatten. Nicht, dass sie Kinder nicht gemocht hätte; sie wurde in der Folgezeit selbst Mutter von drei Kindern und war in dieser Rolle nicht unglücklich. Doch Magda war die wandelnde Erinnerung an die erste Ehe ihres Mannes und – weit wichtiger – an die grosse Liebe ihres Mannes. Dass diese Liebe fortbestand und fortbestehen würde, war Marguerite bald klar. Oscar trug ein Foto von Nelly im Portemonnaie, ihren Ring am kleinen Finger, eine Locke in einer Kette um seinen Hals... dieser Mann, der alles andere als ein Romantiker zu sein schien! Es wurde eine Ehe, die Magda später als Tragödie beschrieb. Marguerite war buchstäblich krank vor Eifersucht. Ihre finsternen Gefühle bezogen sich dabei auf Nelly wie auf Magda, auch wenn das Kind niemals einen sichtbaren Beweis väterlicher Zuwendung oder gar zärtlicher Gefühle erhielt. Und sie liessen im Lauf der vielen Jahre ihrer Ehe niemals nach. Marguerites ängstliches Wachen über ihren Mann machte wiederum Magda eifersüchtig – und konnte doch Oscars Bindung an Nelly nie aus der Welt schaffen. Auch als alter Mann las er noch die Briefe, die seine Verlobte ihm vor Jahrzehnten geschrieben hatte, mehr noch: Er schrieb sie alle von eigener Hand ab. Wieder und wieder versuchte er Nellys Unterschrift zu kopieren – wenigstens das letzte Wort sollte wie von ihr geschrieben aussehen. Nach seinem Tod gingen alle Briefe und das Medaillon mit der Locke in Magdas Besitz über.

Wer fast acht Jahre alt war, den hielt man in den besseren Florentiner Kreisen für alt genug, um das Haus zu verlassen und der höheren Bildung den notwendigen Tribut zu entrichten. Und so kam Magda in eine Internatsschule, die von deutschen Diakonissen geleitet wurde, das *Istituto delle Diaconesse di Via Santa Monica* auf der anderen Seite des Arno. Die aus der Nähe von Düsseldorf stam-

menden Kaiserswerther Schwestern hatten im Jahr 1860 ein «Lehr- und Erziehungshaus» gegründet, in dem sie toskanischen Kindern – Florenz gehörte noch nicht zum Vereinigten Italien – eine elementare Schulbildung vergleichbar den heutigen Grundschuljahren boten. Sie endete mit einer Prüfung an einer staatlichen Schule, und für die meisten der Schüler war die Schullaufbahn damit auch schon abgeschlossen.

Als Magda 1909 hier Schülerin wurde, waren fast alle Diakonissen alt, einige kannten sogar Magdas Grossmutter, Nonna Grilli, noch als Schülerin. Magda war die Jüngste der Elevinnen, und ihr Bett im grossen Schlafsaal war so hoch, dass sie mit Anlauf hineinspringen musste. Am Morgen musste dieses Bett sorgsam gemacht werden und durfte keinesfalls an den Kanten Bettuch-»Würstchen« aufweisen. (Das deutsche Wort «Würstchen» vergass Magda nie wieder.) Jeden Donnerstagabend durften die Kinder Besuch empfangen, und zwar im kühlen, dunklen «Saal der Kaiser», deren Porträts streng von den Wänden blickten. – «Vielleicht bin ich deshalb Republikanerin geworden?», notierte Magda später.

Immer zuverlässig und pünktlich erschien hier donnerstags Grand-Maman, erkundigte sich nach diesem und jenem und tröstete das heimwehkranken, unglückliche Kind dann am Sonntag, an dem sie sich wiedersehen würden – vorausgesetzt, Magda verhielt sich bis dahin tadellos. Am Sonntag nicht nach Hause zu dürfen, war die übliche Strafe für unerlaubtes Verhalten.

Aber auch der Sonntag begann erst einmal bei den Diakonissen, denn es war Grand-Maman, die zur Sonntagschule ins Internat kam, um den Gesang der Kinder auf dem Harmonium zu begleiten.

Damit war die sonntägliche Pflicht jedoch noch längst nicht abgearbeitet. Nach der Sonntagschule ging es nämlich keineswegs gleich zum Mittagessen in Papas Haus. Erst besuchte Grand-Maman zusammen mit der Enkelin den Gottesdienst der sogenannten

Schweizer Kirche, der Waldensergemeinde, in der die beiden nahezu eine Stunde lang einer französischen Predigt lauschten beziehungsweise deren Ende herbeisehnten. Spätestens jetzt wurde Magda unruhig, denn sie wusste, dass die Zeit drängte: Zum Abendessen musste sie wieder im Internat sein. Schon bald nach dem Essen mit Papa und Marguerite «überkam mich ein Gefühl, als würde sich mein Herz zusammenziehen, meine Hände fühlten sich kalt an und verkrampften sich. Gleich musste ich zurück in die enge Gasse Santa Monica!», schrieb sie später.

«Denk am Dienstag an mich», sagte Grand-Maman, wenn sie Magda gegen Abend zurückbrachte, «dann bin ich ganz in deiner Nähe».

Einmal in der Woche verteilte Grand-Maman Lebertran an die Kinder des angrenzenden Armenviertels San Frediano. Es war eine wohlthätige Aktion der Heilsarmee – wie gerne wäre Magda eins der armen Kinder gewesen, die in Grand-Mamans Nähe sein durften! Stattdessen sass sie in einem finsternen Palazzo und dachte intensiv an ihre Grossmutter, die nur einige Schritte entfernt war, ohne dass sie das Recht hatten, einander zu sehen.

Das *Istituto delle Diaconesse* war eine protestantische Insel im katholischen Florenz. Wer sein Kind nicht «tiefkatholisch» erziehen lassen wollte, hatte nicht gerade die Wahl. Oscar hatte eine englische Grossmutter und gehörte deshalb zur Anglikanischen Kirche. Grand-Maman war in der russisch-orthodoxen Kirche aufgewachsen, dann aber in Italien evangelisch geworden und gehörte zur Waldenserkirche. Der Pfarrer der Waldensergemeinde war es auch, der Nelly beerdigt und nach der Beerdigung gefragt hatte: «Ist das Neugeborene eigentlich schon getauft?» Natürlich hatte niemand bei all der Sorge um die schwerkranke Mutter an eine Taufe des Kindes gedacht, also taufte der Pfarrer Magda noch am Tag der Beerdigung, so dass Magda nun auch Protestantin war.

Nicht so wie die anderen zu sein, gehörte für Magda zu den grundlegenden, prägenden Erfahrungen ihres Lebens. Nicht wie das Volk, sondern adelig, nicht wie alle anderen katholisch, sondern protestantisch, nicht nur aus einer Florentiner Familie, sondern auch aus einer russischen – all das machte aus ihr etwas Besonderes, legte aber auch eine schwere Last auf die kindlichen Schultern. Das Leben der Florentiner Normalbürger schien ihr keineswegs uninteressant oder gar minderwertig zu sein, sondern gerade, weil sie es kaum kannte, oft geheimnisvoll und voller wunderbarer Möglichkeiten.

Da war zum Beispiel das Gebet für die Toten: «Ada Gay (eine Mitschülerin, die beide Eltern verloren hatte) und ich hatten während der Zeit bei den Diakonissen entdeckt, dass es ein Gebet für die Toten gab. Die Toten kamen entweder in die Hölle oder ins Paradies, meistens jedoch ins Fegefeuer. Dieses Gebet konnte ihnen helfen, aus dem unbequemen Ort zu Gott aufzusteigen. Was für ein Glück! Jetzt konnten wir unseren Mamans helfen, in den Himmel zu kommen! Wir waren nicht katholisch, aber wir rezitierten doch einen Teil des Gebets in einem selbsterdachten Fantasie-Latein.»

Bald darauf hörte Magda, dass alle Protestanten für die Hölle bestimmt seien. War Maman also doch nicht im Fegefeuer, und konnten die Gebete ihrer Tochter gar nichts mehr bewirken? Magda erkundigte sich und erfuhr, dass diejenigen, die in ihrem Erdenleben niemals Die Wahrheit (Mit grossem D) gehört hätten, doch ins Fegefeuer und nicht direkt in die Hölle kämen. Hatte ihre Mutter Die (katholische) Wahrheit gehört? Magda wollte lieber gar nicht darüber nachdenken.

Neben der tröstlichen Einrichtung des Fegefeuers hatten die Katholiken auch Feiertage, die den Protestanten nicht vergönnt waren. Bei den Diakonissen waren die ganz im deutschen Stil gefeierten und von den Kindern geliebten Nikolaus- und Weihnachtsfeste die Höhepunkte des Jahres. Am 15. August dagegen – an Mariä Himmelfahrt – musste Magda mit Grand-Maman mitten in den Ferien und in der grössten Hitze für die Schule lernen. Dabei gefiel

ihr dieses Fest ganz besonders, auch wenn sie wusste: Für die Evangelischen ist Jesus in den Himmel aufgestiegen, für die Katholischen tat es die Jungfrau Maria.

«Sie schien mir sehr anziehend, diese Jungfrau Maria! Ein Kind auf dem Arm haltend, lächelte sie. Sie war eine Mutter. Sie war interessanter als Jesus. Mir fehlte eine Mutter und nicht ein Mann, ein Jesus am Kreuz mit schrecklichen Wunden. In den katholischen Kirchen waren auch viele dieser blutenden Gekreuzigten zu sehen, aber der kleine Jesus auf dem Arm seiner Mutter, das war gut, das war schön, das war so sanft. Die Jungfrau, die Mutter zertrat mit ihren kleinen Füßen aus rosa Wachs eine Schlange. Die Schlange war schrecklich, Angst einflössend und gefährlich, aber die Mütter von Jesus trat das Böse tot, zwang seinen Kopf in den Staub. Das gefiel mir!

Die evangelischen Kirchen waren trist und streng, die katholischen Kirchen waren schön, bunt, vergoldet, voller leuchtender Kerzen. Da gab es Blumen, die gut dufteten, und Weihrauch, der den Geruch der Kirche bestimmte, auch wenn kein Gottesdienst war, ein geheimnisvoller Duft, den es nirgendwo sonst gab. Reichte das aus, um katholisch werden zu wollen? Die Angst vor der Hölle und die Schönheit der Kirchen – war das Grund genug?»

Marguerite, der katholischen Stiefmutter, war Magdas Zuneigung zu allem Katholischen jedenfalls sehr recht, und sie war es auch, die dafür sorgte, dass Magda nach dem Abschluss bei den Diakonissen in das *Istituto Frascani Signorini* kam, eine katholische Privatschule. Und tatsächlich reifte in Magda der Wunsch, wie alle anderen Kinder die Kommunion zu feiern, ein weisses Kleid zu tragen, einfach richtig dazuzugehören. Zu Hause, wenn man denn Papas Wohnung ein Zuhause nennen konnte, gehörte sie weniger denn je dazu. Marcella, die erste Halbschwester, war geboren, und die Amme und das Baby hatten Magdas Zimmer übernommen. In ihrem neuen Zimmer, einem kleinen, dunklen Raum am Ende des

Flures, der zum Hof hin führte, stand Magda noch grössere Ängste aus als die, unter denen sie ohnehin von klein an gelitten hatte.

«Die Angst nahm zu. Nachts lag ich lange Stunden mit weit geöffneten Augen auf dem Rücken, weil ich sowohl die rechte als auch die linke Seite meines Bettes überwachen musste. Ich wünschte mir so, das Bett würde wenigstens mit einer Seite an der Wand stehen, dann hätte ich mich auf die Seite legen und etwas entspannen können, weil ich nur noch eine Seite zu überwachen gehabt hätte. Aber nein, das ginge wegen des Putzens nicht, sagte man mir, und überhaupt sei das alles Blödsinn.

Ich hatte zwei elektrische Drähte am Bett festgemacht, einen, der zum Licht führte, und einen, der zur Klingel führte, mit der man damals ‚la Bonne‘ herbeirief. Im Dunkeln machte ich mir Sorgen: Waren die beiden Drähte noch an ihrem Platz? Ich musste noch einmal nachgucken, und beim Nachgucken lösten sich die Drähte, also musste ich sie wiederfinden, nehmen und neu festmachen.

Als ich klein gewesen war, hatte ich mir gesagt: ‚Ich habe Angst, aber jetzt schläft die Gouvernante neben mir, und später wird mein Ehemann neben mir schlafen.‘ Doch wie viele unruhige, schreckliche Nächte lagen zwischen der Gouvernante und dem Ehemann!

In manchen Nächten, den schlimmsten, stand ich auf und ging, den Rücken immer an der Wand, bis zur Toilette. Dabei musste ich das Stück Wand rechts und links und den Raum vor mir beobachten. Was gab es da zu beobachten? Genau das war das Problem, diese Angst vor allem und vor nichts, die Angst vor dem Unerklärlichen.»

Ob ein Wechsel zum katholischen Glauben diese Ängste aus der Welt schaffen konnte? Magda hoffte es. Grand-Maman sagte angesichts all der Konflikte, die es in der Familie ohnehin schon gab, lieber nichts dazu. Und Papa Oscar hielt es, wenn er es genau bedachte, eigentlich für eine gute Idee: Eine katholische Tochter war sicher leichter zu verheiraten.

4

Dazugehören

FLORENZ 1911-1918

Wann beginnt der spirituelle Weg eines Menschen, seine «geistliche Biografie»? Und wodurch wird sie bestimmt? Durch den Ort der Geburt, durch Familie, Erziehung, Begegnungen, Zufälle – oder vielleicht sogar durch das göttliche Eingreifen selbst?

Dass eine Zehn- oder Zwölfjährige ein ausgeprägtes Gespür für Spirituelles hat, hält auch ein moderner Leser für gut möglich. Dass sie ihren Weg in Sachen Glaube und Kirche selbst bestimmt, war vor hundert Jahren genauso erstaunlich, wie es uns heute erscheint. Vielleicht war Magda ein besonders intelligentes Kind, ein vielseitig interessiertes, auch sensibles. Vor allem aber war sie ein verlassenes und verzweifertes Kind.

Nun also wollte und sollte sie von der «Irrlehre» zur «Wahrheit» vordringen, wie Padre Magri es ausdrückte. Der Pater, der mit der Führung der jungen Seele betraut wurde, war nicht irgendein Priester aus der Nachbarschaft, er war ein angesehener Theologe und zugleich berühmter Kommentator von Dantes Göttlicher Komödie. Ausgerechnet der Pastor der Waldensergemeinde, zu der Grandmaman gehörte, hatte Padre Magri für diese Aufgabe vorgeschlagen. Er, der selbst ein intellektueller Kopf und Theologieprofessor

war, wollte wohl auf keinen Fall konfessionell beschränkt wirken. Magdas Wunsch sollte, so befand der für die damaligen Verhältnisse ungemein tolerante evangelische Pastor, mit einer soliden theologischen Bildung durch die «Gegenseite» beantwortet werden. Was dieses Kind wirklich umtrieb, seine Sehnsucht und seine Ängste, sah er ebenso wenig wie alle anderen.

Nicht nur der Lehrer, auch der Ort der Lehre war nicht irgendeiner, sondern ein ganz besonderer. Or San Michele ist vermutlich die ungewöhnlichste Kirche von Florenz. Wo Römer in antiker Zeit die Göttin Isis anbeteten, traf man sich Jahrhunderte später zum Getreidemarkt. Als die Pest das mittelalterliche Florenz bedrohte, flehten die Menschen hier zum heiligen Michael, dessen Statue auf dem Platz stand. Wenn sie dann wirklich verschont worden waren, spendeten sie seinen Vertretern auf Erden, den Michaelbrüdern, so reichlich, dass diese aus dem bis dahin lediglich überdachten Markt eine mit grosser Kunst ausgestattete Kirche machten. Auch wer heute mitten in der Stadt vor dem rechteckigen Gebäude ohne Turm steht, erkennt erst beim genauen Hinsehen, dass es sich um eine Kirche handelt.

An diesem Ort voller Historie, umgeben von prächtigen Kunstschätzen, sollte Magda also ihre religiöse Umschulung erleben. Grand-Maman bat darum, dabei sein zu dürfen. Padre Magri lehnte ab. Katholische Lehre unter russisch-orthodox-waldensischer Aufsicht schien ihm das Ganze dann doch zu kompliziert zu machen.

Statt im hellen Kirchenraum fand der Unterricht in einer düsteren, kleinen Sakristei statt. Der feuchte Raum roch muffig, etwas säuerlich, und Padre Magri ergänzte dieses Aroma abwechselnd durch den Duft von Schnupftabak und Pfefferminzbonbons. Der grosse, gut aussehende Pater sprach freundlich und höflich mit seiner Schülerin, unterbrochen nur von heftigen Niesattacken, wenn der Tabak wirkte. Dann nahm der Pater das grosse Taschentuch in

seine grossen Hände und putzte lautstark seine grosse Nase. Magda machte das alles Angst. Noch mehr Angst.

In diesem düsteren Ort fand auch Magdas erste Beichte statt, eine sogenannte Ohrenbeichte, also ein Sündenbekenntnis im Beichtstuhl, bei dem man den anderen nur hört und nicht sieht. «Und damit begann die Zeit meiner Skrupel», schrieb sie im Rückblick. «Wie macht man alles richtig und gut? *Wirklich* gut? Wo ist die Grenze zwischen dem Guten und dem Bösen? Unglaublich, wie viele Sünden es gab! Welche davon hatte ich tatsächlich begangen?»

Die Familie bereitete schon das Fest zur Erstkommunion vor, als ein unerwartetes Hindernis auftauchte. Magda sollte «nicht mit dem gemeinen Volk», sondern in einer vom Florentiner Erzbischof selbst zelebrierten Messe das heilige Sakrament empfangen. Sowohl Padre Magri als auch der Erzbischof hielten Magda für gut präpariert – da kamen einem einfachen Priester, der an der Vorbereitung der Messe mitwirkte, Zweifel: War dieses Mädchen überhaupt gültig getauft? Grundsätzlich galt die evangelische Taufe als gültig, aber wer konnte denn belegen, dass Magda auch mit reinem Wasser getauft worden war und – nur zum Beispiel – nicht mit Rosenwasser? Das konnte tatsächlich niemand nachweisen. Und so wurde Magda am Vorabend ihrer Erstkommunion noch einmal getauft, diesmal «sub conditione», sozusagen für alle Fälle. Und tatsächlich sagte der Priester (natürlich auf Latein): «Für den Fall, dass du nicht getauft bist, taufe ich dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.» Und damit diese Taufe nicht auch irgendwann für ungültig erklärt werden konnte, musste Magda zuvor und ebenfalls auf Latein ihrem alten Glauben abschwören: «Renuntio!» Wem oder was genau schwor sie da ab? Sie hätte es nicht sagen können, aber der Klang dieses feierlichen und irgendwie unheimlichen Wortes blieb ihr ein Leben lang im Ohr. «Renuntio!»

Am nächsten Morgen empfing Magda ihre erste heilige Kommunion. Jedoch nicht in Or San Michele, sondern an einem noch ex-

klusiveren, intimeren Ort: in der Privatkapelle des erzbischöflichen Palastes. Eine Nacht voller Ängste war der Feier vorausgegangen. Immer wieder hatte Magda Sünden bekannt, alle Sünden, die sie im Unterricht gelernt hatte, lässliche und Todsünden. «Wenn man mehr als fünf Lire stiehlt, ist das eine Todsünde!», hatte ein Kind ihr erzählt. Sie hatte zwar noch nie etwas gestohlen, aber es gab ja auch Sünden, die man selber gar nicht bemerkt hatte! Kindersünden und Erwachsenensünden ging sie durch, auch wenn sie bei Letzteren nicht immer wusste, was die Worte bedeuteten, die sie beschrieben. Und dann stellte sie sich noch einmal den Moment vor, in dem der Bischof ihr die Hostie auf die Zunge legen würde. Sie durfte sie auf keinen Fall mit den Zähnen berühren und zerbeißen. Die Hostie war doch Jesus selbst, und sie durfte Jesus nicht in Stücke teilen! Mit einer ungeweihten Hostie hatten sie es geübt. Aber was, wenn es ihr jetzt doch passierte?

Der Morgen kam, die Messe begann, und auch der gefürchtete Moment rückte näher. Jetzt legte der Bischof Magda die Hostie auf die Zunge; ein Tuch unter ihrem Kinn sollte für den unwahrscheinlichen Fall, dass sich ein Krümel löste, verhindern, dass er zu Boden fiel. Es ging alles gut, die geweihte Hostie war leicht unzerkaut zu schlucken. «Aber... ich spürte nichts. Gar nichts. Der Himmel öffnete sich nicht. Kein Schauer durchfuhr meinen Körper. Mein Geist blieb, wie er war, unruhig, voller Erwartung... enttäuscht. Und jetzt? – Jetzt? Nichts.»

Ein ganz normales, katholisches Mädchen zu sein, keine Angst mehr vor der Hölle haben zu müssen und nicht über den anderen zu stehen, sondern einfach dazuzugehören, das war Magdas Wunsch. Bald nach ihrer Erstkommunion zog ihr Vater mit seiner neuen Familie nach Verona. Magda blieb in Florenz und kam mit dem Schuljahrsbeginn 1914 in ein Internat. Es war die Klosterschule der Mantellate, der Dominikanerinnen des «dritten Ordens», die ihren Namen den langen schwarzen Umhängen verdankten, an denen man sie erkannte. Hier nun war Magda endlich Katholikin unter Katholikinnen und betete viele Stunden lang das

«Ave Maria», das «Pater Noster» und das «Gloria Patris» – allerdings nicht als Frömmigkeits-, sondern als Bussübung. Ihr Beichtvater war streng, und Magda war noch strenger mit sich selbst. Während ihre Klassenkameradinnen aus dem Beichtstuhl kamen, schnell etwas murmelten und die Kirche sündenfrei, erleichtert und sorglos verliessen, quälte sich Magda Tag und Nacht mit grüblerischen Gedanken: Gab es Sünden, die sie nicht gebeichtet hatte? Sollte sie das letzte Gebet lieber noch einmal wiederholen? Sie hatte sich versprochen, und jetzt war es sicher nicht göltig.

Als Konvertitin hatte sie eine besondere Gnade erfahren, jetzt musste sie sich ihrer würdig erweisen, so jedenfalls empfand sie es. Magda war also wieder anders als die anderen, keine schon immer Erwählte, sondern eine zum rechten Weg Bekehrte, die dankbar sein musste.

Doch schon bald drängte sich ein ganz anderes Thema in den Vordergrund. Der Sommer 1914, der Europa verändern sollte, begann für Magda mit einer vielversprechenden, aufregenden Reise: Endlich würde sie den geheimnisvollen Unbekannten, ihren Grossvater Vladimir Wissotzky kennenlernen! Der lebte inzwischen nicht mehr «im tiefen Russland», sondern in Wirballen, einer wichtigen Zollstation an der deutsch-russischen Grenze, die heute die Grenze zwischen Litauen und Russland ist. Grand-Papa war als General und Chef des Zolls hier stationiert. Grand-Maman machte sich mit ihren drei Enkelinnen – Lalli, Lallis Schwester Dudy und Magda – auf die Reise über die Alpen und dann vom äussersten Süden in den äussersten Norden Deutschland. Es war eine schier endlos lange Zugreise, und sie bot der Grossmutter Zeit genug, um den Kindern zu erklären, weshalb sie den sagenumwobenen Grand-Papa noch nie gesehen hatten. Als Immigranten hatten Grand-Maman und er mit drei kleinen Kindern erst in Genf und dann in Florenz gelebt, erzählte die Grossmutter. Aber während sie selbst sich an das neue Leben schnell gewöhnte, als Russisch- und Französischlehrerin Geld verdiente und andere Immigranten in Pension nahm, blieb

Grand-Papa ein Fremder. Er habe nicht begriffen, erzählte Grand-Maman, dass adelig zu sein allein noch kein Beruf ist, ja, schlimmer noch, dass sie beide zwar aus bester Familie kamen, nun aber unbekannt und finanziell schlecht gestellt waren. «Er war unglücklich. Er gab Geld aus, das er nicht besass... Ja, und dann beschloss er eines Tages, in unsere alte Heimat zurückzukehren», beendete Grand-Maman ihre Erzählung mit einem Seufzer.

Sie hatte ihn ziehen lassen und fortan ein weit ruhigeres Leben geführt. Nun würde sie ihn wiedersehen, mit drei Enkelkindern an der Hand, von denen er nur aus Briefen wusste.

Der Empfang bei Grand-Papa war eine beeindruckende Inszenierung. In Magdas Memoiren finden sich dennoch nur wenige Zeilen dazu, weil das, was dieser Begegnung folgte, den Eindruck offensichtlich gleich wieder überlagerte. Dabei hätte die Uniform des Generals es mit der des italienischen Königs aufnehmen können, genauer noch: sie übertraf die des Königs. Denn nachdem der Grossvater die angereisten jungen Damen mit Handkuss begrüsst hatte, erklärte er, dass er die Orden und Abzeichen, die ihm verliehen worden waren, leider nur im Wechsel tragen könne, weil sie nicht alle gleichzeitig auf seiner Brust Platz hätten. Und dann zeigte Grand-Papa seine goldene Uhr, die ihm vom Zar selbst überreicht worden war! Doch um die kleine Reisegesellschaft weiter zu beeindrucken, blieb wenig Zeit – die Nachricht vom Ausbruch des Krieges erreichte Wirballen. Grand-Maman und ihre Schutzbefohlenen machten sich unverzüglich auf den Rückweg. Wenn die umsichtige Grossmutter nicht zufällig einige Österreichische Kronen im Gepäck gehabt hätte, die sie am Berliner Bahnhof vorzeigen konnte, wären sie wohl schon in Berlin an der Weiterreise gehindert worden. So aber gelangten sie über Österreich nach Lindau, von dort über den Bodensee in die Schweiz und zurück nach Florenz.

Eine weite Reise war zu Ende, und nicht nur das: Die Zeit des Reisens, die für Magda gerade erst hätte beginnen sollen, war damit

auch schon vorbei. Der Krieg machte die Grenzen unüberwindlich, und das Internat der Mantellate, das mit seinen hohen Mauern ohnehin wie eine Festung aussah, wurde für Magda zu einem Ort, an dem sie sich vier Jahre wie eine Gefangene fühlte. Dreimal im Jahr hatte sie das Recht, elterlichen Besuch zu bekommen, doch selbst zu diesen seltenen Terminen kam Oscar, ihr Vater, nur unregelmäßig. Hatte er – vielleicht gerade während des Kriegs – andere Sorgen? Sollte er seine älteste Tochter wirklich so gut wie vergessen haben? Oder warf er ihr – bewusst oder unbewusst – tatsächlich vor, seine über alles geliebte erste Frau umgebracht zu haben? Viele Gedanken um Magda kann er sich jedenfalls nicht gemacht haben, denn die Jahre, die sie bei den Mantellate eingeschlossen, unterfordert und gelangweilt absass, wurden durch ein Jahr zur Vorbereitung auf ein Leben als Dame ergänzt: Auf der Haushaltsschule für höhere Töchter lernte Magda, wie man Spitze bügelt, dazu die lateinischen Namen aller Pflanzen, die als Tischdekoration dienen können. Auf die Idee, dass diese Jugendliche ganz andere Interessen haben könnten und auf einem Lyzeum, dem damaligen Mädchen-gymnasium, viel besser aufgehoben und endlich auch intellektuell gefordert worden wäre, kam weder Oscar noch sonst jemand.

Fünf Jahre lang fühlte sich Magda wie abgestellt. Was sie lernen sollte, interessierte sie nicht, und was sie interessierte, liess man sie nicht lernen. Dazu kam das Leben der Internatsschülerinnen, das wie in einem Internierungslager organisiert war. Und doch lernte Magda in diesen Jahren Entscheidendes: Sie lernte, aus der ängstlich-depressiven Haltung ihrer Kinderjahre herauszufinden. Magda wurde erst frech und dann froh.

Vielleicht begann alles mit einem samstäglichem Gang zur Beichte.

«Hochwürden, ich möchte nicht beichten», begann Magda ihre «Beichte».

Der Pater auf der anderen Seite des «Fensters», unsichtbar gemacht durch einen Vorhang aus schwerem, rotem Stoff, blieb einen kurzen Moment stumm.

«Wa..., warum?» In seiner Stimme schwang eine Mischung aus Überraschung und Empörung.

«Weil ich nicht daran glaube», sagte Magda und wollte schon aufstehen.

«Warte!», bat sie der Beichtvater. «Bleib noch einen Moment sitzen. Ich möchte nicht, dass die anderen sehen, dass du nicht... Du verstehst schon, das wäre kein gutes Vorbild für die anderen.»

«Wollen Sie mich zum Lügen auffordern?» Jetzt war Magda die Empörte. «Meinen Klassenkameradinnen brauche ich nichts vorzumachen. Denen hab ich schon gesagt, dass ich nicht mehr beichtete. Wegen so was werde ich doch nicht lügen! «

«Ich regte mich auf, dabei machte der arme Priester doch nur seine Arbeit», notierte Magda später. «Er wollte die Seelen meiner Mitschülerinnen retten. Ich sollte sie nicht anstecken! Er tat, was er konnte, und mir bereitete es eine boshafte Freude, ihn wie die Fliege im Netz der Spinne zappeln zu sehen. – Eine Diktatur ist immer gefährdet, egal ob sie sich auf politische oder religiöse Ideen stützt.»

Dass Magda sich wieder der evangelischen Kirche annäherte, sich «heimlich» zu Gesprächen mit dem Waldenserpastor traf und schliesslich auch offiziell aus der katholischen Kirche austrat, das alles erlebte Grand-Maman nicht mehr. Dabei zahlte Magda noch Jahre nach deren Tod ihren Mitgliederbeitrag weiter. Sie wollte, dass der Name Varia Wissotzky auf der Gemeindeliste blieb – und sie selbst anonym. «Freiheit, Freiheit – nach all diesen Schwierigkeiten!», notierte sie.

«Der Beginn meines Lebens war, was die Religion betrifft, bizarr. Orthodox? Protestantisch? Katholisch? Ohne Religion? – Die Zukunft würde darüber entscheiden.»

Doch wohin sie sich auch wenden würde: Niemals würde «Mutter Kirche» die Mutter ersetzen, die Magda niemals kennengelernt hatte.

5

Aufbruch

FLORENZ 1918 – NEW YORK 1926

Das Jahr, in dem der Erste Weltkrieg endete, war auch das Jahr der spanischen Grippe. Nicht nur Europa, fast die ganze Welt war im Griff der Seuche. Zwanzig- bis vierzigtausend Menschen starben täglich, vom westafrikanischen Accra über Berlin bis nach Boston an der Ostküste der USA. Auch in Florenz hatte man seit der Pest im 14. Jahrhundert nicht solch eine verheerende Pandemie erlebt. Grand-Maman setzte sich neben ihrem bisherigen Engagement nun auch für Grippekranken ein. Die meisten Opfer waren, anders als bei anderen Grippeviren, junge Erwachsene. Es war ein Jahr, das den Florentinern als Schreckensjahr in Erinnerung bleiben sollte.

Für Magda jedoch war 1918 das Jahr ihrer Befreiung. Sie verliess die Klostermauern und trat aus dem Schatten der langen schwarzen Umhänge heraus. In der Hand hielt sie nicht nur das Abschlusszeugnis, sondern auch das «Nationale Ehrendiplom». Damit hatte sie sich für ein Hochschulstudium qualifiziert und als einzige der Klosterschülerinnen auch noch einen besonderen Lorbeer erworben. Einige der Lehrerinnen hatten schlussendlich akzeptiert und sogar gefördert, dass die aufmüpfig gewordene Magda sich lieber mit dicken Büchern befasste als mit filigranen Stickerei-

en. Und dass sie immer noch am liebsten die «Göttliche Komödie» las, obwohl sie die inzwischen nahezu auswendig kannte. Nun also war ihr Weg zum *Istituto Superiori di Magistero* frei, einer Pädagogischen Hochschule, die für ihren hohen Anspruch bekannt war.

1876 hatten die ersten italienischen Universitäten auch Frauen zum Studium zugelassen – Florenz war nicht dabei. Das hatte sich um die Jahrhundertwende geändert, aber der Wunsch zu studieren war für eine junge Frau immer noch recht exotisch. Ein anderer Wunsch dagegen war so verbreitet wie heute: Wenn die Frauen dieser Zeit denn überhaupt an eine eigene Berufstätigkeit dachten, wollten sie «irgendwas mit Menschen» machen. Magda auch. Und noch etwas scheint der heutigen Situation verblüffend ähnlich gewesen zu sein: Kinder im Grundschulalter zu unterrichten, war weniger eine akademische als eine sozialpädagogische Herausforderung. Dennoch waren Sozialpädagogik und Sozialarbeit damals noch keine Fächer, die man studieren konnte, jedenfalls nicht in Italien. Aber Magda schwebte genau das vor, was wir heute Sozialarbeit nennen. Grandmaman war ihr als Beispiel vorangegangen, auch wenn Magda mehr wollte, als armen Kindern einen Löffel Lebertran zu reichen und Grippekranken ein kühles Tuch auf die Stirn zu legen. Eigentlich hatte sie ja schon vor Jahren mit so etwas wie Sozialarbeit begonnen – in aller kindlichen Unschuld und Naivität. Aus der Sicht der inzwischen Erwachsenen war das eine ziemlich peinliche Geschichte. Oder einfach nur eine lustige? Wenn man an Magdas späteres Leben denkt, gibt sie geradezu eine Vorahnung von dem, was noch kommen würde:

Als Magda und ihre Cousine Lalli sieben oder acht Jahre alt waren, gründeten sie einen «Wohltätigkeitsverein», einen geheimen, versteht sich. Signora Bronconi hatte sie auf diese Idee gebracht. Die einfache Frau bestritt ihren Lebensunterhalt damit, dass sie Chiantiflaschen mit dem typischen Strohgebilde versah. Und weil sie da-

für nur einen kargen Lohn bekam, besserte sie ihr Einkommen auf, indem sie die beiden vornehmen Mädchen morgens zur Schule begleitete. Natürlich ahnte sie nicht, was sie auslöste, als sie Magda und Lalli auf die Armen aufmerksam machte, die den Weg zur Schule säumten. Die Mädchen trugen ihr Mittagspicknick in kleinen Weidenkörben bei sich; ein Mittagessen in der Schule gab es noch nicht. Der Anblick der Bedürftigen tat bei den sensiblen Mädchen sofort seine Wirkung. Schon am selben Tag wussten die beiden, was sie zu tun hatten: In der Mittagspause assen sie nur die Hälfte von dem, was sie dabei hatten, und auf dem Heimweg gaben sie die andere Hälfte einem Bettler, der ihnen auf der Piazza Indipendenza aufgefallen war. Diese erste Wohltätigkeit hatte Folgen: Die Zahl derer, die die Cousinen als ihre «Schutzbefohlenen» betrachteten, wuchs innerhalb weniger Tage, und bald warteten nicht nur auf der Piazza Indipendenza, sondern auch auf anderen Plätzen Notleidende auf die beiden Mädchen. Die mussten entsprechend mehr Lebensmittel herbeischaffen – aber nicht nur Lebensmittel. Bald kletterten fremde Kinder am schmiedeeisernen Tor vor der Villa in der Viale Margherita hoch, während Magda und Lalli Geschenke hinüberreichten. Die kleinen Mädchen mit den grossen Herzen trennten sich von allen möglichen Dingen – auch solchen, die eigentlich nicht ihnen selbst, sondern anderen Familienangehörigen gehörten, wenn man es eng sah... Nur Geld hatten sie nicht zu verschenken, doch auch das wollten sie gerne tun. Ein «professionelles» Fundraising musste her. Wo sollten die beiden Geld sammeln, wenn nicht in der Schule? Tatsächlich erbarmten sich einige Mitschülerinnen und spendeten ein paar Lire. Grand-Maman fand das Geld, kam gar nicht auf die Idee, nach seiner Herkunft zu fragen, und schickte die Mädchen damit zum Bäcker. Von Gewissenbissen gequält und vollkommen überzeugt davon, in einer ausweglosen, geradezu tragischen Situation zu stecken, assen die bei-

den die belegten Brötchen. Wie sollten sie diesen Verrat an den Armen und an ihren Mitschülerinnen wiedergutmachen?

Sie hatten eine Idee: Ab und zu kam der Lumpensammler vorbei; dem mussten sie nur ein paar Kleidungsstücke verkaufen, dann würden sie das Geld wieder erwirtschaftet haben. Der Plan ging auf: Der Lumpenmann nahm die angebotene Kleidung äusserst gern; dass es wohl kaum Lumpen waren, was die beiden aus den Schränken geholt hatten, störte weder ihn noch die grosszügigen Wohltäterinnen. Doch kaum hatten die beiden begonnen, Geld zu verteilen, wuchs wiederum die Zahl derer, von denen sie um eine milde Gabe gebeten wurden. Aber Lalli und Magda gingen die Ideen nicht aus: Sie machten die Kleider nass. Wenn sie mehr wogen, würden sie auch mehr einbringen, hatten sie sich überlegt, schliesslich wurde die Kleidung nach Gewicht bezahlt. Natürlich fiel der Lumpensammler auf diesen Trick nicht herein – es war das Ende des Wohltätigkeitsvereins, ein Ende, das die Cousinen auf ihre Art interpretierten und mit ihrer Weitsicht harmonisierten: Gott selbst hatte den Schwindeleien ein Ende gesetzt.

Das also waren Magdas bisherige Erfahrungen mit «Sozialarbeit». (Niemand konnte ahnen, dass Lalli später die Seiten wechseln würde: Nach Jahren als Klavierlehrerin entschied sie sich für ein Leben in Armut, schenkte alles, was sie hatte, katholischen Ordensschwestern und war fortan sogar, was die täglichen Mahlzeiten anging, auf die Mildtätigkeit von Nachbarn und Freunden angewiesen.)

Jetzt, als Erwachsene, wollte Magda ihre Helferqualitäten richtig ausbilden lassen – und half damit zuerst einmal sich selbst. Das Studium am *Istituto Superiore di Magistero* war ihr nicht nur eine Freude, sie bezeichnete es später als den «Rettungsring», der sie endgültig aus der Enge ihrer Kindheit heraushob. Was das Äussere anging, war das nicht leicht. Vater Oscar steuerte keine Lira zu den Studiengebühren und Lebenshaltungskosten bei, weshalb Magda in jeder freien Minute Nachhilfeunterricht geben musste, um finan-

ziell über die Runden zu kommen. In Ermangelung eines Badezimmers benutzte sie die Duschen der öffentlichen Badeanstalt, und wenn sie sich eine Pause gönnte, ging sie zur YWCA, der *Young Women's Christian Association*, dem weiblichen Gegenstück des internationalen CVJM, wo es gemütlicher war als «zu Hause», wenn man ihr Zimmer denn ein Zuhause nennen konnte. Hatte sie überhaupt irgendwo ein Zuhause? Gab es einen Ort, wo sie sich fallen lassen konnte, wo nicht sie sich um andere kümmerte, sondern andere sich um sie kümmerten? Wohl kaum. Wenn überhaupt, dann erlebte sie so etwas vermutlich am ehesten im Kreis der Freundinnen vom YWCA. Aber auch dort ging es in erster Linie darum, sich für andere Menschen zu engagieren. Wie auch immer, Magda genoss ihre Studienzeit, und sie war eine äusserst erfolgreiche Studentin. Als die Hochschule ihr die Möglichkeit bot, einen zusätzlichen Abschluss in französischer Sprache zu machen, nutzte Magda ihre Chance. Und so verliess sie das *Istituto* schlussendlich mit zwei Zeugnissen, einem der italienischen Hochschule und einem, auf dem das Siegel der Universität von Grenoble prangte. Ihr Französisch war hervorragend, wurde ihr bescheinigt. Dabei war sie noch nie in Frankreich gewesen. Dass das Siegel der französischen Universität in ihrem Leben noch einmal von grösster Bedeutung sein sollte – auch das konnte niemand ahnen.

Was macht eine gut aussehende, gebildete, junge Frau im Florenz der frühen zwanziger Jahre? Sie lässt sich umschwärmen. Sie macht Zukunftspläne. Sie träumt von einer grossen Reise. Und sie nimmt fürs erste einen Job an, um dann zu sehen, wie sich die Dinge so entwickeln.

Der Mann, mit dem Magda ausging, hegte furchtbar ernste Absichten, musste sie bald feststellen. Schade, fand Magda. Der streng katholische Belgier, der für einige Zeit für *American Express* in Florenz arbeitete, hielt nicht viel von unverbindlichen Flirts, sprach vom Heiraten und von katholischer Kindererziehung, und Magda hatte Mühe, Zeit zu gewinnen.

Falkenberg war zwar ausgesprochen gutaussehend und gefiel Magda auch sonst gar nicht schlecht – aber er war so ernst, und sie war doch gerade erst in die Freiheit entlassen worden!

Die Reise, von der Magda träumte, sollte nach Amerika gehen. Von einer Studienkollegin hatte sie erfahren, dass es in New York die Möglichkeit gab, Sozialarbeit zu studieren, und zwar als Aufbaustudium für Frauen, die schon einen Abschluss hatten. Zu denen gehörte sie ja jetzt, sie musste die Sache also «nur noch» organisieren und finanzieren.

Der Job, den Magda bereits gegen Ende ihres Studiums angenommen hatte, war ein äusserst angenehmer: Sie begleitete Spazierfahrten durch Florenz und Umgebung. Miss Wilcox, ein vermögendes amerikanisches Fräulein aus New Hampshire, das sich einige Monate in Florenz aufhielt, wollte das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden und suchte deshalb eine kulturbeflissene, einheimische Gesellschafterin, die ihr bei Museumsbesuchen und Landpartien ganz nebenbei Italienisch beibringen würde. Magda war die Idealbesetzung. Mehrsprachig und munter plaudernd belebte sie die Fahrten, und Miss Wilcox war so begeistert, dass sie die Ausflüge zu kleinen Reisen ausdehnte. Bald ging es nicht mehr nur nach Fiesole und zu anderen Ausflugszielen rund um Florenz. Die beiden Frauen erweiterten ihre Touren bis zum Lago Maggiore und nach Zermatt. Und dort, an der Poststelle von Zermatt, wartete eines Tages ein Umschlag auf Magda: Die *New York School of Social Work* hiess sie als Studentin für das kommende *Academic Year* willkommen. Und nicht nur das: Magda würde von ihrer Ausbildungsstätte sogar ein Stipendium erhalten!

Die Freude war riesig, die Erfüllung eines grossen Traums plötzlich ganz nah. Doch Magdas Hochgefühl bekam schon bald einen Dämpfer: Erst wenige Monate zuvor hatte die US-Regierung eine Quote für Einwanderer aus Süd- und Osteuropa beschlossen. Nur wer aus Nord- und Westeuropa kam, konnte ungehindert einreisen. Und Florenz zählte zu Südeuropa, so vergleichsweise nördlich, wie

es den meisten Italienern bis heute auch scheinen mag.

Aber eine Einwanderungsquote ist nicht dasselbe wie ein Einreisestopp. Wenn sie als Studentin die Einreise beantragte, wäre das ja vielleicht etwas anderes. Während Magda hoffte und bangte, hatte Miss Wilcox eine gute Idee: «Wie wäre es, wenn Sie mich auf meiner Heimreise nach New York begleiten würden? Wir könnten den Italienischunterricht an Bord fortsetzen.» Die zukünftige New Yorker Studentin würde also erst einmal als Lehrerin reisen – womit die Finanzierung der Hinreise bereits geklärt war.

Der Abschied von Florenz verlief so schmerzlos, dass es schon wieder wehtat. Wie wenige Menschen es hier doch gab, von denen Magda sich ungern trennte. Nicht nur, weil es August war und jeder, der es sich nur irgendwie leisten konnte, das brütend heiße Florenz Richtung Meer verlassen hatte. Grand-Maman war tot, Papa Oscar war ihr seit Langem entrückt, zu seiner Frau hatte sie nie ein enges Verhältnis gehabt. Die Halbgeschwister? Sonntagsbekanntschaften. Nur Falkenberg, der ernsthafte belgische Banker, bestand darauf, Magda nicht nur bis zum Bahnhof, sondern bis zum Hafen zu begleiten und sie nicht zu verlassen, bis sie den italienischen Boden unter den Füßen verlieren würde. Nun gut, wenn er unbedingt wollte...

Ein einziger Abschied blieb Magda für den Rest ihres Lebens in Erinnerung. Wenige Tage vor der Abreise besuchte sie das Grab ihrer Mutter. Sie stand im Schatten der hohen Zypressen und las, was ihr Vater in Stein hatte meißeln lassen:

*Nelly Wissotzky
morta a ventitre anni
il 29 novembre 1901
appena divenuta madre
e da solo dieci mesi sposa.
Anima eletta, purissima,
sbocciata come flore*

*che morendo dà il frutto.
Oggi, riposa nella pace divina
ove attende l'inconsolabile marito
Oscar Grilli
per non lasciarlo più*

*Nelly Wissotzky
gestorben mit 23 Jahren
am 29. November 1901,
kaum dass sie Mutter geworden war
und seit erst zehn Monaten verheiratet.
Erwählte Seele, reiner als rein,
wie eine Knospe, die erblühend
Frucht bringt und stirbt.
Sie ruht im göttlichen Frieden,
wo sie ihren untröstlichen Ehemann
Oscar Grilli
erwartet, um ihn nie mehr loszulassen.*

Ja, tatsächlich, es stand seit einem Vierteljahrhundert in Stein gemeißelt und hatte das Leben ihres Vaters bestimmt: Seine Ehefrau, die erste, die «eigentliche», war eine Überirdische. Diese «Tatsache» hatte auch das Leben der Tochter geprägt. Doch nun würde sie, Magda, die ganz und gar Irdische, Lebenslustige, Praktische und Pragmatische, diesen Teil ihres Lebens hinter sich lassen und in das Land gehen, das zu ihr passte: das Land derer, die nach vorne sahen, die zupackten, die offensichtlich auch ohne zweitausend Jahre Kulturgeschichte glücklich werden konnten und die fünfundzwanzig Jahre verwickelter Familiengeschichte ebenfalls unbeeindruckt lassen würden.

Marseille – Genua – Neapel – Palermo – New York. Der französische Dampfer der *Fabre Line* legte die Strecke in zwei Wochen zurück. Magda stieg in Neapel zu, Miss Wilcox erwartete sie schon. Falkenberg, der hartnäckig Verliebte, hatte ihr im Zug ihren goldenen Armreif vom Handgelenk gestreift.

«Was auch immer geschieht, ich werde dich wiedersehen», hatte er geflüstert.

«Du Armer», war alles, was Magda dazu einfiel. Was sie aber selbstverständlich nicht laut sagte.

Zumindest den Armreif sah sie nie wieder.

Magda hatte von einer viel längeren Schiffspassage geträumt, von Zwischenstopps auf unbekanntem Inseln, davon, dass sie Menschen und Tiere sehen würde, die ganz anders waren als alles, was sie in Italien kennengelernt hatte. Das zügige Vorankommen auf einem Schiff voller armer süditalienischer Auswanderer, die ihr Glück trotz allem versuchen wollten, war nicht gerade romantisch. Aber immerhin: Dieses Ticket hatte sie geschenkt bekommen. Und die Richtung stimmte.

6

Geboren werden

SAINT-QUENTIN 1901-1910

Andrés Geburtshaus liegt nur wenige Meter von den Champs-Elysees entfernt. Das hört sich grossartig an, ist es aber nicht. Denn nicht nur die Pracht-Avenue in Paris heisst Champs-Elysees, eine der grösseren Strassen von Saint-Quentin heisst genauso. Und Saint-Quentin ist ein Industrieort im Norden Frankreichs, nicht weit von der belgischen Grenze. Keine Schönheit und wenn berühmt, dann von trauriger Berühmtheit. Die Stadt liegt nicht weit entfernt von der Somme, und der Name dieses Flusses weckt bis heute dunkle Erinnerungen. Schon während der Religionskriege, mehr als dreihundert Jahre vor Andrés Geburt, spielte Saint-Quentin als Grenzort eine Rolle. Damals ging es noch um die Grenze zwischen katholischen und protestantischen Ländern. Protestantische Weber flohen aus den zu dieser Zeit katholischen Niederlanden. Sie brachten nicht nur protestantische Gesangbücher mit, sie beherrschten auch eine eigene Kunst: das Weben feiner Stoffe. Die Textilindustrie bestimmte fortan die Geschichte der Stadt und damit, Jahrhunderte später, auch das Leben der Familie Trocmé. Paul Trocmé, Andrés Vater, war ein echter Sohn seiner Stadt. Er war Protestant, und er war in dritter Generation Inhaber einer Textilfabrik. Das (Wohl-)Leben der Familie fusste auf feiner



Andrés Eltern: Paul Trocmé und Paula Schwerdtmann

Spitze und wollenem Tuch, wobei beides nicht nur produziert, sondern auch sehr erfolgreich an gediegene und vermögende Pariser Kunden verkauft wurde.

Auch wenn die Champs-Élysées von Saint-Quentin nur ein Abklatsch der «echten» Champs-Élysées waren – das Haus der Trocmés konnte sich sehen lassen. Achtzehn Zimmer hatte es – die Küche und die Hauswirtschaftsräume nicht mitgerechnet –, zwölf davon waren Schlafzimmer. Die Familie war nämlich nicht nur materiell reich, sie war auch kinderreich: Sieben Söhne und zwei Töchter bevölkerten das Haus, auch wenn der Altersabstand der Kinder so gross war, dass nie alle gleichzeitig zu Hause wohnten. Dafür war bei der Ankunft des letzten Kindes auch schon das erste Enkelkind auf der Welt. Weil es ein Ostersonntagmorgen war, als André, der Jüngste, geboren wurde, bekam er gleich einen zweiten Namen: Pascal, der Österliche. Auf Bildern erkennt man ihn an seinen langen blonden Locken, die ihm bis auf die Schultern fallen.

Das alles hört sich nach einer unbeschwerten Kindheit im munteren Kreis vieler Geschwister an – und ist leider weit gefehlt. «Es

war kein fröhliches Haus», schrieb André in seinen Erinnerungen. Und die nahen Champs-Élysées nennt er «la grande promenade mélancolique».

Was war so niederdrückend am Leben in diesem grossen Haus mit seinem parkartigen Garten?

«Ich bin in der strengen religiösen Atmosphäre einer hugenottischen Familie aufgewachsen. Höher als alles in der Welt setzte mein Vater den Begriff der Pflicht. Noch ganz jung, lernte ich, das Böse zu hassen: nicht das Böse, das man bei den anderen sieht, sondern das Böse, das man selbst tut.»

Da war zum Beispiel die Geschichte mit den Butterkeksen. Sie spielt in einer Zeit, als man es ganz normal fand, dass die Erwachsenen etwas Süsses essen, während die Kinder grosse Augen machen und hoffen, bald gross zu sein, damit sie auch so etwas Gutes bekommen. Andrés Vater hatte die Gewohnheit, nach dem Mittagessen einen Kaffee zu trinken und dazu einen «Petit Beurre LU» zu essen, einen schlichten, zeitlosen Butterkeks, der auch heute, hundert Jahre später, nicht anders aussehen dürfte als damals. Einen zweiten Keks dieser Marke gab es gegen Abend zum Tee. Ausserhalb dieser Zeiten befand sich die Keksdose im Esszimmer oben auf dem Buffet.

Schon einige Male hatte André vor dem Zubettgehen ein oder zwei Kekse aus dieser Dose entwendet und sie unter das Kopfkissen im Kinderzimmer geschmuggelt. Wenn Pierre, der Bruder, mit dem er das Zimmer teilte, durch regelmässiges Atmen signalisierte, dass er schlief, zog André einen Keks unter dem Kopfkissen hervor und ass ihn, genauer: er lutschte ihn unendlich langsam und genussvoll.

Eines Tages wurde er vor seinen Vater zitiert. Eine Hausangestellte hatte einen angebissenen und halb zerkrümelten Keks in Andrés Bett gefunden. Offensichtlich war er während der «Tat» eingeschlafen.

«Stimmt es, dass du Kekse stiehlest?», fragte der Vater.

«Nein, ich war es nicht», antwortete André, krank vor Angst.

«Wie kommt es dann, dass in deinem Bett ein Keks gefunden wurde?»

«Vielleicht hat ihn jemand dort hingetan», log André ein zweites Mal.

Wer der «Jemand» war, lag auf der Hand: Madeleine, Andrés um viele Jahre ältere Schwester, lebte mit ihrem kleinen Sohn im Haus, und der war ein temperamentvoller Feger, der es auf die Nerven des Grossvaters abgesehen zu haben schien.

«Sie müssen André glauben», sagte der Vater daraufhin zur Hausangestellten. «Er lügt nie.»

Während André wie versteinert im Zimmer stehen blieb, hörte er die Schreie des kleinen Jean, der im Nebenzimmer von seinem Grossvater verprügelt wurde.

Es folgten Wochen der Todesangst, so beschreibt André es viele Jahre später. «Ich wusste jetzt, dass ich als ein ehrlicher Junge galt, der nie log. Und ich wusste, dass ich dieses Vertrauens nicht würdig war. Die Scham überwältigte mich, die Scham, als jemand zu gelten, der ich nicht war. Ich wusste – und das verursachte mir die meisten Schmerzen –, dass ich niemals den Mut haben würde, meine Feigheit zuzugeben. Ich war zu feige einzugestehen, wie feige ich war. Ich sah in die Abgründe der Sünde und wurde ein unglücklicher Junge, dem ständig die Schamröte ins Gesicht stieg und der im Auge der anderen immer eine Anklage zu entdecken meinte – und deshalb den eigenen Blick stets senkte.»

Warum nur konnte André mit seinem Vater nicht reden, auch nach Wochen und Monaten nicht? Und warum gab es offensichtlich auch keine andere Person im Haus, an die er sich hätte wenden können? Und wie kann es überhaupt bei einem Kind in diesem Alter dazu kommen, dass eine Keksdose mit dem Abgrund der Sünde verknüpft wird und dies schliesslich zu einer tiefen Verachtung der eigenen Person führt?

Vielleicht kann man es am besten mit einer speziell protestantischen Form des Rigorismus' erklären, die in dieser Zeit keineswegs

selten war und die auch das Zusammenleben im Hause Trocmé bestimmte. Es war ein konsequent, aber ohne Barmherzigkeit gelebter Glaube, eine Frömmigkeit, die kein Pardon kannte. Jede kleine Sünde konnte der erste Schritt auf dem Weg sein, der in den Abgrund führte. Deshalb musste sie kompromisslos bekämpft werden.

Die Familie Trocmé stammte mütterlicher- wie väterlicherseits von Hugenotten ab, und das, obwohl Andrés Mutter Deutsche war. Der Vater war in erster Ehe mit Marie Walbaum verheiratet gewesen. Sie starb nach der Geburt des neunten Kindes im Alter von 44 Jahren. Seine zweite Frau, Paula Schwerdtmann, eine Lehrerin aus dem kleinen Petzen bei Bückeburg in Schaumburg-Lippe, war die Tochter eines lutherischen Pfarrers. Sie hatte mit Paul Trocmé zwei weitere Kinder, Pierre und André. Da zwei Kinder aus erster Ehe schon in frühem Alter gestorben waren, hatte die Familie Trocmé nun neun Kinder.

Bis an sein Lebensende behielt André die Besuche bei seinen Grosseltern in Deutschland in seliger Erinnerung. Die beiden Alten waren der Inbegriff unerschütterlicher Pfarrersleute im klassischen deutschen Pfarrhaus. Hier war André glücklich: Diese Kaffeetafeln, dieser Zuckerkuchen! Und dann der Grossvater, der im Ohrensessel die grosse Pfeife rauchte! Es war eine gemütliche Art des gottseligen Lebens, die er hier erlebte. Für ihn, der immer etwas ängstlich war, aber auch für seine Mutter, die mit ihm reiste, bildete die warme Welt des kleinen Dorfes Petzen einen wohltuenden Kontrast zur kühlen Atmosphäre des Vaterhauses.

Zurück in Saint-Quentin verwandelte sich Andrés Mutter wieder in die strenge Regentin eines grossen Hauses. Von den Kindern wurde sie mit *Mère* angesprochen – im Gegensatz zur Mutter der älteren Geschwister, die *Maman* genannt worden war. Das Mieder der grossen und stattlichen Frau war eng geschnürt, der Knoten stramm am Hinterkopf befestigt, und die Brille, Modell *pince-nez* – Nasenkneifer –, war auch nicht dazu angetan, ihr Gesicht weicher erscheinen zu lassen.

Alle praktischen Dinge, die Kinder betreffend, waren Aufgabe der Kindermädchen Jeanne und Marie. Nicht *la Mère*, sondern sie putzten die Nasen, verbanden aufgeschlagene Knie und sorgten vor allem dafür, dass ihre Schutzbefohlenen sich in jeder Situation angemessen benahmen. Doch wenn Jeanne oder Marie die zwei Kleinen am Abend gebadet und ins Bett gebracht hatten, erschien *la Mère*, sang mit ihren Söhnen und las ihnen vor. Sie war es auch, die die Kinder früh zum selbständigen Lesen anhielt. Die Nähe dieser Mutter war etwas Besonderes, ihre Anwesenheit verbreitete einen Glanz, der wenige herausgehobene Stunden der Woche auszeichnete.

Die streng geordnete Welt der Familie Trocmé zerbrach am 24. Juni 1911.

Es war ein sonniger Samstag, der Johannistag und Sommerbeginn. Das Ehepaar Trocmé hatte mit den jüngeren Kindern im Landhaus der Familie übernachtet, in Saint-Gobain, gut dreissig Kilometer südlich von ihrem Stadthaus. Jetzt sollte es zurück nach Saint-Quentin gehen, aber das Wetter war einfach zu gut, um den direkten Weg zu nehmen. Paul Trocmé war es ein Vergnügen, seine Frau, seine zwei Söhne Pierre und André und Annette Seebas, eine Nichte seiner Frau, die gerade in Frankreich zu Besuch war, in sein neu erstandenes Automobil zu bitten. Es war ein Panhard & Levasseur von 1910, das erste Auto mit Vierzylinder-Schiebermotor – ein Wagen, der den Gipfel an Fortschritt und Eleganz auf dem Automarkt seiner Zeit markierte. Der hintere Teil, in den die Kinder kletterten, war geschlossen, die beiden vorderen Sitze dagegen wie die eines Cabriolets offen, beschattet nur durch das überstehende Dach der Kabine und von vorne geschützt durch eine halbhohe Windschutzscheibe. Zu der kleinen Extratour zwischen hohen Kornfeldern und blühenden Wiesen setzte sich Madame Trocmé auf den Beifahrersitz, während Monsieur das Lenkrad in die Hand nahm.

Es war eine traumhafte Fahrt – bis ihr Wagen von einem kleineren Auto überholt und von einer Staubwolke eingehüllt wurde. Wer

war da so frech und ausserdem schneller als ihr Panhard & Levasseur? Paul Trocmé trat aufs Gas. Gleich würde man sehen, dass eine Luxuslimousine sich nicht von einer Klapperkiste beleidigen liess. Die Kinder im Fond schrien vor Vergnügen. Zeig's ihm, Papa!

«Und dann passierte es», schreibt André in seinen «Erinnerungen». «Das, was von alters her vorherbestimmt war: dass Papa Mutter zu Tode bringen würde. Seitdem bin ich hundert, ja tausend Male gestorben, auch ich, bei diesem Unfall. Ein schreckliches Kreischen von fünf Wesen in Todesangst. Etwas, das wie ein riesiger Hammer – woher kommt er bloss? – auf uns einschlägt. Unermesslich gross, brutal und gleichzeitig so ironisch, so unbeteiligt. *Es*, das man den Tod nennt, und das Niemand ist, noch nicht einmal ein Knochenmann mit Sense, mit dem man wenigstens diskutieren könnte. *Es*, ein Nichts, hat uns zerstört, zermalmt und dann auf verbautem Blech liegen lassen. Kein Ton mehr, ausser den Grillen, die in den Wiesen zirpten, und dem Benzin, das aus dem Tank tropfte... Tausend Mal bin ich mit Mutter gestorben.

Dann die ersten Bewegungen, stöhnend, auf dem Boden kriechend. Diese schreckliche Anstrengung, dem Tod zu entkommen. Die drei Kleinen und Papa, der sein gebrochenes Handgelenk hielt, zitternd richteten sie sich neben der verbogenen Karosserie auf, und dann begannen sie zu lachen wie die Verrückten, weil sie noch lebten.

Erst jetzt sah einer von uns Mutter. Nein, da war sie es schon nicht mehr. Auf der Strasse, zehn Meter hinter uns, ruhte ein grosser, im Staub gewälzter Körper. Die Beine leicht gespreizt, ein Faden Blut, der aus der rechten Mundecke rann. Die Augen geschlossen. Nicht wie zum Schlaf geschlossen, sondern wie die Fenster eines Hauses, das vor langer Zeit verlassen wurde. Auf dem Gesicht ein teilnahmsloser, hochmütiger Ausdruck, das Zeichen des *Es*, das Nichts ist. Das nervöse Lachen der Überlebenden verwandelte sich

in stummes Schluchzen, die Kiefer aufeinandergedrückt, um nicht zu schreien, um nicht noch mehr zu zittern.

Ein Arzt. Ein Taxi, das aus dem Nichts auftaucht. Und plötzlich, auf einen Schlag, in einem einzigen Schrei habe ich alles verstanden, alles ermessen: Ich hatte keine Mutter mehr. Mir schmerzte der Körper, das Herz, die Seele, und ich war geboren, ich war ein Mann.»

Grenzen

SAINT-QUENTIN 1911-1914

Ich habe sie umgebracht! Ich habe sie umgebracht!» Ein erster Trauergottesdienst im Familienkreis wurde im Haus selbst gehalten. Der Vater unterbrach ihn immer wieder mit seinen verzweifelten Rufen.

Für die Familie war die Mutter im Strassenstaub gestorben. Für den Arzt starb sie, auf weisse Leintücher gebettet, erst einige Tage später. Das Bett der Sterbenden stand im Raum neben Andrés Zimmer, und der Junge hatte das unregelmässige, röchelnde Atmen der Mutter drei Nächte lang durch die Wand gehört. Dann war es plötzlich still im Nebenzimmer. Und doch klang das Röcheln der Mutter noch in Andrés Ohren, als diese längst zu atmen aufgehört hatte.

André war zehn Jahre alt. «Krieg spielen» wurde in diesem ersten Jahr ohne Mutter zu seiner Lieblingsbeschäftigung.

«Du bist tot!»

«Gar nicht! Meine Kanonenkugel hat dich doch schon vorher getroffen! «

Mit Etienne, einem Sohn seiner Halbschwester, der also Andrés Neffe war, aber genauso alt wie er, machte André den grossen Garten zum Schlachtfeld. Die beiden vermengten alles, was sie über

Kriege wussten, zu einem wilden Spiel. In der Schule hatten sie gerade mit der Lektüre von Caesars Gallischem Krieg begonnen, dazu kam ein bisschen Napoleon im Winter vor Moskau, schliesslich das, was ihr Vater beziehungsweise Grossvater von 70/71 erzählt hatte, dem deutsch-französischen Krieg. Den hatte er vor vierzig Jahren als Soldat selbst erlebt. Aus einer Holzkiste wurde mithilfe eines starken Gummibands ein Katapult. Die weissen Kieselsteine der Einfahrt boten reichlich Munition, und schliesslich falteten und klebten die Jungen sogar Jagdflugzeuge aus Papier, auch «im echten Leben» gerade eine völlig neue Entwicklung.

Ein harmloses Vergnügen? Eine fantasiereiche Möglichkeit, sich «auszutoben»? Sicher war es beides, zumindest bis zum Sommer 1912, ein Jahr nach dem Tod der Mutter. Da hatte André beim Spielen ein Erlebnis, das aus einem kleinen Rabauken urplötzlich einen nachdenklichen jungen Mann machte.

Der Garten der Trocmés war durch Mauern und hohe Bäume vollkommen von der Aussenwelt abgeschlossen. Der Gärtner, der dieses Paradies pflegte, betrat es nicht durch das Haus, sondern durch eine kleine Gartentür an einer der Schmalseiten. Eines Tages stand die Tür offen, weil er gegangen war, ohne sie zu schliessen. Etienne und André imitierten gerade Geschützdonner und krakelten auch sonst bei ihren Kriegsspielen so laut, dass sie bis auf die Strasse zu hören waren. Erst das Quietschen der Gartentür dicht neben ihnen unterbrach ihr Spiel. Ein fremder Mann stand da, eine Kappe auf dem Kopf, ein blasses, gelbliches Gesicht darunter, eine Zigarette, die im Mundwinkel hing, die Hose mit breiten Hosenträgern an den Schultern aufgehängt. Offensichtlich ein Landstreicher. Der Mann sah zum Haus hinüber, liess seinen Blick durch den Garten schweifen und starrte dann die Jungen an. Lange stand er so da, ohne ein Wort. Dann sagte er mit einem bitteren, spöttischen Lächeln: «Tas d'cons – Ein Haufen Idioten», drehte sich um und schloss das Gartentor sorgfältig.

Was eine harmlose Unterbrechung ihres Spiels hätte sein können, wurde für André zu einem Schlüsselerlebnis. Da gab es also Leute ausserhalb des grün umfriedeten Familienreichs, die ganz anders waren. Normalerweise sah man sie nicht und wurde von ihnen nicht gesehen. Aber wenn sie einem plötzlich gegenüberstanden, dann konnte es passieren, dass sie nicht etwa vor Neid und Bewunderung erblassten, sondern sich umdrehten, weil sie das alles für Idiotie hielten: das Haus, den Garten, die Spiele, diese ganz abgeschlossene Welt... Hatten die Menschen da draussen vielleicht ganz andere Ideen im Kopf? Und konnte es wahr sein, dass manche von ihnen den Lebensstil der Trocmés sogar verachteten?

Die Lust am Kriegspielen war den Jungen vergangen. Und mehr noch: Fortan würde André sich immer beobachtet und von einer fremden Instanz beurteilt fühlen, auch wenn niemand in der Nähe war. «Der bleiche Landstreicher» wurde zu einer Figur in seinem Kopf, die ihn lange bedrängte und verunsicherte – bis er sie zu seinem Freund machte. «Dass dieser Landstreicher fand, ich bin ein Idiot, hat mir sehr gutgetan. Er ist einer der geheimen Mitbewohner meiner Gedanken geworden, fast eine Art Familienmitglied», schreibt André als Erwachsener und bekennt, dass er sich manchmal mit ihm unterhält. «Komm, bleicher Landstreicher, ruh dich mal aus, bis ich dich wieder rufe. Du hast mir gezeigt, dass es Kämpfe zwischen den sozialen Klassen gibt, und dafür bin ich dir dankbar. Du hast, ohne es zu wissen, ein gutes Werk vollbracht, als du unsere Welt so beschimpft hast. ‚Tas d’cons.‘ Ich kannte diesen Ausdruck gar nicht, du hast ihn mir beigebracht, und ich habe ihn seitdem oft leise vor mich hin gesagt, wenn ich mit den vielen lächerlichen Leuten zu tun hatte, die überhaupt keine Ahnung haben von den Menschen um sie herum.»

Am Ende des Sommers, in dem seine Mutter starb, wurde André eingeschult. Bis dahin war er von Hauslehrern und Hauslehrerinnen unterrichtet worden. Das Lesen hatte ihm seine Mutter noch selbst beigebracht, für französische Grammatik und das wegen

mangelnder Begabung bald aufgegebenes Klavierspiel waren Damen ins Haus gekommen, für andere Fächer besuchte er am Nachmittag den Direktor der Grundschule. Nun ging es aufs Lycée, ein Gymnasium, an dem sich, seit sein Vater es um 1855 herum besuchte, rein gar nichts verändert hatte. Französisch, Englisch, Latein, Mathematik, Geschichte und Geografie waren nach wie vor die Fächer der Zehnjährigen. Rhetorik, Philosophie und Deutsch kamen später dazu. Und immer ging es um Auswendiglernen, nach festen Regeln Zergliedern und Kommentieren, Aufschreiben, Kontrollieren, Wiederholen. Äusserlich diszipliniert, aber innerlich desinteressiert sass André in der Bank und langweilte sich. Sein Ernst brachte ihm einen Spitznamen ein: «mon oncle». Onkelhaft klug und korrekt, als gehörte er zu einer anderen Generation als seine Mitschüler, entwickelte sich André dennoch zu einem nur mässig guten Schüler.

Ein einziges Mal in seinen Jahren auf dem Lycée wagte er sich aus der Deckung und schrieb einen Aufsatz, in dem er ungeahnte Emotionen zeigte: «Ein Wintertag.» André beschrieb den grauen Himmel, den Schrei der Raben, die Lampe, die den frühen Abend erhellt, und er merkte, wie gut ihm das tat. Den richtigen Ausdruck für seine Empfindungen wählen, Satz für Satz eine Landschaft und eine Stimmung erschaffen, überhaupt: Schreiben, das war es!

«Klischee!» «Von wem hast du das?» «Das ist doch nicht von dir!», stand am Rand des Aufsatzes, den der Lehrer ihm kopfschüttelnd zurückgab. Nie mehr würde er diesen Fehler machen.

André war dreizehn Jahre alt und befand sich, weil Ferien waren, im Sommerhaus in Saint-Gobain, als der Erste Weltkrieg «ausbrach». Natürlich brach er nicht aus wie ein Vulkan, dessen Hitze und Asche man nicht entrinnen kann. Er war das Ergebnis einer Politik, die den Krieg als Risiko bewusst einkalkuliert hatte. Das Leben der Trocmés aber überkam er tatsächlich wie eine Naturkatastrophe: Die Familie kehrte in die Stadt zurück – und die wimmelte

von Soldaten! Die Mobilmachung war in vollem Gange. Seit drei Wochen schon befanden sich Frankreich und Deutschland im Krieg, und die Frontlinie verlief nicht auf deutschem Boden, sondern bereits im nahen Belgien.

In Andrés Kopf jagten sich die Gedanken, auch wenn er sich seit einiger Zeit stets bemühte, äusserlich die Haltung des grossen, besonnenen jungen Mannes zu wahren. Sollten die Deutschen, über die man jetzt mit Verachtung, ja, mit Abscheu sprach, dieselben sein, die er bei seinen Besuchen in Petzen kennengelernt hatte? Solche wie die Grosseltern, die Onkel und Tanten, Cousins und Cousinen, die Kinder, mit denen er bei Braunschweig im Fluss geschwommen war? Freundliche und mitleidige Menschen wie die Gouvernanten, die nach dem Tod der Mutter ins Haus gekommen waren?

Nein, das konnte nicht sein. Die Deutschen, die jetzt von den Franzosen zu Recht bekämpft wurden, waren ganz anders. Sie hatten eine Pickelhaube auf dem Kopf, sie gehorchten einem Kaiser, der ein unerträglicher Angeber war, sie setzten Häuser in Brand, erschossen Unschuldige und hackten Kindern die Hände ab, das wusste doch jeder. Niemand, den er im Elternhaus seiner Mutter kennengelernt hatte, wäre dazu in der Lage. Es mussten ganz andere Menschen sein!

Und doch blieb ein nagender Zweifel in Andrés Kopf: Was, wenn er eines Tages seinem Cousin Wilhelm begegnen würde – und der trüge die Uniform eines deutschen Soldaten? Wilhelm musste jetzt im «richtigen» Alter sein, um in den Krieg zu ziehen...

Als die Front nur noch dreissig Kilometer von Saint-Quentin entfernt und das Donnern der Kanonen Tag und Nacht deutlich zu hören war, hatte André eine Idee. Eine etwas grössenwahnsinnige Idee, aber doch die Idee eines «guten Jungen»: Er wollte ein Mittler zwischen Deutschen und Franzosen werden. Wenn die Deutschen in Saint-Quentin einmarschierten, würde er sich vor sie stellen und

auf Deutsch mit ihnen reden. Wofür hatte er diese Sprache von klein auf gelernt? Er würde ihnen sagen, dass sie die Stadt nicht zerstören und keinen ihrer Einwohner erschiessen durften. Sein Zeichen würde die weisse Fahne sein, und so wie Rahab durch ein rotes Seil an der Mauer von Jericho ihre Familie rettete, so würde er, André, durch eine weisse Fahne Saint-Quentin vor dem Untergang retten. Er brauchte nur noch eine weisse Fahne.

Die Fahne, die er auf dem Dachboden fand, war eine Tricolore. Aber egal. Sie war seit Jahren am 14. Juli, dem Nationalfeiertag, zu Ehren gekommen, und sie hatte den grossen Vorteil, dass sie schon fertig war. Das war praktischer, als wenn er erst noch selbst eine Fahne nähen und an einem Stock hätte befestigen müssen. Die Zeit drängte, und ausserdem würden die Deutschen beim Anblick der Tricolore gleich wissen, dass hier ein junger Franzose wohnte, der keine Angst vor ihnen hatte.

André nahm die Fahne, kletterte im Garten in die Spitze eines Apfelbaums und befestigte sie dort. Blau, weiss, rot. Wunderschön sah sie aus.

«Wer war das!?»

Im *petit salon*, dem kleinen Wohnzimmer, in dem die Grossfamilie sich zum Tee versammelte, herrschte höchste Aufregung.

«Ich!»

André trat vor, stolz auf seinen Bekennermut. Seit einem Monat war im *petit salon* die Sache des Vaterlandes hochgehalten worden. Aber alle anderen hatten immer nur geredet, er allein hatte etwas getan.

«Bist du wahnsinnig?!» «So eine Fahne ist eine Provokation!» «Du entfesselst die germanische Wut!» «Du riskierst deinen Kopf – und unseren.» «Klettere sofort auf den Baum und hol das Ding runter!» Alle redeten durcheinander.

Die Tricolore hatte verloren. So schnell also war die Zeit der weissen Fahne gekommen. Der ganze *petit salon* war André in den Rücken gefallen. Er tat, was man ihm befohlen hatte.

Als er am nächsten Morgen aufwachte, gab es neue Gerüchte: Nicht die Deutschen, die Engländer stünden bereits vor den Toren der Stadt! Die Deutschen seien eingekreist und erfolgreich zurückgeschlagen worden. Um fünf Uhr am Nachmittag dann der Einmarsch eines Regiments. Wie bei einer festlichen Parade zogen Soldaten in allerschönster Pracht und Ordnung über den Boulevard. André lief auf die Strasse, um die Retter zu begrüßen. Er meinte schon, Duddelsackklänge zu hören. Doch dann Schreie, eine wilde Flucht der Passanten. «Es sind die Deutschen!»

André rannte zurück ins Haus. Jetzt wollte er wenigstens der Erste sein, der dem *petit salon* die ungeheuerliche Nachricht brachte. Doch der Salon war leer, genau wie alle anderen Zimmer. Die ganze Familie war bereits in den Keller geflohen. Bis auf den Vater, der irgendwo draussen sein musste.

Da sass André nun bei den anderen. Ohne Fahne. War er feige? Durch das Kellerfenster hörten sie, wie im Nachbarhaus eine Tür eingetreten wurde. Ein «Mutiger» hatte aus dem Hinterhalt auf die einmarschierende Truppe geschossen. Laute Stimmen. Schüsse.

Dass sein Vater, während sie hier sass, dort oben gezwungen wurde, einer deutschen Patrouilletruppe als menschlicher Schutzschild zu dienen, wusste er nicht. Von Strassenecke zu Strassenecke schoben sie ihn vor sich her, um französische Schützen davon abzuhalten, auf sie zu schiessen. Ihr Plan ging auf, weder die Soldaten noch der Vater wurden verletzt. Auch wenn vielleicht nur sein Körper unversehrt blieb.

Am nächsten Tag wehte die deutsche Fahne über allen öffentlichen Gebäuden. Was für eine Schmach. Viereinhalb Jahre würde sie dort wehen. In André weckte sie nur einen Wunsch: Liberté – Freiheit!

8

Wachgerüttelt

SAINT-QUENTIN 1914-1917

Am Anfang war alles wie ein grosses Geländespiel. André, sein Bruder Pierre und sein Neffe Etienne jedenfalls nahmen die ersten Wochen des Kriegs wie eine sportliche Herausforderung und sahen überall eine Möglichkeit, kleinere oder grössere Abenteuer zu erleben. Es begann damit, dass sie eine Plakatsammlung anlegten. Die Deutschen machten ihre Mitteilungen in Form von Aushängen, die sie an Bäumen, Zäunen oder Mauern befestigten. Mal waren es Aufforderungen an die Bevölkerung, mal Ankündigungen von Exekutionen. Die drei Jungen machten sich einen Spass daraus, früh aufzustehen und in der Morgendämmerung, vor Schulbeginn, die Plakate herunterzureissen oder besser noch: sie vorsichtig abzunehmen, damit sie sie unversehrt auf den Stapel der bereits gesammelten Plakate legen konnten. Ein- oder zweimal passierte es, dass einer von ihnen bei seiner Tat – auf die Gefängnisstrafe stand! – beobachtet wurde. Aber weil die Jungen schneller rennen konnten und sich ausserdem in den Gassen der Altstadt besser auskannten als die Fremden, entwischten sie ihren Verfolgern.

Die zweite Sammelleidenschaft der Trocmé-Sprösslinge galt Granatsplittern, möglichst grossen natürlich. Die Gelegenheit, sie

zu sammeln, bot sich traurigerweise immer wieder, und was alle um sie herum in Angst und Schrecken versetzte, hatte für die sorglosen, selbsternannten Rächer des Vaterlandes einen besonderen Reiz: der Lärm, den die Explosion einer Granate verursachte. Da der Bahnhof von Saint-Quentin einen für die Deutschen strategisch wichtigen Umschlagplatz für Menschen und Material darstellte, wurde er häufig von alliierten Fliegern ausgespäht und zweimal unter heftigen Beschuss genommen. Das Kriegsmaterial, das sich auf den Zügen aus Deutschland befand, explodierte, Dächer wurden abgedeckt, Fenster barsten, starke Mauern bekamen Risse, es gab Tote – und die Jungen rannten hin. Beim zweiten Angriff auf den Bahnhof hätte es sie fast das Leben gekostet: Von einem Haus herabstürzende Gipsbrocken verfehlten die drei um ein Haar. Doch André, Pierre und Etienne kehrten von ihrer Expedition mit einigen – in ihren Augen – wertvollen Fundstücken nach Hause und fühlten sich grossartig.

André hatte es noch auf eine besonders schwer zu beschaffende Trophäe abgesehen: Er träumte davon, eine Pickelhaube zu finden und zu verstecken. Nach dem Sieg über den Feind würde er sie dann in der Schule herumzeigen. Daraus wurde nichts, und auch die Plakatsammlung musste eines Tages schnell verschwinden. Die drei rollten die Plakate auf, steckten sie in Flaschen und vergruben sie im hintersten Teil des Gartens.

(Jahre später stellte sich heraus, dass die Plakate den Krieg unversehrt überstanden hatten, während das Tafelsilber und Geschirr der Familie, das daneben vergraben lag, einer Granate zum Opfer gefallen war.)

Das grösste Abenteuer jedoch war die Ankündigung der Befreiung von Saint-Quentin. In der Stadt kursierten unzählige Gerüchte. Die meisten von ihnen weckten eine Hoffnung, die sich schon bald zerschlug. Das brachte André und Pierre auf eine Idee: Auf einer kleinen Schreibmaschine tippten sie ein Flugblatt mit mehreren Durch-

schlagen. Der Text war weitschweifig und übertrieben pathetisch, aber darunter prangte ein «gez. General Joseph Joffre» – die Autorisierung durch jenen Mann, der schon in Vietnam, Timbuktu und Madagaskar siegreich gewesen war und bald sicherlich auch das Schicksal Frankreichs im eigenen Land zum Guten wenden würde.

«Einwohner von Saint-Quentin! In wenigen Tagen wird die Stunde eurer Befreiung schlagen. Die siegreichen Kräfte der Republik werden nach einer unschlagbaren Offensive das Banner des Vaterlandes auf euer Rathaus setzen...» Und so weiter, und so weiter. Die zwei Propagandisten zogen die Blätter aus der Maschine und setzten handschriftlich darunter: «abgeworfen aus 3'000 Meter Höhe, gez. Moreau, Leutnant der Luftwaffe». Dann warteten sie auf den Einbruch der Dunkelheit, schauten zum Himmel und beobachteten tatsächlich ein französisches Flugzeug. Wenige Minuten später waren die Blätter in den verlassenem Strassen der Stadt verteilt.

Der Erfolg war durchschlagend. Bevor die Jungen am nächsten Morgen zur Schule aufbrachen, stand schon der Metzgersjunge von nebenan in der Tür, schwenkte ein Blatt in der Hand und rief: «Diesmal ist es wahr! Sie kommen!»

In der Schule dasselbe: «Habt ihr das gelesen?!» «General Joffre! Es ist unglaublich!»

Nicht nur die Schüler, auch die Lehrer jubelten vor Freude. Eine Familie Moreau glaubte bereits, in der Unterschrift unter dem Flugblatt die Handschrift ihres Sohnes erkannt zu haben!

André und Pierre mussten Freude mimen, fühlten aber nichts als Beklemmung. Dass es so leicht war, selbst Erwachsene zu täuschen – wie hätten sie das ahnen können?!

Nur einer traute dem Braten nicht: Andrés Vater. «Wenn der General Joffre eine Offensive vorbereitet, wird er das nicht gerade den Deutschen erzählen. Und dann dieser hochtrabende Stil, das ist doch lächerlich!»

Heimlich waren die Jungen stolz auf ihren klugen Vater. Laut kommentierten sie seine Zweifel mit keinem Wort.

Die Sache verlief sich im Sande. Die Offensive blieb aus, die deutsche Fahne wehte weiter auf dem Dach des Rathauses, und niemand gab zu, dass er sich hatte täuschen lassen.

Erst Wochen später bekannten André und Pierre ihrem Vater, dass sie die Urheber des Machwerks waren. Er glaubte es ihnen nicht.

Doch dann kam das Jahr 1916. Jetzt konnte auch ein Jugendlicher den Krieg nicht länger als Abenteuer missverstehen. Vier Tote pro Quadratmeter, das war die Bilanz der Schlacht um Verdun. Sie hatte zehn Monate gedauert und keine nennenswerte Verschiebung des Frontverlaufs gebracht.

Mit der Schlacht an der Somme, die in demselben Jahr tobte, rückte der Krieg den Trocmés noch näher. Nur fünfunddreissig Kilometer waren es von Saint-Quentin an den Ort der schrecklichsten Kämpfe, und das Artilleriefeuer war Tag und Nacht zu hören. Achte tausend junge Männer starben allein in der ersten halben Stunde des ersten Kampftages, dem 1. Juli 1916. Fünf Monate später war das Sperrfeuer «erfunden», die ersten Panzer und die ersten Kampfflugzeuge in der Geschichte des Krieges waren zum Einsatz gekommen. Die Bilanz: eine Million Tote. Kein Sieger, nirgends.

Fünf Monate lang zog der Nachschub der deutschen Truppen durch Saint-Quentin, genau wie die Transporte der Verwundeten – in die Gegenrichtung. Junge Männer, die begeistert nach Westen aufgebrochen waren, lagen nun blutend auf einem Karren und wurden wieder Richtung Osten ins Lazarett gebracht. Sie hatten noch Glück, denn es gab auch Tage, an denen weder Gefangene gemacht noch Verletzte geschont wurden.

Drei von Andrés Brüdern aus der ersten Ehe seines Vaters kämpften auf französischer Seite: Robert, Eugène und Maurice. Robert, zu dem André das engste Verhältnis hatte, den er geradezu verehrte und idealisierte, war Hauptmann der Infanterie und wurde an einem der «grossen Tage» dieser «grossen Schlacht» verwundet. Die Deutschen hielten ihn für tot und liessen ihn im Dreck

liegen. Doch Robert schaffte es, über das Schlachtfeld zur französischen Linie zu robben und sich zu retten. Ein Held, der am Ende des Krieges die Ehre hatte, als einer der ersten französischen Offiziere in das befreite Brüssel einzuziehen.

Tatsächlich zogen aber auch Andrés Cousins als deutsche Soldaten durch Saint-Quentin. Er sah sie nicht, aber man erzählte es ihm.

Auf beiden Seiten also kannte André Menschen, mit denen er eng verbunden war. Aufrechte, ernsthafte, pflichtbewusste Männer, die überzeugt waren, einer gerechten Sache zu dienen. Und er stand dazwischen, qualvoll hin- und hergerissen. Ein Fünfzehnjähriger, der an einem Tag gern selbst in den Kampf gezogen und sich für Frankreich geopfert hätte, und der am nächsten Tag von dem, was er sah, einfach nur angewidert war.

Und wieder wurde ein kurzer Moment, eine Szene, die er auf der Strasse beobachtete, für André zu einem Schlüsselerlebnis, einer «Offenbarung der Kriegsschrecken», wie er es nannte.

«Ganz Saint-Quentin hatte sich in ein Krankenhaus verwandelt. Ich kam vom Bahnhof und traf auf eine erbarmungswürdige Gruppe deutscher Verwundeter. Es gab kaum noch Transportmittel, weder Autos noch Pferde, so dass alle, die noch irgendwie laufen konnten, sich zu Fuss zu dem Lazarett bewegen mussten, dem sie zugeordnet worden waren. Der Gruppe voran gingen drei Männer, alle drei verletzt und verbunden. Der Mittlere hatte an der Stelle des Kopfes eine riesige Kugel aus Verbandstoff. Er konnte sicherlich nichts sehen, denn er lief stolpernd und hielt sich nur mithilfe seiner Kameraden einigermaßen aufrecht. Als er näherkam, bemerkte ich mit Schrecken, dass ihm der Unterkiefer fehlte. Der untere Teil des Gesichts war nichts als eine Menge zusammengepresstes Verbandzeug, dunkel gefärbt von geronnenem Blut. Für einen Moment schien mein Herzschlag auszusetzen. Ich hatte nicht gewusst, dass *das* der Krieg war.

Eins war klar: Ich konnte diesen Mann ohne Gesicht nicht has-
sen. Traurig und entsetzt ging ich nach Hause.»

Wenige Tage später traf André bei sich zu Hause einen deutschen
Soldaten im Treppenhaus. Offensichtlich war er in dem weiträumigen
Anwesen einquartiert worden.

Der Soldat blieb stehen, schaute André freundlich an und be-
rührte seinen Arm.

«Bist du hungrig?», fragte er und hielt dem Jungen mit einer
etwas linkschen Gebärde ein Stück dunkles Kommissbrot hin, so,
als sei ihm bewusst, dass dieses Angebot peinlich sein könnte.

«Nein», antwortete André auf Deutsch.

Erstens hungerten die Trocmés nicht, zweitens wollte er kein
dunkles deutsches Brot essen, von dem man sagte, dass es aus Kar-
toffeln gemacht sei, und drittens hätte er sich, selbst wenn er hung-
rig gewesen wäre, dieses Brot nicht von einem Deutschen schenken
lassen.

«Nein, ich nehme kein Brot von einem Feind», sagte André
schroff.

«Ich bin nicht dein Feind», antwortete der Soldat.

«Doch!», gab André sofort zurück. «Sie sind mein Feind. Sie tra-
gen diese Uniform, und morgen werden Sie vielleicht meinen Bru-
der umbringen. Er kämpft gegen euch, damit wir euch endlich los-
werden. – Warum seid ihr überhaupt gekommen!?»

«Ich bin nicht der, für den du mich hältst.» Der Soldat blieb
freundlich. «Ich bin ein Christ. – Glaubst du an Gott?»

André stutzte. Seit einiger Zeit besuchte er die «Union», die
«Union chrétienne de jeunes gens», wie sie mit vollem Namen
hiess. Es war eine Gruppe junger Männer in der evangelischen Kir-
che, und er gehörte mit Begeisterung dazu. Ob es solche Gruppen
auch in Deutschland gab?

«Ich bin in Breslau Christus begegnet», erzählte der Soldat,
«und habe ihm mein Leben gegeben.»

Die beiden standen noch lange im Treppenhaus, denn der Deutsche erzählte ausführlich von seiner Bekehrung und seinen Erfahrungen mit dem Glauben. André merkte bald, dass Kindler, so hatte er sich inzwischen vorgestellt, zu einer Sekte gehörte, aber das änderte nichts an der Tatsache, dass er Sätze sagte, die ihn tief beeindruckten.

«Gott hat uns gezeigt, dass ein Christ nicht töten darf, niemals. Wir tragen keine Waffe!»

«Aber du bist doch als Soldat hier...», wunderte sich André. Ohne es zu bemerken, hatte er angefangen, Kindler zu duzen.

«Ich habe mit dem Hauptmann gesprochen, und er hat mich zur Telegrafentruppe geschickt. Normalerweise tragen die Fernmelder eine Pistole oder ein Messer. Aber ich trage nichts bei mir. Ich bin oft in Gefahr, zwischen den Linien, aber dann singe ich ein Lied oder ich bete. Wenn Gott mein Leben retten will, dann wird er es tun. Wenn nicht...»

Zum ersten Mal in seinem Leben begegnete André einem Mann, der das war, was man später einen Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen nennen würde. Wenn sein Gegenüber ein Franzose gewesen wäre, hätte ihn das vermutlich empört: Wie!? Du bist nicht bereit, dein Vaterland zu verteidigen, das überfallen worden ist und auf dem man herumtrampelt?

Aber nun war der andere ein Deutscher... André empfand Respekt, sogar Hochachtung vor seiner Haltung. Dieser Mann war ein Christ, vielleicht der «echte», «wahre» Christ, einer, wie er eigentlich gemeint war und wie alle Christen sein sollten.

Die Freundschaft zu Kindler, die sich in den nächsten Tagen entwickelte, liess das, was bis dahin noch an Nationalismus und Militarismus in André steckte, im Nu zusammenfallen – und er erlebte es als eine ungeheuere Befreiung. Es war die Lösung der Widersprüche, die ihn zerrissen hatten. Nicht die Franzosen kämpften «für Gott und Vaterland», nicht die Deutschen, nicht die Briten – niemand! «Ich sah den Krieg als das, was er war: ein entsetzliches

Chaos, in dem alle, ob sie den Krieg anführten, Kriminelle waren oder Opfer wurden, auf ihre Weise Gott den Gehorsam verweigerten, indem sie nämlich vorgaben, an seiner Stelle und mithilfe von Kanonen die Gerechtigkeit herbeizuführen.»

In aller Unschuld und Begeisterung nahm André den frommen Untermieter sofort zu einer Versammlung der «Union» mit. Die jungen Männer staunten nicht schlecht, als ihr Freund ihnen einen deutschen Soldaten vorstellte. Manche konnten es kaum fassen und hielten André für völlig übergeschnappt. Der übersetzte, was Kindler sagte, und als der Deutsche den Franzosen dann einen Kanon beibrachte, dessen Text nichts als «Halleluja» und «Amen» war, war das Eis gebrochen.

Am Ende des Abends knieten sich alle, wie gewohnt, zum Gebet nieder. Aus der Feme war Geschützfeuer zu hören. Wenige Kilometer vom Ort ihrer Versammlung brachten sich Franzosen und Deutsche gegenseitig um. Hier beteten sie gemeinsam. Kindler betete auf Deutsch. Und dann betete André – zum ersten Mal in seinem Leben laut und vor Menschen, die ihm zuhörten. Es gab nur ein Reich Gottes für alle Menschen, das war ihm plötzlich sonnenklar. Und dieses Reich war nichts Fernes, sondern etwas, das er in diesem Moment greifbar nah fühlte.

Wenige Tage später musste Kindler zur Front. Bevor er aufbrach, bat er André in sein Zimmer und übergab ihm einige Papiere, ein paar Fotos, eine Kneifzange und eine Rolle Isolierband.

«Heb das auf, bis ich wiederkomme», bat er André. «Du wirst ja merken, wenn mein Regiment auf dem Rückweg durch Saint-Quentin zieht. Wenn ich nicht dabei bin, bin ich entweder verwundet, gefangen oder tot. Wenn ich verwundet oder gefangen bin, werde ich dir eine Nachricht zukommen lassen. Wenn du nichts von mir hörst... Gott wird wissen, wann es richtig ist, mich zu sich zu nehmen. Wenn es so sein sollte, dann schick diese Sachen bitte meiner Frau. Ich hab dir ihre Adresse aufgeschrieben.»

André hörte nie mehr von Kindler. Er packte ein Päckchen und schickte es nach Breslau.

Im Februar 1917 wurden die Bewohner von Saint-Quentin evakuiert. Die Stadt war unbewohnbar geworden und die Textilfabrik der Trocmés ohnehin längst geplündert. Um an die begehrten grossen Webkämme aus Kupfer zu kommen, hatten deutsche Soldaten alle Webstühle zerstört. Es gab keinen Grund mehr, sein Leben an diesem Ort länger aufs Spiel zu setzen. Die Familie musste einen neuen Aufenthaltsort finden, irgendwo, möglichst weit weg von der Front.

Berufung und Versuchung

BRÜSSEL 1917 – NEW YORK 1925

in Herr, der niemals ohne Gehrock auf den Boulevard trat, zwei Gouvernanten, die das Haus noch nie ohne Hut und Handschuhe verlassen hatten, und eine Reihe von Kindern, denen man, seit sie laufen konnten, eingebläut hatte: «Vergiss nie, dass du ein Trocmé bist!», zogen einen Handkarren in Richtung Bahnhof. Sie waren Flüchtlinge und mussten sich in einen Treck einreihen, der alle Unterschiede im Nu verwischte. Der kleine Ort in der Nähe von Brüssel, den sie mit dem Zug erreichen wollten, war zwar nicht allzu weit entfernt, doch im Februar und unter diesen Umständen würden sie für die hundertfünfzig Kilometer eine Ewigkeit brauchen. Die Stimmung der Fliehenden war gedrückt, aber nicht ohne Trost oder Hoffnung. Ein grosser Reichtum blieb ihnen ja, den würde kein Krieg den Trocmés jemals nehmen können: ihr weitverzweigtes Netz von Verwandten, Bekannten, Freunden und Freunden der Freunde.

Dieses Netz war tatsächlich stark genug, um die Härten abzufedern, die die Familie Trocmé in den gut anderthalb Jahren bis zum Ende des Krieges noch erwarten sollten. Aber das Leben in diesem Netz mutete André in der Zeit, die nun folgte, eine Art emotionale Achterbahnfahrt zu: Er war ein Flüchtlingsjunge, einer von vielen.

Aber er ging in Marcq auf das Jesuitenkolleg, das angesehenste Gymnasium weit und breit. Er lebte von der mildtätigen Barmherzigkeit entfernter Verwandter. Aber seit dem August 1917 wohnten die aus Saint-Quentin Vertriebenen in einem Brüsseler Edelfvort in der vorübergehend leerstehenden Wohnung eines Bankers, die ihnen durch ein Mitglied des belgischen Königshofs vermittelt worden war. André verkehrte in den besten Kreisen. Aber jeder Cent, den er in der Tasche hatte, war geliehen. Er – gross, geradezu stämmig, aber mit siebzehn Jahren immer noch schüchtern und bei jeder Gelegenheit errötend – fand dieses Leben furchtbar anstrengend, und er war deshalb heilfroh, als die Familie im Dezember 1918 nach Paris zog, um ein, wie er hoffte, einigermassen normales Leben zu beginnen.

Die Reise führte an Saint-Quentin vorbei. Der Ort war zum grössten Teil zerstört, das Haus der Trocmés hatte deutschen Offizieren als Quartier gedient. Aus einem grossbürgerlichen Zuhause war eine Mischung aus Räuberhöhle und Saustall geworden. Und dass fünf Jahre vergehen würden, bis in der Textilfabrik wieder Spitze und Tuch produziert werden konnten, ahnte der Vater bereits. Auch am Wald von Compiègne kamen sie vorbei, auf halber Strecke zwischen Saint-Quentin und Paris. Während hier am 11. November 1918 der Waffenstillstand in einem Eisenbahnwaggon geschlossen wurde, hatte André auf der Grande Place mitten in Brüssel gestanden, ohne fassen zu können, was er sah: Deutsche Soldaten rissen sich Schulterklappen und Orden von den Uniformjacken, um sie gegen rote Rosen oder ein rotes Abzeichen einzutauschen. Französische und belgische Arbeiter verbrüdereten sich, schwenkten die französische, die rote und die belgische Fahne, sangen die Marseillaise und riefen die Arbeiter- und Soldatenrepublik aus. «Nieder mit dem Kapitalismus!» – «Entlasst die Bosse!» Dieser elende Krieg war ihnen von Aristokraten und Kapitalisten aufgezwungen worden, das schien ihnen an diesem Tag sonnenklar. Nun endlich wollten sie solida-

risch sein und sich über Ländergrenzen hinweg mit den Menschen verbinden, die derselben Klasse angehörten wie sie selbst. Wie verrückt war es gewesen, aufeinander zu schießen!

Die Stimmung auf dem Platz entwickelte einen Sog, der für einen Moment auch André erfasste. Als einer von vielen in solch einer Menge zu stehen und eine Fahne zu schwenken – was für ein Hochgefühl musste das sein! Als die Demonstration in ein Saufgelage überging, kühlte Andrés Anteilnahme schlagartig ab. Wieder einmal stand er als Fremder und Befremdeter am Rande.

Nun also Paris, eine unbekannte, riesige Stadt, eine neue Schule – das renommierte Lycée Buffon –, neue Klassenkameraden, die sich in Flüchtlinge und «echte» Pariser teilten, aber – endlich – auch ein Ort, an dem er sich zu Hause fühlte: die «Fédé», eine protestantische Schüler- und Studentengruppe am «Rive Gauche», dem Pariser Bezirk der Wissenschaft und Kunst am linken Seine-Ufer. Schon in Saint-Quentin hätte André gern eine CVJM-Gruppe besucht, doch das hatte ihm sein Vater verboten. So ein unzivilisierter Haufen sei nichts für einen Trocmé. Die Wirren des Krieges hatten solches Standesdenken nicht aus der Welt geschafft, aber doch erschüttert. Jetzt, von Paris aus, durfte André mit der «Fédé» sogar ein Zeltlager auf einer Atlantikinsel, der Ile d'Oléron, besuchen. Es war der Gipfel der Freizügigkeit, was André hier erlebte: Die jungen Männer legten sich zum Sonnenbaden mit nacktem Oberkörper an den Strand! Nicht dass Frauen in der Nähe gewesen wären, das Camp war natürlich nicht «gemischt». Aber für ihn, der sich nicht entsinnen konnte, seit seiner Einschulung schon einmal einen Tag ohne Krawatte gewesen zu sein, war es ein Erlebnis, von dem er noch Jahrzehnte später erzählte: «Zum ersten Mal im Leben tat ich Sachen, die einfach nur Spass machten!»

Natürlich wurde auch gesungen, gebetet und in der Bibel gelesen, aber alles in einer pfadfinderhaften Mischung aus Lagerfeuer-

romantik und unverkrampfter Frömmigkeit – für André eine neue Welt.

Hier, im Kreis der «Fédé»-Freunde, festigte sich ein Wunsch, den er schon seit zwei Jahren in sich trug: André wollte Theologie studieren und evangelischer Pfarrer werden.

«Ich war in einer routinierten religiösen Praxis erzogen worden: Andacht vor dem Frühstück mit Lesung eines Bibeltextes und einer kleinen Auslegung, dann ein Gebet, das ungefähr immer gleich lautete und in dem stets der Satz vorkam: ‚Lehre uns, unsere Pflicht zu tun!‘ Danach sprach eins der Kinder das Vaterunser. Vor dem Mittag- und Abendessen ein kurzes Gebet vor dem Hinsetzen. Am Sonntag Gottesdienst (meine grossen Brüder besuchten am Sonntag zwei Gottesdienste!), für die Kleineren Kindergottesdienst, den natürlich mein Vater selbst leitete... Was ich kannte, war die Religion der Pflicht, mit einem Gebet vor dem Einschlafen und gut gelernten Katechismus-Lektionen.»

Dennoch hatten die Wörter Glaube und Kirche in Andrés Ohren auch vor dem Bretagne-Erlebnis schon einen positiven Klang, und das lag an Monsieur Kaltenbach, dem Pfarrer von Saint-Quentin. An seine Worte dachte André auch nach zwei Jahren des Umherziehens noch. Dabei war Kaltenbach alles andere als ein Mann, der auffiel oder imponierte.

«Er war klein, rannte mehr, als dass er ging, die kurzsichtigen Augen hinter dicken Brillengläsern versteckt, unter einem chinesisches aussehenden Schnurrbart ein seltsam kindlich wirkender Mund und darunter ein ganz kleines Kinn. Er sprach mit etwas zitternder, schwacher und immer leicht rührselig klingender Stimme. Aber was er sagte, hatte Tiefe, war klar und durchdacht. Kaltenbach hatte in Amerika studiert und erzählte uns die interessantesten Sachen. Er war warmherzig und direkt, hatte jeden Einzelnen im Blick und für jeden ein persönliches Wort.»

Und eines Tages war es ein Wort, das bei André hängenblieb: «Das Erbe deiner Familie ist eine Verpflichtung. Mit dem, was dir zugutekommt, musst du anderen Menschen dienen.»

Wie das praktisch aussehen sollte? «Überlass dich Gott und führe ein Leben der Reinheit, der Wahrheit, der Liebe, der Selbstvergessenheit. Überlass alles Gott, der die Verlorenen retten will.»

Wer die Verlorenen waren, stand André damals klar vor Augen: all diese Verwirrten, von der Kriegspropaganda Geblendeten, Täter und Opfer in dem Irrsinn um ihn her.

Zu seinem Vater zu gehen und ihm von seinem Berufswunsch zu erzählen, fiel ihm dennoch schwer.

«Papa» – es war das vornehme Papá, das man auch in den entsprechenden deutschen Kreisen pflegte, und nicht das vertrauliche Papa, das auch Papi heißen kann –, «Papa, ich möchte Pfarrer werden.»

«Schön», sagte sein Vater, «das freut mich. Das ist ein sehr edles Ziel. Dann solltest du an einer deutlicheren Aussprache arbeiten.»

Tatsächlich nuschelte André oft, wenn er mit seinem Vater redete, und manchmal geriet er sogar ins Stottern. Und auch in einer anderen beklemmenden Situation, beim freien Vortrag in der Schule, ging es ihm ähnlich, und obwohl er sonst ein glänzender Schüler war, gab er vor Publikum deshalb eine schlechte Figur ab.

«Wenn deine Mutter jetzt hier wäre, würde sie sich freuen», fuhr der Vater fort. «Als du geboren wurdest, haben wir dich gemeinsam Gott geweiht und gehofft, dass du eines Tages Pfarrer wirst. Ich habe es dir nie erzählt, denn ich wollte keins meiner Kinder beeinflussen. Aber wenn du es selbst so entschieden hast... Ich bin sehr glücklich. Das ist eine gute Sache. «

Und dann erzählte Paul Trocmé seinem Sohn von dem Ostermorgen, an dem André geboren wurde und den Zweitnamen Pascal erhielt. «Als du dann da warst, hat deine Mutter darum gebeten, dass ich die Fenster ganz weit aufmache, damit die Sonne des Os-

termorgens und das Läuten der Glocken, das vom Dom herüberklang, das ganze Zimmer erfüllen konnten.»

Die Glocken des Doms gab es nicht mehr. Die hatten deutsche Soldaten zu Kanonen umgeschmolzen. Aber das Versprechen dieses Ostermorgens schien seine Geltung behalten zu haben.

Im Herbst 1919 begann André mit dem Theologiestudium, und weil er sich als Schüler trotz aller Schulwechsel immer leicht unterfordert gefühlt hatte, beugte er diesem unangenehmen Gefühl lieber gleich vor. Er schrieb sich sowohl an der «Faculté libre de théologie protestante de Paris» ein als auch an der «École supérieure des sciences religieuses», der religionswissenschaftlichen Fakultät der altherwürdigen Sorbonne. Da er sich neben seinem Studium noch einer zweiten Abiturprüfung mit anderen Fächern stellte – Philosophie, Naturgeschichte, Deutsch und Englisch – und weiter in der «Fédé» und einer zweiten christlichen Studentenvereinigung engagierte, war es mit der Langeweile tatsächlich vorbei.

Dazu kam ein Umstand, der André wirklich glücklich machte: Robert, sein vierzehn Jahre älterer Lieblingsbruder und Idol seiner Kindertage, heiratete eine junge Dame aus der betuchten protestantischen Oberschicht der Stadt und zog nach Paris. Fortan machte Robert es sich zur Aufgabe, seinem «kleinen» Bruder die Augen für die Schätze der Stadt zu öffnen. Bis dahin war André quasi mit gesenktem Blick durch die Grossstadt, die «Hure Babylon», geeilt. Zwischen Kirche und Universität, den zwei Polen des Guten, gab es bekanntlich nichts als Verlockungen und Versuchungen, die ein junger Mann am besten weiträumig umging. Ans Moulin Rouge wagte er nicht einmal zu denken, es reichte ihm, wenn er sich auf seinem Weg zur Studentengemeinde zwischen Karussells und Losbuden durch eine Menschenmenge wühlen musste, dabei unfreiwillig einen weiblichen Körper berührte oder ihm das Rufen und Lachen der ausgelassen Feiernden in den Ohren schallte. Jetzt aber zeigte Robert ihm, dass es in Paris nicht nur Bücher auf der einen

Seite und «niedere Lustbarkeiten» auf der anderen gab, sondern zum Beispiel die riesige Welt der Kunst. Gemeinsam besuchten sie den Louvre, und als André zum ersten Mal vor Gemälden von Giotto und Fra Angelico stand, den grossen Italienern des 14. Jahrhunderts, überkam es ihn wie eine Erleuchtung. Es gab also nicht nur die karge, bilderlose protestantische Welt, in der alles entweder schwarz oder weiss, gut oder böse war. Es gab daneben eine unbekannte, leuchtende Welt mit verwirrend starken, aber wunderschönen Bildern, ein ganzer Bilderkosmos. Und davon hatte er bis zu diesem Tag nichts geahnt!

Es wurden zwei aufregende Jahre mit Robert in Paris. «Robert stellte fest, dass wir – Pierre und ich – völlig ungebildet waren, was Literatur, Musik und Kirnst anging. Er tat deshalb etwas, das für den Lebensstil der Trocmés schier unvorstellbar war: Er gründete eine ‚Ersatzkasse‘: ‚Kauft die Bücher, auf die ihr *Lust* habt!‘, sagte er uns. ‚Keine Lehrbücher, sondern Romane. Geht ins Konzert, ins Theater. Und sagt mir Bescheid, wenn die Kasse leer ist, ich werde sie sofort auffüllen.‘

Es war unvorstellbar. In kürzester Zeit lehrte Robert uns Dinge, von denen wir keine Ahnung hatten: 1. Es gibt im Leben ausserhalb dessen, was absolut Pflicht ist, noch weitere Werte. 2. Man kann lesen, einfach weil es Spass macht. 3. Wenn etwas Spass macht, lernt man wie von selbst. 4. Es gibt Schönheit.

Ich war ein junger Mann, der wie aufgehängt war zwischen einer puritanischen Erziehung mit den dazugehörigen Kämpfen des Heranwachsenden auf der einen Seite und dem Durst nach dem Absoluten, der religiösen Begeisterung und meiner vielleicht etwas germanisch-romantischen Ader auf der anderen Seite. Robert zeigte mir, was Schönheit ist, körperliche und moralische. Er bereitete den Weg vor, der mich eines Tages zu Magda führen würde, meiner ursprünglichen, authentischen und kreativen Florentinerin.»

1921 unterbrach André sein Studium, um den Militärdienst anzutreten. Das Gespräch mit Kindler war Jahre her, eine Möglichkeit, den Kriegsdienst zu verweigern, gab es ohnehin nicht, André liess das Ganze also auf sich zukommen und beschloss, das Beste daraus zu machen. Doch dann überraschte er sich selbst. Niemals hätte er gedacht, dass das Militär ihn so beeindrucken könnte. Was für einen Einfluss doch so ein Truppenchef hatte! Und mit welcher Hingabe ein Kommandant für seine Leute da war!

«In Marokko, wo ich sechs Monate stationiert war, schien mir das Leben der Offiziere so anziehend, dass ich in bestimmten Momenten – die gleichzeitig Momente des Zweifels an meinem christlichen Glauben waren – überlegte, den Berufswunsch Pfarrer fallen zu lassen und beim Militär zu bleiben. Plötzlich stellte sich die Frage nach dem Alles-oder-nichts. Entweder ich gebe alles dem Kollektiv, zu dem ich gehöre: meinem Vaterland. Nicht nur meinen Leib, sondern auch meine Seele und meinen Geist. Ich gehorche in allen Dingen, und mein Gewissen wird das Gewissen eines Offiziers. Ich tue, was man mir befiehlt, in Zeiten des Friedens wie in Zeiten des Kriegs. Das heisst, ich verzichte darauf, an Jesus Christus zu glauben, den Friedefürst, den Sohn Gottes, den Gewaltlosen, der sich kreuzigen liess, weil er den Befehlen der Mächtigen seiner Zeit nicht Gehorsam leisten wollte. Oder ich gebe alles Jesus Christus: meinen Leib, meine Seele, meinen Geist, und gehorche seinen Befehlen, ohne zu diskutieren, einschliesslich des ‚Du sollst nicht töten‘ und der Vergebung aller Schuld.

Ich habe den zweiten Weg gewählt. Das ist nicht mein Verdienst. Meine Berufung war überwältigend stark.»

Die Entscheidung an dieser Weggabelung war die wichtigste Entscheidung in Andrés Leben. Ohne sie wäre er wohl niemals der André Trocmé geworden, dessen Biografie geschrieben werden muss.

André verweigerte den Dienst mit der Waffe und wurde in die «compagnie disciplinaire» abkommandiert, die Strafkompagnie.

Von der Einrichtung eines Zivildienstes wagte man noch nicht einmal zu träumen, und André konnte schon froh sein, dass er in Marokko bald in den «service géographique» wechseln durfte, wo er eine Aufgabe bekam, die zwar langweilig, aber keine Strafe war: Als eine Art Hilfs-Astronom assistierte er bei der «Vermessung des Himmels», stand also bei Nacht in der Kälte und notierte Zahlen. Da gab es wirklich Schlimmeres.

Knapp zwei Jahre nach seinem ersten Tag bei der Truppe war André zurück in Paris und nahm wieder das Studium auf. Doch es gab Erinnerungen, die ihn verfolgten und die er nicht für sich behalten wollte. Sie hatten wenig oder nur indirekt mit seinem eigenen Militärdienst zu tun, sehr wohl aber mit der Rolle der Franzosen im «Protektorat Französisch-Marokko». Im Wintersemester publizierte er deshalb im «Bulletin des isolés», einer Zeitschrift von und für Theologiestudenten, die gerade ihren Militärdienst leisten, einen Artikel, in dem er die französische Kolonialmacht anklagte:

«Es gibt Dinge, derer ich mir erst nach und nach bewusst werde und die mich mit Schrecken erfüllen: die Brutalität, in der mit den Arabern umgegangen wird, die zu Tode gepeitscht, mit Stiefeln in den Bauch und ins Gesicht getreten und denen die Hände abgeschlagen werden. Augenzeugen haben mir davon erzählt, als wäre es das Allernormalste und völlig in Ordnung. Was für eine monströse Schuld laden die Franzosen hier auf sich! Und dazu kommt der Alkohol, der seit vier oder fünf Jahren ein Volk überschwemmt, das bereits unter der Syphilis leidet. Unter dem Einfluss der französischen Industrie- und Handelsinteressen werden die uneigennütigen Marokkaner geizig. Die christliche Zivilisation scheint mir nichts anderes zu sein als eine riesige Aufgeregtheit, eine einzige Jagd nach Gold. Was für eine Rolle könnten die Europäer dagegen spielen, wenn sie statt der Liebe zum Gold Gesundheit brächten – und Christus.»

In den zwei Jahren «auf der anderen Seite», fern von den Büchern, im «richtigen Leben» hatte André ein Frankreich kennengelernt,

dem er nur noch mit Mühe patriotische Gefühle entgegenbringen konnte. Und da er trotz seiner Schwäche im Mündlichen ein Student mit glänzenden Noten war, sah er eines Tages die Chance, diesem Land wenigstens für eine Weile zu entfliehen: Er bewarb sich für ein Auslandsstipendium. Seine erste Präferenz waren archäologische Studien im Nahen Osten. Die zweite ein Jahr in Edinburgh zum Studium bei renommierten Professoren. Die dritte, die gegebenenfalls als Notlösung akzeptabel wäre, ein Jahr am Union Theological Seminary in New York. (Dass wenige Jahre später der hochbegabte junge Dietrich Bonhoeffer diesen Ort wählen würde, konnte André natürlich nicht wissen.)

Die ersten beiden Stipendien gingen an Mitbewerber; André musste sich entscheiden, ob er das dritte annahm oder ablehnte. Einerseits versprach er sich nicht viel von einem Jahr im Land der Holzfäller und Fallensteller – die jedenfalls standen ihm beim Stichwort Amerika vor Augen. Andererseits war es ja gerade der Wunsch, dem engen und snobistischen Kreis seiner Familie und der intellektuellen, frankreichzentrierten Kreise, in denen er verkehrte, zu entfliehen, der ihn auf die Idee gebracht hatte, ins Ausland zu gehen. Da wäre New York weit genug weg und ein guter Kontrast.

Die Sache kam zur Entscheidung, als Andrés Vater sich einmischte. Der wohnte inzwischen wieder in Saint-Quentin und sah seinen vielversprechenden «Benjamin» schon als Pfarrer einer Nachbarstadt. Er war ohnehin gegen einen Auslandsaufenthalt – was sollte so ein Jahr einem zukünftigen französischen Pfarrer denn bringen? –, aber gegen New York war er ganz besonders. André spürte, dass es jetzt an ihm war, die Weichen zu stellen. Er sagte zu und verliess im September 1925 an Bord des Transatlantikdampfers «France» die Heimat, das Vater-Land.

Weichenstellung

NEW YORK 1926

Nun waren sie also verlobt. Eine quirlige italienische Adelige, Tochter und Enkelin russischer und italienischer Militärs, die in der Stadt ihrer Träume Sozialarbeit studierte, und der ernste Spross einer französischen Industriellen- und deutschen Pfarrersdynastie, der in der Stadt, die für ihn dritte Wahl war, Theologie studierte.

Was machen Verlobte? Sie verbringen so viel Zeit wie möglich miteinander. Sie versuchen einander noch besser kennenzulernen. Sie beschäftigen sich mit den Vorbereitungen auf die Hochzeit und Ehe.

Es gab keinen Punkt, bei dem es für Magda und André nicht besorgniserregend haperte. «Die ersten Wochen unserer Verlobungszeit waren nicht sehr glücklich», resümierte André denn auch in seinen Aufzeichnungen. Beide hatten sie neben ihrem Studium Jobs angenommen, die sie fast mehr beschäftigten als das Studium selbst und die sie ausserdem an so gut wie jedem Wochenende mit Beschlag belegten. «Meine Verlobte war völlig überanstrengt. Dennoch konnte sie es nicht lassen – genau wie auch heute noch –, immer weiter zu arbeiten. Sie arbeitete wie eine Verrückte. Neben ih-

rem Studium an der *New York School of Social Work* und den anstrengenden Praktika halste sie sich noch Französisch- und Italienisch-Nachhilfeunterricht auf, den sie bis abends um zehn gab. Und dann ging sie immer noch nicht ins Bett. Diese Unruhe beunruhigte wiederum mich. Wenn wir uns trafen, war es immer schon spät. Wir sassen im Salon des International House, einem Raum mit bewundernswerten Tapisserien, die die Eroberung Amerikas darstellten. Wenn wir allein waren, erprobte ich die traditionellen Gesten, mit denen ein in Liebe entflammter junger Mann seinen Gefühlen der Angebeteten gegenüber Ausdruck gibt. Aber Magda wich aus. Sie wollte sich vor allen Dingen nicht auf den Mund küssen lassen, meine grosse Nase nähme ihr die Luft zum Atmen. Sie war oft nervös, dachte an die vielen kleinen Dinge, die noch zu tun waren, während ich über Liebe und Philosophie reden wollte.»

Die traditionellen Gesten? In ihren Elternhäusern hatten die Verlobten sie sicher nicht abgucken können. In einem Kino waren sie noch nie gewesen. Das Fernsehen war noch nicht erfunden. Liebesbeweise auf offener Strasse wären einem Skandal gleichgekommen. Aber es gab Literatur! Und daneben ein kleines rotes Buch, das André, als er etwa fünfzehn oder sechzehn war, anstelle eines Gesprächs oder gar einer schulischen oder elterlichen Aufklärung schweigend in die Hand gedrückt bekommen hatte. Von seinem Vater, der seine sexualpädagogische Aufgabe damit für erfüllt hielt und zu diesem unangenehmen Thema nie wieder ein Wort verlor.

Das kleine rote Buch handelte weniger vom Weg zur Aufrechterhaltung des Menschengeschlechts als von den «Schrecken des unmoralischen Lebens». Wer seine Augen auf einem verbotenen Objekt ruhen liess – und das war, soweit der Betrachter nicht verheiratet war, ausnahmslos jede Frau –, der versündigte sich und setzte sich, wenn er auf diesem Pfad der Untugend auch nur wenige Schritte weiterging, den schrecklichsten Gefahren aus: Syphilis, Geschwüre, Gonorrhöe, vorzeitiger körperlicher Verfall. Und die

Selbstbefriedigung? Sie barg nicht weniger Schrecken, sondern führte laut der Ausführungen im kleinen roten Buch über den Verlust des Verstandes direkt in die Hölle.

«Die Vorstellung, ich könnte ‚ein Weib ansehen, ihrer zu begehren‘, verfolgte mich bis zu meiner Heirat», notierte André. Vor dem Tag seiner Verlobung hatte er ein einziges Mal in seinem Leben eine junge Frau berührt – mehrere Minuten lang hatte ihr nur ganz leicht bekleideter linker Arm in seiner rechten Armbeuge gelegen. Das war bei der Hochzeit seines Bruders Robert gewesen, als André die ehrenvolle Aufgabe hatte, als Galan eine Verwandte in die Kirche zu führen. Dieses erhebende Erlebnis war jetzt fünf Jahre her, und eine ähnliche Gelegenheit, einer Frau nahe zu kommen, ohne sich schuldig zu machen, hatte sich nie wieder ergeben.

Die Zeit, die Magda und André miteinander verbrachten, war also nicht nur äusserst knapp bemessen, sondern auch von dunklen Wolken verhangen. Dass die Möglichkeiten, sich besser kennenzulernen, so rar waren, lag aber nicht nur an der umtriebigen und spröden Magda, sondern genauso an Andrés vollem Stundenplan. Er war nämlich der Student mit dem vermutlich besten Nebenjob an der gesamten amerikanischen Ostküste. Das war allerdings ein Job, der ihn sechs Tage in der Woche beschäftigte. André war zwar Stipendiat, aber das Leben in New York war auch schon damals nicht billig, und Vater Paul war nicht der Mann, der seinen Sohn mit einem Taschengeld für «Extras» ausstattete. Bei den Trocmés lebte man traditionell unter seinen Verhältnissen. Der Lebensstil, den das eigene Bankkonto eigentlich hergegeben hätte, war ohnehin als unmoralisch verurteilt. Und so trug André im September 1925 bei seiner Ankunft in New York einen Regenmantel, den er in der Kleiderkammer für bedürftige Studenten der Pariser theologischen Fakultät gefunden hatte.

Schon im Oktober hatte ihn eine Sekretärin des Theologischen Seminars ans Telefon gerufen: Da sei jemand für ihn am Apparat.

«Ich bin Mister John D. Rockefeller Junior, 54. Strasse», sagte eine Männerstimme, «und ich brauche für meine Söhne einen Französisch-Tutor. Ich war sehr zufrieden mit Ihren Kommilitonen, die ich in den letzten Jahren hatte – vielleicht haben Sie Westphal, Couve und Theis ja noch kennengelernt? Wenn die Sache Sie interessiert, dann vereinbaren Sie doch einen Termin mit Mrs. Rockefeller.»

Ende des Gesprächs.

«Ja. ... Ja. Ich melde mich», war alles, was André gesagt hatte. Er legte den schweren Hörer auf die Gabel.

Rockefeller?! *Der* Rockefeller? Hatte er etwa gerade mit dem reichsten Mann der Welt gesprochen? Nein, das konnte nicht sein. Der war doch steinalt und hatte sicher keine Kinder mehr, die Französischnachhilfe brauchten. Dann war es also sein Sohn. Trotzdem. Unglaublich. Irgendjemand musste ihn empfohlen haben.

«Mister Rockefeller Junior ist ein grosser Gönner unserer Einrichtung.» Die Sekretärin holte André aus seiner Erstarrung. «Und das International House gäbe es ohne ihn überhaupt nicht. Es ist ihm sehr wichtig, ausländischen Studenten ein wenig Demokratie nahezubringen, wenn sie schon mal in den Staaten sind.»

Und ihm also bot sich nun die Chance, den Rockefeller-Kindern das Französische nahezubringen. Wo er schon mal in New York war. André schüttelte den Kopf. Die Erben der Ölfelder unterrichten, Kinder einer Familie, die unter dem Krieg nicht gelitten hatte, sondern deren Vermögen durch die europäische Katastrophe nur noch vermehrt worden war. Weil ein Krieg so schön viel Öl verschlingt. – Und ausgerechnet er sollte ihr Lehrer sein...

Schon am nächsten Tag stand André vor der Tür der Rockefellers. Das Haus 10 West 54th Street fiel kaum auf. Fünf Etagen mit grossen Fenstern und darüber eine Art vergitterter, käfigartiger Aufsatz: das Reich der sechs Rockefeller-Kinder. Rockefeller Senior hatte sich durch die Absprachen zwischen seiner Standard Oil

Company und den Eisenbahnlinien so unbeliebt gemacht, dass er quasi versteckt leben musste. Rockefeller Junior, sein Sohn, hatte daraufhin die Flucht nach vorn ergriffen: Er wohnte beinahe wie jeder andere New Yorker mitten in der Stadt, mischte sich unter das Volk und hatte bis zu dem Tag, an dem André an seiner Tür klingelte, bereits 400 Millionen Dollar für wohltätige Zwecke gespendet. Damit hatte er sich als der grosszügige Junge deutlich vom raffgierigen Alten abgesetzt. Aber natürlich stand André dennoch nicht allein vor der Tür, und er drückte auch nicht mit eigener Hand auf den Klingelknopf. Ein zivil gekleideter, aber bewaffneter Mann, der vor dem Haus auf und ab ging, tat das für ihn.

Und dann sass André im Salon dem leibhaftigen John D. Rockefeller Junior gegenüber, trank Tee und ass Scones. «Zum Glück war ich nicht allein. Ein grosser, rothaariger und sehr selbstsicherer Amerikaner stellte sich gleichzeitig mit mir als Englischlehrer vor. Seiner Anwesenheit verdanke ich es, dass ich nicht vor Aufregung Tasse, Löffel und Zucker auf den Boden fallen liess.»

Mrs. Rockefeller setzte sich dazu und klärte den jungen Französischlehrer über seine Pflichten auf – wenn er den Job denn annehmen wolle und sie mit ihm als Lehrer einverstanden wäre. André sollte nur für die zwei Jüngsten zuständig sein, Winthrop und David. Jeden Tag um vier Uhr nachmittags müssten sie von der Schule am nördlichen Ende des Central Parks abgeholt und im Bus nach Hause begleitet werden. Dann sollte André den Nachmittagstee mit ihnen trinken und ihre Hausaufgaben beaufsichtigen. Wenn er wolle, könne er anschliessend zum Dinner bleiben. An den Wochenenden würde er von Freitagnachmittag bis Samstagabend Dienst haben, und zwar im Landhaus der Familie, etwa dreissig Meilen nördlich der Stadt, am Ufer des Hudson. Der Sonntag bliebe frei.



Bild: © Courtesy of Rockefeller Archive Center

New York, 1926: André Trocmé mit (von links) Winthrop, David und Laurance Rockefeller

Erst als André drei Tage nach dieser Begegnung die Zusage der Rockefellers erhielt, erfuhr er, was dieser Job ihm einbringen würde: 175 Dollar im Monat! Er eröffnete sofort ein Sparkonto. Acht Monate mal 175 Dollar – am Ende seiner USA-Zeit würden sich 1'400 Dollar auf seinem Konto befinden. Schon seit Beginn des Studiums in Paris träumte André davon, eine Weltreise zu machen und Gandhi und Tagore persönlich kennenzulernen. Vielleicht würde eine Indienreise ihm Antwort auf viele der Fragen geben, die ihn beschäftigten. Fragen nach Gewalt und Gewaltlosigkeit, nach Macht und dem Einfluss der äusserlich Machtlosen. Jetzt war dieser Traum plötzlich kein Hirngespinnst mehr, sondern eine echte Möglichkeit. Was für eine verrückte Welt: Er würde ab sofort für die Reichsten der Reichen arbeiten, um anschliessend den indischen Gurus der Armut und Einfachheit einen Besuch abzustatten.

Das Begleiten und Unterrichten der Rockefeller-Söhne erwies sich als unproblematisch. André konnte kaum fassen, wie wenige Haus-

aufgaben amerikanische Schüler im Vergleich zu französischen zu erledigen hatten, auch wenn sie selbst sie natürlich für mehr als reichlich hielten. Er sprach mit «Winnie» und David abwechselnd Französisch und Englisch und machte bei dieser Gelegenheit selbst Fortschritte, unter anderem im amerikanischen Slang, den er am Theologischen Seminar nie zu Ohren bekam.

An den Wochenenden lernte André auch die anderen Rockefeller-Kinder kennen. Von Nelson hoffte die Familie unverhohlen, er würde einmal Präsident der Vereinigten Staaten werden (er versuchte es mehrmals vergeblich und wurde im fortgeschrittenen Alter immerhin Vizepräsident unter Gerald Ford), und auch von den Rollen, die die anderen Kinder einmal spielen sollten, hatten die Eltern ziemlich klare Vorstellungen. Gleichzeitig versuchten Mr. und Mrs. Rockefeller, das ganze Ausmass ihres Reichtums den Kindern gegenüber möglichst geheim zu halten. Keine leichte Aufgabe, wenn im Landhaus doch gleichzeitig hinter jeder Tapetentür Tag und Nacht ein Bediensteter stand, der auf das leise Klingeln des Glöckchens hin eintrat, um «Sie wünschen?» zu fragen... Auch André konnte sich nicht verkneifen, es einmal auszuprobieren.

«Die Eltern von Gautama Buddha versuchten vor ihrem Sohn zu verheimlichen, dass es Krankheit, Alter und Tod gibt. Mr. und Mrs. Rockefeller versuchten ihren Kindern ein begrenztes Taschengeld zu geben, von dem sie ihre Bücher und Hefte selbst kaufen mussten... Dennoch waren sie im Grunde schon als Jugendliche blasiert und von allem gelangweilt.» Die Kinder wussten, dass sie in ihrem Leben nie würden arbeiten müssen und dass alles, was sie «entbehrten», ihnen aus pädagogischen Gründen und natürlich nur vorübergehend vorenthalten wurde.

Die Rockeffellers behandelten ihre Angestellten mit der allergrössten Höflichkeit, aber es blieb doch immer klar, dass man in getrennten Welten lebte. «Um es deutlich zu sagen: Für unsere Schüler existierten wir nicht wirklich.» Und wer von wem zu lernen hatte,

war klar. Manchmal gelang es André, darüber zu lachen, manchmal nicht.

«Junger Mann, ich werde etwas für Sie tun!», sagte eines Tages der alte Rockefeller, als André das zweifelhafte Vergnügen hatte, Gast in seiner schlossartigen Residenz zu sein. «Ich schenke Ihnen ein Zehn-Cent-Stück. Versprechen Sie mir, dieses Geld zu investieren, sobald Sie wieder in Ihrer Heimat sind! So habe ich auch angefangen, und so bin ich reich geworden.»

André versprach es brav und steckte das Geldstück in die Hosentasche.

Danach bekam er ein Zehn-Cent-Stück für seinen Vater. Auch das steckte er ein.

«Haben Sie Geschwister?», fragte der 87-Jährige.

«Ja, sieben», antwortete André.

«Das ist zu viel. Sie treiben mich in den Ruin! « Und tatsächlich blieb es bei den zwanzig Cent.

«Mehr Benzin und höhere Preise, das ist es, was wir brauchen», waren die Abschiedsworte, die Rockefeller Senior seinem Gast mit auf den Weg gab. Sie wirkten noch lange nach, denn viele Jahre später notierte André in seinen «Erinnerungen»: «Ich habe immer die Menschen bewundert – ohne sie zu verstehen –, die glauben, die Lösung für alle Probleme der Welt gefunden zu haben, weil sie selbst, durch Glück oder harte Arbeit vorangekommen, Erfolg hatten.» Der leicht ironische Ton ist nicht zu überhören.

André lebte zwischen den Welten. Wenn er am Samstagabend vom Landhaus der Rockefellers mit dem Zug nach New York zurückgekehrt war, traf er sich mit einer Studentengruppe um Bill Simpson, einem etwa Dreissigjährigen, der sich für ein eheloses, solidarisches Leben unter Arbeitern – «Proletariern» – entschieden hatte und in einem der ärmsten Vororte von New York lebte. Simpson wollte eine Art christliches Gandhitum entwickeln – ein Anliegen, das André faszinierte und dem er sich am liebsten auf der Stelle

verschrieben hätte. Zurück bei den Rockefellers liess man ihm mitteilen, dass die Familie es sehr schätzen würde, wenn er für ein weiteres Jahr bliebe. Über seine Aufgabe als Hauslehrer hinaus gäbe es da vielleicht die Möglichkeit, Rockefeller Junior in seinem weltweiten wohltätigen Engagement zu unterstützen. Am Theologischen Seminar bot man André an, ein Jahr länger zu bleiben, um mit einer Doktorarbeit zu beginnen; für die Kosten käme die Familie Rockefeller gem auf. Als wäre die Entscheidung zwischen diesen Wegen nicht schon schwer genug, erhielt André aus Frankreich immer wieder Briefe seines Vaters, die ihm eindringlich vor Augen führten, wie sehr nach den Unruhen von 1918 im Norden des Landes Pastoren gebraucht wurden, die die materiellen und spirituellen Bedürfnisse der Arbeiterschaft im Blick hatten.

Jede dieser Anfragen hatte ihren Reiz. Jedes Anliegen war wichtig. Für jede Aufgabe schien André genau der Richtige zu sein. War er nun zur Armut berufen? Oder dazu, bei den Reichen Geld für die Armen zu sammeln? Und dann die Verlobung. Magda. Was war eigentlich ihre Berufung? Oder war eine Frau automatisch zu dem berufen, wozu ihr Mann berufen war?

Dass Magda überarbeitet, unruhig und stark untergewichtig war, sah eines Tages auch Mrs. Rockefeller. Da waren die Verlobten gemeinsam zum elften Geburtstag eines der Kinder eingeladen. Und die Hausherrin hatte auch gleich eine Idee: «Ich mache Ihnen jetzt schon ein Hochzeitsgeschenk. Vorab. Unterbrechen Sie Ihr Studium, Miss Grilli – falls Sie es überhaupt fortsetzen wollen, das ist ja jetzt eigentlich nicht mehr nötig –, und verbringen Sie einige Wochen in Clifton Springs. Dort oben, fast schon in Kanada, ist das Klima angenehm, ausserdem gibt es dort die berühmten Schwefelquellen. Wenn Sie eine Weile im Sanatorium gewesen sind, werden Sie Ihre Aufgabe als Ehefrau in der besten Verfassung antreten!»

Magda nahm das Geschenk an, und so reduzierte sich die gemeinsame Zeit auf einen winzigen Rest, nämlich auf einige wenige

Stunden an jedem zweiten Sonntagvormittag. Vom Landhaus der Rockefellers aus nahm André den Nachtzug in den Norden, setzte sich neben Magda, die zuerst im Zimmer lag und später auf einer Chaiselongue auf Rädern im Freien ruhte, und beobachtete, ob die Frau, die seine werden sollte, wohl zu Kräften kam.

«Wenn Sie glauben, dass ich nicht die nötige Gesundheit habe», sagte Magda eines Tages – verlobt zu sein, war noch lange kein Grund, sich zu duzen –, «und wenn ich ausserdem den falschen Glauben habe, dann sagen Sie es, und wir lösen die Verlobung!»

André war verzweifelt. Nicht nur seine Berufung zu einem bestimmten Dienst war ihm völlig unklar, jetzt wankte auch noch die Berufung zur Ehe mit dieser Frau. Auf der Heimfahrt drehte und wendete er die Dinge in seinem Kopf und Herzen. Nichts war mehr sicher. Alles war offen.

Ein Gespräch mit dem behandelnden Arzt verhalf André bald darauf zu einer klaren Sicht: «Miss Grilli ist sehr nervös, das stimmt. Und wir konnten auch nichts gegen das leichte Fieber ausrichten, das sie jeden Abend bekommt. Daran hat auch die Mandeloperation nichts geändert. Aber das alles sind körperliche Probleme, keine psychischen. Ich rate zur Ehe. Natürlich wird es dann an Ihnen sein, Ihrer Frau das Leben möglichst leicht zu machen und sie nicht zu ermüden. Auf jeden Fall wird sie am Nachmittag immer zwei oder drei Stunden Ruhe brauchen und sich hinlegen müssen.»

Arbeiter-Pfarrer. Gandhi-Jünger. Wohltätiger Weltreisender im Namen des grossen Rockefeller. Oder einfach ein schlichter französischer Pastor, dessen wichtigste Aufgabe es sein würde, seine Frau zu schonen?

André schrieb seinem Vater und kündigte an, dass die Hochzeit noch im selben Sommer stattfinden werde.

«Zu welcher ausserordentlichen Liebe und welcher unendlichen Hingabe Magda fähig war, sollte ich erst im Lauf der Zeit erkennen.»

Hochzeit und Reise

SAINT-QUENTIN 1926 – FLORENZ 1926

Magda war von ihrer Familie gewarnt worden («Willst du im Ernst die Frau eines protestantischen Pfarrers werden?»), und André war von seiner Familie gewarnt worden («Eine Italienerin!? – Hast du dir das gründlich überlegt?»). Wie einfach wäre es gewesen, alle Unkenrufer in Europa zu vergessen und einfach in den USA zu heiraten. Am liebsten im schönen, abgelegenen Clifton Springs, sommerlich und im kleinen Kreis, mit einer schlichten Zeremonie, draussen, unter einem Baum. Tatsächlich hatten die beiden schon einen pensionierten methodistischen Bischof für ihren Plan gewonnen, als ein Brief von Paul Trocmé aus Frankreich eintraf: Wenn sein Sohn denn mm tatsächlich diese Italienerin heiraten wolle, dann aber bitte nicht im Niemandsland, irgendwo fern der Familie, sondern zu Hause. Das sei traditionellerweise das Elternhaus der Braut, aber wenn Magda in Italien nun mal kein richtiges Zuhause habe, dann solle sie die Familie Trocmé von jetzt an als ihre Familie betrachten. Zur Hochzeit in Saint-Quentin sei Herr Grilli di Cortona selbstverständlich herzlich willkommen. Die Fantastereien von einer Indienreise dürfe man damit wohl als abgeschlossen betrachten. «In fünfzehn

oder achtzehn Monaten wirst du eine Familie zu ernähren haben, und deiner armen Frau möchtest du hoffentlich kein Zigeunerleben zumuten. Willst du sie in ein Kämmerchen voller Bettwanzen stecken und deine Kinder an einem grässlichen und ungesunden Ort leben lassen?»

Der Brief liess an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Vorbei der Traum von der sommerlichen Hochzeit unter einem grossen Baum. Aber nicht nur das väterliche Votum sprach dagegen, in Clifton Springs wollte man Magda nun doch noch einige Wochen länger behalten; ihr Gewicht liess trotz aller Kalorien, die man ihr zuführte, zu wünschen übrig. Und dann war André noch gebeten worden, die Familie Rockefeller während ihrer Sommerferien in den Westen der USA zu begleiten.

«Wir fühlten uns ein bisschen, als hätte man uns die Flügel beschnitten», schrieb Magda. «Aber das war der Preis. Jetzt hatte ich eine Familie, ich hatte einen Ort, an dem ich heiraten konnte, ich war akzeptiert – später merkte ich: mehr als akzeptiert, denn Paul Trocmé, der Klanchef und Anführer einer Garde von sieben Söhnen, nahm mich mit grosser Herzlichkeit auf.»

Es wurde also Herbst, bis das junge Paar sich von den amerikanischen Freunden verabschiedete und in New York an Bord ging. Die lange Schiffspassage gab den beiden endlich unbegrenzt Zeit zum Gespräch, und André bemerkte überrascht und erfreut, dass Magda der Begegnung mit seiner Familie in grosser ungeheuchelter Vorfreude entgegensah. Nie hatte sie bisher das Leben einer «normalen» Familie «von innen» gesehen. Jetzt aber würde sie eine traditionsreiche Grossfamilie kennenlernen, der ein Patriarch im alten Stil vorstand, wo alles wohlgeordnet war, wo jeder, von der ältesten Grosstante bis zum jüngsten Enkel, seinen Platz kannte und wo ein gemeinsamer Glaube alle verband.

Das Wohlgeordnete des Trocméschen Familienlebens begegnete Magda auf eindrückliche Weise gleich am Abend ihrer Ankunft: André war nach einem Jahr in der Fremde wieder zu Hause,

er hatte seine Verlobte mitgebracht, von der man bisher nur aus Briefen wusste. Aber beim Abendessen sassen Magda und André allein am grossen Tisch, der in der Mitte des grossen Esszimmers stand. Die Familie hatte, wie es üblich war, bereits um Punkt 19 Uhr gegessen, und da waren die beiden eben noch nicht da gewesen. Das war kein Beweis von Desinteresse oder mangelnder Herzlichkeit. Es war einfach die Ordnung der Dinge. Nach und nach versammelten sich die Familienmitglieder dann auch um das speisende Paar, setzten sich auf die Stühle, die an den Wänden entlang aufgereiht standen, betrachteten besonders Magda – und äusserten ihre Wertschätzung: «Sie sieht viel besser aus als auf den Fotos», meinte Francis, Andrés ältester Bruder. Die anderen stimmten ihm zu. Und Vater Paul sprach angesichts des schlichten dunklen Kleids, das Magda sich extra für diesen ersten Auftritt gekauft hatte, schliesslich das höchste Lob aus: «So ist es recht! Sie trägt lange Ärmel, und sie hat lange Haare.» Zum gemeinsamen protestantischen Glauben der Familie gehörte offensichtlich auch eine besondere Liebe zur Wahrheit. Magda würde sich daran gewöhnen.

Fast sechs Wochen bewegte sich das junge Paar unter den Augen der Familie sowie eines Zimmermädchens und der Köchin, die beide auf André und Magda «ein bisschen aufpassen» sollten, ohne dass sie auch nur den Termin der Hochzeit festlegen konnten. Erst fehlten die Papiere aus Italien, dann fehlte deren amtlich beglaubigte Übersetzung. Es wurde geschrieben, telefoniert, gemahnt und vor Amtszimmern gewartet, aber bis der letzte Stempel an der richtigen Stelle sass, war es Mitte November.

Über die eigentliche Hochzeit in Saint-Quentin finden sich nur wenige Zeilen in den Aufzeichnungen des Brautpaares. Weil das Rathaus im Krieg zerstört worden war, hatten alle standesamtlichen Trauungen seither im Gerichtsgebäude stattgefunden. Magdas und Andrés Trauung sollte die erste im wiedereröffneten Standesamt sein – allerdings hatte der Standesbeamte sie vergessen. Er

legte sich eilig die Schärpe um und traute die beiden in einem halbfertigen Raum mitten auf der Baustelle. Auch in der Kirche am nächsten Tag hatte man nach einer Beerdigung noch nicht vollständig umdekoriert – die Festgemeinde nahm es gelassen.

Nur der Abend des Hochzeitstages und die Hochzeitsnacht finden bei André besondere Erwähnung: «Am Abend unserer Hochzeit warteten wir am Gare de Lyon (einem Pariser Bahnhof) auf den Zug, der uns nach Italien bringen sollte», schreibt er. «Wir wollten etwas essen, aber nicht in ein Restaurant gehen. An diesem Abend musste ich entdecken, wie sehr meine junge Gattin alles liebt, was einem Picknick ähnelt. Ich hasse Picknicks. Wir sassen schliesslich auf den Stufen einer Treppe und assen die Schinkenbrötchen, die wir uns gekauft hatten. – Das für uns reservierte Abteil war alt und roch nach kaltem Rauch. Wir fanden keinen Schlaf.»

Es wurde dennoch eine Hochzeitsreise, an die sich beide ein Leben lang oft und gerne erinnerten. Zunächst ging es von Frankreich in die Schweiz. Französisch war für Magda ja die Haus- und Hofsprache ihrer Kindheit gewesen und jetzt die Sprache, die sie mit André verband, aber in Frankreich war sie noch nie gewesen. André kannte dagegen das Atlasgebirge und die Rocky Mountains, aber die Alpen hatte er noch nie gesehen. Und Italien schon gar nicht. Nach einigen Tagen im Berner Oberland ging es weiter nach Venedig, dem Klassiker unter den Reisezielen für Jungvermählte. Dann nach Triest, Fiume im Veneto, Ancona und in ein damals von Touristenströmen noch ganz unberührtes Assisi – die beiden wollten den erholsamen und vergnüglichen Teil der Hochzeitsreise ausführlich genossen haben, bevor sie sich der Begegnung mit der Familie Grilli di Cortona stellten.

Je näher sie Florenz kamen, desto nervöser wurde Magda, und als sie die Stadt nach Wochen ununterbrochener Herbstsonne schliesslich erreichten, goss es in Strömen. Florenz zeigte sich grau

und abweisend. Der Empfang durch Vater Oscar war zurückhaltend, er musste auf seine Frau Marguerite Rücksicht nehmen, da hatte sich in den Jahren von Magdas Abwesenheit nichts verändert. Oscar lud das Paar zu einem Abendessen ins Restaurant ein – ohne seine Frau. Die lud dann doch noch zu Tee und ein paar Keksen ins «Elternhaus». Das Treffen dauerte eine halbe Stunde, die Atmosphäre war eisig. Magda erkältete sich buchstäblich, und André besichtigte in den folgenden Tagen in Begleitung eines alten Professors die Kunstschatze der Stadt, die er unter diesen Umständen leider nicht zu schätzen wusste, während Magda das Bett hütete. Dass Falkenberg, Magdas verzweifelt treuer Verehrer, ihre Spur verfolgte und die beiden bereits bei ihrer Ankunft am Bahnhof, hinter einer Säule versteckt, beobachtet hatte, erfuhr das Paar erst später.

Als Magda sich erholt hatte, folgte eine Serie von Einladungen. An jedem Abend ging es zum Abendessen in eine andere Familie der Florentiner Gesellschaft. Zur Begrüssung wechselten die Gastgeber mit André einige höfliche Sätze auf Französisch, und dann ging es auf Italienisch weiter: laut, lebhaft, lachend – und Magda mittendrin, temperamentvoll und ganz in ihrem Element.

«In Florenz begriff ich, dass ich eine Italienerin geheiratet hatte», lautet Andrés lapidares Resümee dieser Tage.

An einer anderen Stelle war Magda jedoch weit «weniger italienisch», als André vor der Reise angenommen hatte. Wenn Magda ihm ab und zu erzählte, wie es in der Familie Grilli zugegangen war, hatte André im Geist immer einige Abstriche gemacht. Diese schreckliche Eifersucht, diese Missgunst, das war doch sicher alles ein bisschen übertrieben. Er als vernunftgeleiteter, ruhiger Nordfranzose würde das alles wahrscheinlich nur halb so dramatisch finden. Ein Irrtum. Magda hatte nicht im Geringsten übertrieben, musste André jetzt feststellen. Marguerite, ihre Stiefmutter, war immer noch krank vor Eifersucht, und das nach vielen Jahren Ehe mit Oscar und gegenüber einer Magda, die längst erwachsen war

und ausserdem gar nicht mehr in Florenz wohnte. An dem Gefühl, das Tag und Nacht an ihr nagte, hatte offensichtlich auch die Heirat von Magda und André nichts ändern können. Bis zu ihrem Tod, Jahre später, verbot Marguerite ihren Kindern – die ja Magdas Halbgeschwister waren –, die jungen Trocmés zu sehen oder ihnen auch nur zu schreiben. Selbst ihr Mann, Vater Oscar, musste die Briefe an seine Tochter heimlich schreiben und unbemerkt absenden.

«Magda stand tatsächlich allein im Leben. Und so wurde sie meine Frau, vielleicht mehr als irgendeine andere Frau es geworden wäre, die immer noch mit ein wenig Bedauern zum Elternhaus zurückgeblickt hätte. Ihr Leben und mein Leben wurden eins. Sie heiratete nicht nur einen Mann, sondern seinen Beruf und seine Berufung. Sie tat das mit ungewöhnlicher Leidenschaft und einer ungewöhnlichen Klarsicht, denn die Versuchung, noch einmal zurückzuschauen, gab es für sie nicht. Und ich, der ich noch nie an der Vergangenheit hing und dessen Augen immer auf die Zukunft gerichtet sind, ich hatte in meinem besonderen Sinn für das Gegenwärtige von nun an eine Verbündete.»

Das Jahr 1927 hatte begonnen. Im Norden Frankreichs rief die Pflicht.

Im Revier

MAUBEUGE 1927 – SIN-LE-NOBLE 1933

Maubeuge ist eine der hässlichsten Städte Frankreichs.» Mit diesem Satz beginnen Andrés Erinnerungen an seine erste Pfarrstelle. Wenn man gerade über Florenz aus New York kommt und sich dann in Maubeuge niederlassen soll, einer Art Wanne-Eickel des französisch-belgischen Grenzgebiets, kann man das wohl nur als Zumutung empfinden.

«Entlang der schlammigen Wasser der Sambre erstreckt sich über etwa 25 Kilometer eine Reihe von Städten aus schwarz gewordnem Backstein. Der rötliche Qualm der Stahlhütten legte sich als fettige Kruste auf Dächer, Mauern und Strassen und drang sogar in die Häuser ein. Die Menschen, deren Leben von der Schwerindustrie abhing (Hochöfen, Walzwerken, Drahtziehereien, Giessereien und Glashütten), konnten, weil sie noch kein Auto hatten, niemals ins Grüne entweichen und fristeten ihr Dasein in einer schwer vorstellbaren Dumpfheit. Nicht dass sie arm gewesen wären – das war das Erste, was uns erstaunte –, denn man kann nicht Menschen zu einer Arbeit rufen, die ihre Gesundheit innerhalb von zwanzig Jahren ruiniert, wenn man sie nicht mit guten Löhnen lockt. Aber die Leute kannten nichts ausser ihrer extrem anstrengenden Arbeit

und der Eckkneipe, in der sie sich bis zur Bewusstlosigkeit betranken.»

Der finstere Eindruck, den die Stadt auf das junge Paar machte, wurde durch die erste Begegnung vertieft, die André mit seinem Chef hatte, Paul Perret, dem ersten Pfarrer am Platze. Der gebürtige Schweizer war ein eifriger, ungeduldiger, sich und andere bis an die Grenzen fordernder Streiter für den Herrn, und wenn er eins nicht verstehen konnte, dann war es die Unbekümmertheit, mit der ein junges Paar einen ganzen Monat (!) auf Hochzeitsreise durch die Welt gondeln konnte, während die Nöte der Industriearbeiter von Maubeuge zum Himmel schrien. Andrés Start ins Berufsleben begann deshalb mit einem gehörigen Rüffel. Dann konnte es an die Arbeit gehen. Die aber hatte, so merkte André gleich, weniger mit klassischer Gemeindegarbeit zu tun als mit Sozialarbeit, speziell unter Alkoholabhängigen.

Die erste gemeinsame Wohnung, die Magda und André bezogen, hatte eine verheissungsvoll klingende Adresse: 1, rue de l'Hermitage, Sous-le-Bois, also etwa: Einsiedelstrasse 1, Unter dem Wäldchen. Sous-le-Bois war jedoch in Wirklichkeit ein erbärmlich dreckiger Vorort von Maubeuge, und wann sich hier zuletzt ein Wäldchen oder gar eine Einsiedelei befunden hatten, war nicht mehr zu erfahren.

Das Haus Nummer i war ein ehemaliges Gasthaus. Wenn man eintrat, stand man sofort im grössten Raum, dem einstigen Schankraum, in den man, um eine Art Pfarrbüro daraus zu machen, eine Wand eingezogen hatte. Der vordere Teil diente nun als Vorraum und Garderobe, der andere als Andrés Arbeitszimmer. Die Bohlen in diesem Raum lagen lose auf dem gestampften Lehm Boden, aber einen Keller, in den man hätte stürzen können, gab es zum Glück nicht. Über den immer ein wenig hin und her rutschenden Fussboden ging man in eine kleine Küche, an die sich ein Esszimmer anschloss, das zugleich das Wohnzimmer war. Über eine steile Treppe

erreichte man zwei kleine Zimmer in der oberen Etage, und eine noch steilere Treppe führte zu einem Kämmerchen unter dem Dach. Auf dem schmalen Gartengrundstück, das man über die Küche erreichte, stand «das Häuschen», ein Plumpsklo. So knapp bemessen, dass der langbeinige André dort nicht mit geschlossener Tür sitzen konnte. Weil es kein Licht im Häuschen gab und die Kerze auf dem Weg dorthin oft von Wind und Regen gelöscht wurde, kaufte André eine Sturmlaterne.

Das Haus war ohne fließendes Wasser. Aber es war feucht. Das Wasser zum Trinken, Kochen und Waschen musste an der Pumpe im Garten geholt werden. Vom Spülstein in der Küche floss das Wasser direkt in eine Rinne neben der Strasse.

Auf der anderen Seite des Gartens befand sich der Tanzsaal der ehemaligen Gaststätte. Im Gegensatz zum Haupthaus war er nicht umgewidmet worden. Jeden Samstagabend wurde dort getanzt, und die Musik war laut genug, um auch das Pfarrhaus zu beschallen. André, der um diese Zeit meist an seiner Sonntagspredigt sass, raubte der Lärm den letzten Nerv. Magda fühlte sich eher durch den Fettgeruch belästigt, der gleichzeitig durchs Haus zog. Solange drüben im «Ballsaal» getanzt wurde, stellte nämlich ein Pommes-frites-Verkäufer seinen Wagen direkt vor das Pfarrhaus.

Die Nachbarn in Sous-le-Bois unterschieden sich deutlich von den vorwiegend französischen Arbeitern im Zentrum von Maubeuge. Sie waren fast alle Gastarbeiter (ohne dass man dieses Wort damals schon benutzt hätte), die meisten von ihnen aus Polen oder Italien. Das Ziel ihres Aufenthalts in Frankreich stand ihnen klar vor Augen: Sie wollten so kurz wie möglich an diesem grässlichen Ort bleiben und so viel wie möglich verdienen, bevor sie in ihr Heimatland zurückkehrten. Manche blieben gerade mal eine Woche, andere mehrere Monate. Es war ein Kommen und Gehen, ein Einziehen und Ausziehen aus den kleinen schwarzen Häuschen, und nicht selten blieben die Ladeninhaber an der langen Strasse, die zum Stahlwerk führte, auf ihren Forderungen sitzen, weil die Arbeiter, die auf

Pump eingekauft hatten, schon längst wieder in ihrer Heimat waren. Was wiederum die Ladenbesitzer in Not brachte.

«Ein sehr interessanter Ort, wenn man eine missionarische oder soziale Arbeit machen möchte», schrieb Magda scheinbar ungerührt in ihr Erinnerungsbuch – und begab sich sogleich in diese Arbeit mit hinein. In der kleinen evangelischen Kirche, zu der gerade mal fünfzig Seelen gehörten, brauchte man den ausnahmslos katholischen Polen und Italienern keine Angebote zu machen. Diesen Ort würden sie nie betreten. Aber Magda fand einen neutralen Raum und gab Kurse für Frauen, die mit ihren Männern ein wenig länger in Frankreich blieben. Es ging nicht um Glaube oder Ethik, auch nicht um Sprache oder Literatur. Magda erklärte die Grundzüge der Hygiene, der Ernährung und der Säuglingspflege, meistens auf Italienisch. Schon während ihrer Praktika in New York hatte sie sich an Orten engagiert, die man heute soziale Brennpunkte nennt, vor allem bei italienischen Einwanderern. Sie selbst war von einer Amme betreut worden und kannte, was Lebensmittel angeht, nicht einmal die Namen aller Gemüsesorten. Über so etwas sprachen die Köchinnen unter sich und nicht mit den Herrschaften. Aber bei ihren Kursen ging es ohnehin nicht um Feinheiten, sondern um die elementarsten Dinge: Wie kann man Ungeziefer, Krankheiten und Unfälle vermeiden und den Kindern ein einigermaßen gesundes Umfeld bieten – auch wenn der Vater Alkoholiker ist und das Geld vertrinkt?

André investierte derweil einen Teil des Ersparten, das ihm von seinem Hauslehrer-Job bei den Rockefellers geblieben war, in die Installation einer Wasserleitung, die vom Garten des Pfarrhauses in die Küche führte. Magda war schwanger, und André konnte es nicht mit ansehen, dass sie bei jedem Wetter im Garten stand und die schwere Pumpe bediente. Die kleine Rücklage machte das Leben etwas leichter, und zu einer Indienreise, für die das Geld ja ursprünglich gedacht war, würde es wohl nie kommen. Andrés Gehalt war mehr als bescheiden. Zum einen gab es – und gibt es bis heute

– in Frankreich keine Kirchensteuer. Wer in der Kirche arbeitet, lebt von Spenden, und das waren damals nicht nur Geld-, sondern auch Sach- und Kleiderspenden von Mitgliedern reicherer Gemeinden, zum Beispiel in Paris. Zum anderen wurde gerade ein Pfarrer, der in einem Ort wie Maubeuge lebte, von der Kirchenleitung absichtsvoll arm gehalten. Zwischen ihm und der Gemeinde sollte es in Sachen Lebensstil möglichst keine Kluft geben.

Es gab sie dennoch. Immer wieder versuchten André und Magda, Leute aus der Gemeinde zum Essen einzuladen. Aber die Eingeladenen wichen aus, und wenn sie doch einmal kamen, dann sagten sie, sie hätten bereits gegessen. «Sie hatten Angst, bei uns zu essen», schreibt Magda. «Wir gehörten nicht zu ihrem Milieu, und sie wussten nicht, wie sie sich bei uns benehmen sollten. Ich war eine Ausländerin, und André wirkte immer ein bisschen würdevoll und streng... Sie kannten uns einfach nicht gut genug.»

Im Sommer 1927 wurde das erste Kind der Trocmés geboren, ein Mädchen, das den Namen Nelly bekam – eine Kurzform von Helena –, den Namen von Magdas früh verstorbener Mutter.

Wenn Magda und André in einer ruhigen Stunde zusammensassen, fragten sie sich manchmal, warum die Sache mit der Pfarrstelle in Maubeuge ihnen von Andrés Vater und der Kirchenleitung (zu der auch Paul Trocmé gehörte) so ausserordentlich dringend gemacht worden war. Warum hatte unbedingt André und niemand anders diese Stelle antreten müssen? Die Arbeit vor Ort gab darauf keine Antwort. Nichts hier war speziell auf Andrés Gaben und Interessen zugeschnitten. Doch im Laufe des Sommers ging ihnen ein Licht auf: Andrés Vorgänger war in einem erbitterten Streit mit seinem Chef geschieden. Nur wer weit genug weg war – zum Beispiel in New York – hatte von der Auseinandersetzung, die in der ganzen Reformierten Kirche Wellen schlug, nichts mitbekommen. Und: André hatte einen «Makel», der ihn für eine Stelle in einer «besseren» Gemeinde ohnehin disqualifizierte: Er war Pazifist. Zwar hatte

er kurz «gedient», aber dann den Dienst mit der Waffe verweigert. So jemand konnte als Pfarrer gerade mal geduldet werden. Auf eine «Karriere» durfte er nicht hoffen. Offiziell war Pfarramtskandidaten die Kriegsdienstverweigerung sogar verboten. André hätte also genauso gut in New York bleiben und promovieren können – wenn nicht Vater Paul dafür gesorgt hätte, dass sein Jüngster in seine Nähe kam...

War Maubeuge eine Art Falle, in die sie voll frommer Naivität hineingelaufen waren? Der Gedanke stand ihnen hin und wieder ernüchternd vor Augen. So hätte man es sehen können. Aber so wollten sie es nicht sehen. «Nehmen wir es als eine Etappe in meiner Ausbildung», sagte André. «Es gibt hier einige Dinge, die ich lernen kann. Aber allzu lange darf diese Lehre nicht dauern.»

Schon ein Jahr später, im September 1928, zog die Familie nach Sin-le-Noble, wo André seine erste «eigene» Pfarrstelle übernahm. Wieder ein Ort mit einem verheissungsvollen Namen: «Nobel» war das Städtchen im Mittelalter gewesen, weil es direkt dem König unterstellt war. Und auch André hatte nach seiner Zeit als «Lehrling» nun keinen Vorgesetzten mehr vor Ort. Ansonsten schien der Unterschied zwischen Maubeuge und Sin-le-Noble nur der zwischen Stahlindustrie und Kohleförderung zu sein. Die soziale Situation der Bürger und Gemeindeglieder war dieselbe.

«Ehe man den Menschen hier predigt, müsste man erst mal eine Suppenküche einrichten.» Magda und André schien diese Idee naheliegend. In den USA gab es so etwas schliesslich in vielen Städten. Und so ging André zum Bürgermeister, um sich eine Erlaubnis zu holen. Doch der war nur wenig begeistert vom Eifer des neuen Pfarrers und seiner Frau und stellte eine Bedingung: «Nur wenn Sie *alle* dazu bewegen können, der Sache zuzustimmen – von ganz rechts» (gemeint waren die Katholiken) «bis ganz links» (den Kommunisten). «Sonst habe ich bei der nächsten Wahl alle gegen mich.»



André mit jungen Pfadfindern seiner Gemeinde in Sin-le-Noble

Der katholische Kollege hielt sich für nicht zuständig: «Alles, was notwendig ist, wird durch unsere Ordensschwwestern bereits getan.» Bei den Kommunisten dagegen holte sich André eine klare Absage, die die Parteispitze nach acht Tagen Bedenkzeit auch in einer schriftlichen Erklärung formulierte: «Angesichts der Auflösungserscheinungen des kapitalistischen Systems, die sich bereits beobachten lassen, kann die Kommunistische Partei kein Interesse daran haben, es durch mildtätige Aktionen weiter am Leben zu erhalten. Die Arbeiterklasse muss erkennen, dass das ausbeuterische System, dessen Opfer sie ist, sich bereits im Verwesungszustand befindet. Dann wird sie sich dagegen erheben – und genau das ist unser Ziel.»

Es hatte keinen Sinn. Von der Idee einer Suppenküche mussten Magda und André sich verabschieden. Kaum waren jedoch ein paar Tage vergangen, als sie eine Überraschung erlebten: Von der Strasse war das Läuten einer kleinen Glocke zu hören, und als die beiden ans Fenster liefen, sahen sie einen Karren, auf dem Plakate angebracht waren: Die «Rote Hilfe» bat um Kartoffel- und Gemü-

suspenden zugunsten der «ausgebeuteten und ausgehungerten Arbeiterklasse».

«Ich habe die Heuchelei der Kommunisten von Sin-le-Noble nie ganz verdaut», schrieb André später. «Aber sie hat mich eine Sache gelehrt: Solidarische Akte dürfen nicht der Propaganda dienen, sondern den Notleidenden. Sonst sind sie eine Waffe, und das ist unfair.»

Mit einer anderen, ebenfalls aus Amerika übernommenen Idee hatten Magda und André dagegen grossen Erfolg. Und nicht nur das: Sie stifteten eine Einrichtung, die der Bürgermeister später als Besonderheit der Stadt vermarktete: die «Altenweihnacht», zu der ein «echter Weihnachtsmann» mit dem Schlitten kam. Anders als Santa Claus sammelte der französische Weihnachtsmann erst Gaben ein, um sie später dann an die Armen zu verteilen. Allerdings wollte sich beim ersten Mal niemand von den Jugendlichen der Gemeinde lächerlich machen, also klebte sich André widerwillig einen Bart an – er hatte das Verkleidenspielen schon als Kind gehasst – und zog den roten Mantel über. Es regnete, weshalb Magda und er statt des Schlittens einen Karren durch die Stadt schoben. André mühte sich mit mässigem schauspielerischem Talent, die Leute zum Spenden zu bewegen. Aber die hielten die beiden Gestalten für völlig verrückt, stiessen sich in die Seite und feixten – bis einer unter dem Rauschbart den Pfarrer erkannte: «Haltet die Klappe! Das ist doch der Boss vom Tempel!» In alttestamentlicher Tradition wird das Gotteshaus der Reformierten Kirche in Frankreich bis heute Tempel genannt. Mit dem peinlichen ersten Auftritt des Weihnachtsmanns waren die kleine Gemeinde und ihr verrückter Pfarrer jedenfalls stadtbekannt.

Sechs Jahre blieben die Trocmés in Sin-le-Noble. Nach Nelly, der Erstgeborenen, wurden hier ihre drei Söhne geboren: Jean-Pierre (1930), Jacques (1931) und Daniel (1933). Wechselnde Au-pairs, meist aus Deutschland, unterstützten Magda und hielten den Kontakt zu Andrés Mutter-Sprache lebendig.

Die politische Landschaft in Europa veränderte sich in diesen Jahren erst kaum merklich, dann deutlich spürbar. Als Magda eine Stelle als Italienisch-Lehrerin angeboten bekam, hielt sie das zunächst für eine gute Idee. Doch dann sah sie, dass das Lehrmaterial vom italienischen Staat vorgegeben war. Der wurde schon seit 1922 von Mussolini geführt, und das schlug sich inzwischen auch in den Schulbüchern deutlich nieder. Die Lehrer sollten mithilfe dieses Unterrichtsmaterials ganz offensichtlich faschistisches Gedankengut weitergeben. Magda sagte ab – und konnte dennoch nicht verhindern, dass linke Exil-Italiener das Gerücht verbreiteten, sie sei selbst Faschistin. Die Limousine des italienischen Konsuls von Lille sei vor dem Haus der Trocmés gesehen worden. Und noch infamer: André mache vormittags Hausbesuche bei Italienerinnen, deren Männer bei der Arbeit seien...

André bekam bei anderer Gelegenheit mit, wie sich der weltanschauliche Kampf verschärfte. Eines Tages sass er im Büro des Bergwerksdirektors, um ihm ein Anliegen vorzutragen. Während der Schulferien gab es für die Kinder der Bergleute keinerlei Möglichkeit, ihre freie Zeit sinnvoll zu gestalten. Das brachte gerade die älteren Kinder auf allerhand dumme Ideen. André wusste zwar, was diese Kinder gebraucht hätten, aber die Gemeinde hatte weder Räume noch einen Sportplatz, um ein Ferienprogramm auf die Beine zu stellen. Bei der Zeche dagegen gab es ein ungenutztes Grundstück.

«Es kann nicht in unserem Interesse sein, dass eine Sekte sich um die Kinder kümmert», sagte der Direktor. «Warum sollten wir gerade Ihnen ein Grundstück vermieten?»

Sekte? André bemühte sich um Fassung und begann höflich mit einigen Erklärungen.

«Also gut», sagte der Direktor schon nach wenigen Sätzen. «Ich muss anerkennen, dass Ihr Projekt zum Ziel hat, die moralische Verfassung der Arbeiterschaft zu verbessern. Und das ist tatsächlich sehr notwendig. Ich biete also Ihrer Organisation genau wie

den Katholiken an, unser Stadion und alle anderen Sporteinrichtungen zu nutzen.»

Was für ein prompter Sinneswandel! Und jetzt öffnete der Direktor auch noch die Schublade seines Schreibtisches und zog ein Bündel Scheine hervor.

«Wir können Ihnen auch eine jährliche Unterstützung zukommen lassen», sagte er und reichte André zweitausend Francs. «Die sind für Ihr Projekt.»

André wusste nicht, wie ihm geschah. Seine Gemeinde war so arm, und jetzt hatte er mit wenigen Sätzen zweitausend Francs für diese Kinder gewonnen!

«Es gibt da eine Bedingung.» Der Direktor lehnte sich zurück. «Wir gehen einer unruhigen Zeit mit einigem sozialen Aufruhr entgegen. Das wird nicht einfach sein. Sie können in Ihren Predigten Ihren Gemeindegliedern wichtige Ratschläge geben. Die katholischen Priester haben mir das bereits versprochen. Es ist nämlich in ihrem eigenen Interesse, wenn die Bergleute mit uns kooperieren. Das werden Sie ihnen sicher verständlich machen können.»

«Heisst das, ich soll den Arbeitern sagen, dass sie sich gegen die Gewerkschaft stellen, sie vielleicht sogar verlassen sollen?»

André stand auf, sein Gesicht war knallrot geworden.

«Es tut mir leid, Monsieur, meine Aufgabe ist es, das Evangelium zu verkündigen. Ich kann Ihrem Wunsch nicht entsprechen.»

«Wie Sie meinen», sagte der Direktor, nahm das Geld, das André ihm hinstreckte, legte es wieder in die Schublade und verschloss sie sorgfältig.

«Wer Gott nicht liebt, wird die Menschen immer in Rassen, Klassen oder andere Gruppen einteilen.» André sprach in seinen Predigten gerne Klartext. Nur eben nicht den bestellten. «Wir dagegen wissen, dass Gott in der Seele jedes Menschen wohnt. Jeder Mensch kann ihn dort entdecken, seine Stimme vernehmen. Jeder Mensch besitzt die Fähigkeit, nach innen zu schauen, wo sich ihm in jedem Mo-

ment Gott offenbaren kann. Manchmal geschieht das sogar, ohne dass der Mensch sich dessen bewusst wird. Gottes Liebe zu den Menschen kann auch uns Liebe lehren. Nur wer Gott in sich findet, kann den Nächsten lieben wie sich selbst. Und das ohne Unterschied von Rasse und Klasse. Jeder Mensch trägt Gott in die Welt.»

Aufs Land

SIN-LE-NOBLE 1933 –
LE CHAMBON-SUR-LIGNON 1934

Frankreich kennt weder Bundesländer noch Kantone. Nicht nur politisch, sondern auch in Sachen Schule, Kultur und Kirche wird so gut wie alles in Paris entschieden und von Paris aus dirigiert. Das ist sehr praktisch, wenn man mit Schulkindern umzieht, bedeutet aber zum Beispiel für einen Lehrer oder Pfarrer, dass er überall im grossen Land eine neue Stelle bekommen kann – was ihn natürlich nicht in jedem Fall freut. In der Église Réformée Evangélique war (und ist) das genauso. Die Trocmés wollten den Nordosten Frankreichs verlassen, und zwar unbedingt. Nelly, die Älteste, litt von Kleinkind an unter einer so schweren Bronchitis, dass sie zeitweise in einer Kinder-Kureinrichtung in der Schweiz untergebracht werden musste. Auch die drei Jungen waren fast pausenlos krank. In der Gemeinde gab es – zehn Jahre vor dem weltweit ersten Einsatz von Antibiotika – keine Familie, in der nicht mindestens eine Person an Tuberkulose litt. Daneben grassierte eine zweite Krankheit, die heute fast in Vergessenheit geraten ist: die Silikose, volkstümlich «Staublunge» genannt. Sie entsteht durch das Einatmen von quarzhaltigem Feinstaub, und normalerweise erkrankt daran nur, wer lange unter Tage gearbeitet hat. In

Sin-le-Noble war sie durch die mineralstaubhaltige Luft jedoch zu einer Krankheit geworden, die jeden treffen konnte, sogar Kinder.

André hörte, dass in einer Arbeitervorstadt im Süden von Paris eine Pfarrstelle frei werden würde. Er bewarb sich schriftlich, wurde eingeladen, hielt eine Probepredigt, sprach mit dem Kirchenvorstand – alles lief, wie es die Kirchenordnung vorsah, und ausserdem für beide Seiten sehr erfreulich. André stand offen zu seiner pazifistischen Haltung, versprach aber, dass er die Kanzel nicht dazu benutzen würde, seine Meinung zu propagieren oder sie anderen aufzudrängen. Der Kirchenvorstand war von dem jungen und engagierten Pfarrer sehr angetan und gab ihm eine schriftliche Zusage.

Alles war geregelt, und die Familie begann mit den Umzugsplanungen, als sich die Kirchenleitung in Paris einmischte: Ein Pazifist, so nah bei Paris? Das würde den innerkirchlichen Frieden bedrohen, die Gemeinde müsse sich einen anderen Pfarrer suchen.

André war erbost, fuhr unaufgefordert nach Paris und erzwang ein Gespräch mit dem Kirchenpräsidenten.

«Ich habe sie nicht einbestellt!», rief der wütend.

«Ich weiss», antwortete André und sah ihm so in die Augen, dass er nicht ausweichen konnte. «Aber ich werde so lange bleiben, bis ich angehört werde.»

Eine Viertelstunde verbrachte André auf dem Flur, dann wurde er in das Konferenzzimmer gebeten. Fünfzehn Männer waren dort versammelt, André stand vor ihnen und wurde auch nicht eingeladen, sich zu setzen. Die Herren hatten offensichtlich nicht vor, sich von einem Kleinstadtpfarrer mit grossen Weltverbesserungsideen die Zeit stehlen zu lassen.

«Mein lieber Monsieur Trocmé», sagte der Kirchenpräsident, «ich stelle Ihnen nur eine einzige Frage: Angenommen, es ist Krieg – ziehen Sie eine Uniform an und verteidigen Sie das Vaterland? Ja oder Nein?»

Er wartete die Antwort nicht ab. «Ich weiss, ihr Kriegsdienstverweigerer habt euren Stolz. Ihr wollt euch die Hände nicht dreckig machen. Dem Bösen zu widerstehen, das überlasst ihr lieber den anderen. – Die Pfarrstelle, auf die Sie sich beworben haben, können wir Ihnen nicht geben. Sie können gehen.»

André fühlte sich überrumpelt, wurde rot und war schon dabei, sich zur Tür zu drehen. Da gab ihm die Empörung, die er in sich aufsteigen fühlte, doch noch einen Satz ein: «Meine Herren, es scheint mir, dass angesichts einer so schwerwiegenden Entscheidung ein gemeinsames Gebet durchaus angemessen gewesen wäre.»

Fünfzehn Mäuler standen offen, fünfzehn Augenpaare irrten im Raum herum. Nur der Präsident behielt die Fassung. «Bruder Gounelle, möchten Sie bitte so gut sein und mit uns beten.»

Pfarrer Gounelle war der Älteste im Raum, und er betete mit zitternder Stimme. «Herr, segne deine Kirche und führe diesen jungen irrenden Pfarrer zurück auf den rechten Pfad.»

Wenige Minuten später stand der «junge irrende Pfarrer» draussen. Am Veto der Kirchenleitung war nicht zu rütteln.

«Man hatte mir weder ‚Guten Tag‘ noch ‚Auf Wiedersehen‘ gesagt. Ich stand auf der Strasse, vor der Tür der Reformierten Kirche von Frankreich und konnte nicht ahnen, dass ein zweiter Weltkrieg und die Schande einer Zusammenarbeit mit dem siegreichen Feind notwendig sein würden, bis in den Herzen dieser guten Patrioten von 1914 ein Zweifel daran aufkäme, dass Frankreich immer recht hatte und immer recht behalten würde. Wie konnte ein Christ das bezweifeln und sich weigern, Waffen zu tragen, wenn doch die Sache Frankreichs immer zugleich die Sache Gottes war!», erinnerte sich André zwanzig Jahre später an diesen denkwürdigen Tag.

Die Suche musste also weitergehen. Welcher andere Ort konnte für eine Familie mit vier kleinen und ständig kranken Kindern geeignet sein?

Schon bald nach dem Paris-Besuch schien sich *die* Lösung anzubieten: Am Südufer des Genfer Sees, am Fusse des Mont Blancs mit Blick auf Lausanne und die Schweizer Berge liegt Thonon-les-Bains. Und ausgerechnet in dieser «gesunden» Alpenlandschaft wurde ein evangelischer Pfarrer gesucht! André fuhr hin, stellte sich vor, und wieder waren er und der Kirchenvorstand sich sofort einig. Er war so gut wie gewählt – nur dass eine Dame des Vorstands fehlte. Sie war auf dem Weg nach Paris, zur Kirchenleitung... Es kam, wie es kommen musste: Auch dieser Plan scheiterte an der Pazifismus-Frage.

War es ein Fehler, die Arbeit in Sin-le-Noble verlassen zu wollen? War es vielleicht sogar «ungeistlich», eine Art Flucht? Magda und André bekamen Zweifel, ob sie mit ihrer Suche nach einer neuen Gemeinde überhaupt auf dem richtigen Weg waren, und vertrauten sich älteren, erfahrenen Ratgebern an.

«Ihr habt euch darauf eingelassen, euer Leben in den Dienst der Kirche hier im Norden zu stellen. Wenn ihr geht, dann ist das eine Gehorsamsverweigerung Gott gegenüber», sagte ein forschender Kirchenmann.

«Wenn Gott es zulässt, dass eure Kinder krank sind, dann will er euch damit etwas sagen: Er möchte, dass ihr an einen anderen Ort geht», sagten zwei ältere Damen.

Magda und André hielten die älteren Damen für weise, hörten auf ihren Rat und suchten weiter den «anderen Ort».

Und sie fanden ihn schliesslich, auch wenn er alles andere als ein Traumort mit einer Traumgemeinde war.

Andrés pazifistische Überzeugung, die ihm in Frankreich so viele Schwierigkeiten bereitete, führte ihn zuvor jedoch ins Ausland, und zwar nach Deutschland, zum «Erzfeind». Seit er als Kind die Verwandtschaft im Lipperland besucht hatte, war er erst ein einziges Mal wieder in der Heimat seiner Mutter gewesen. Im Sommer 1927 hatte er an der Internationalen Tagung des Versöhnungsbundes in Oberammergau teilgenommen. Friedensaktivisten aus neunzehn

Ländern waren zusammengekommen, um sich gegen den herrschenden Militarismus zu stellen und die Anerkennung der Kriegsdienstverweigerung zu fordern. Fünf Jahre später nun reiste er wieder nach Deutschland, diesmal zu einem Friedensmarsch, der in Frankfurt beginnen und durch Süddeutschland führen sollte. André hatte ein schlechtes Gewissen. Konnte er Magda mit den vier Kindern allein im Sommerhaus der Grossfamilie Trocmé lassen? Aber sie selbst ermutigte ihn: «Fahr nur! Du verwechselst manchmal Pflicht und Tradition. Es ist wichtig, dass du die eingefahrene Spur verlässt. Die Gemeinde wird schon nicht untergehen, wenn du mal vierzehn Tage weg bist. Und wir auch nicht.»

Veranstalter auf Seiten des Gastgebers war der Deutsche Friedensbund, ein Zusammenschluss mit eher sozialistischer Tendenz. Der Bund hatte viel Werbung gemacht, und die Säle in Frankfurt, Offenbach und Heidelberg füllten sich an den Abenden mühelos. In Offenbach leitete ein Pfarrer mit Namen Goethe die Veranstaltung. Seine Privatwohnung war kurz zuvor von jungen Nazis verwüstet worden. Die Polizei paktierte offensichtlich mit den Vandalen, denn sie rückte erst an, als die Täter fort waren. In Heidelberg war es André selbst, der angegriffen wurde. «Ihr wollt uns einseifen, damit Frankreich und England uns besser rasieren können!», riefen die Braunhemden, und einer von ihnen fuchtelte mit seinem Revolver vor Andrés Gesicht herum. Der junge Mann hatte bereits vier Juden ermordet, erfuhr André später.

«Bring mich doch um! Hier, vor allen Leuten!», rief André. Und genau das beruhigte den Mann.

In Reutlingen empfing der örtliche Organisator die Teilnehmer des Friedensmarsches schon bei ihrer Ankunft mit einer schlechten Nachricht: «Das Theater ist bereits bis auf den letzten Platz gefüllt. Allerdings mit Braunhemden. Sie haben sich geschworen, euch nicht zu Wort kommen zu lassen. Wir müssen die Veranstaltung leider absagen.»

Ob man sich das heute vorstellen kann oder nicht: Die Gruppe zog sich auf Andrés Initiative hin zum Gebet zurück. Dann entschied man einmütig: Wir gehen ins Theater und sprechen zu den Nazis. Wir wollen es wenigstens versuchen. André wurde gebeten, zu den Versammelten zu reden. Von den Ausländern war er derjenige, der am besten Deutsch sprach. Die Friedensmarsch-Aktivisten betraten das Theater durch den Bühneneingang und stellten sich leise hinter den Vorhang. Von der anderen Seite hörten sie den Lärm der versammelten Männer.

«Vorne steht ein Podest. Geh stracks darauf zu und fang gleich an zu reden, sonst geht der Tumult los, ehe du ein Wort gesagt hast», riet ihm ein Ortskundiger.

Und so machte es André. Kaum hatte er das Podest erreicht, begrüßte er die vier- oder fünfhundert Versammelten mit einem lauten «Deutschland, erwache!».

Stille. Verblüfftes Schweigen.

«Ich meine es so, wie ich es sage: Deutschland muss erwachen, denn uns droht ein zweiter Weltkrieg. Ich bin Franzose, und unser Volk hat unter dem Krieg am meisten gelitten. Aber jetzt ist es Zeit, einander zu verzeihen und sich zu versöhnen. Wer heute Christ ist, der ist gegen den Krieg und alles, was der Kriegsvorbereitung dient. Er verweigert den Kriegsdienst.»

Tosender Applaus. Träumte er oder applaudierten diese Nazis wirklich einem Pazifisten?

Die nachfolgenden Redner jedenfalls konnten das, was sie vorbereitet hatten, ohne Störungen vortragen.

«Sie haben genau das gesagt, was unser Führer auch sagt!» Nach der Veranstaltung kam der Anführer der Reutlinger SA-Gruppe auf André zu. «Gerechtigkeit und Gleichbehandlung für alle! Frieden!»

«Ja, aber er sagt es ein bisschen anders. – Und warum verfolgt ihr die Juden?»

«Der Jude ist der grösste Feind des Friedens.»

Von dieser Haltung war der junge Mann nicht abzubringen.


«Ich habe an diese Szene in Reutlingen oft zurückgedacht», schrieb André Jahre später. «Hitler hatte es geschafft, eine ursprünglich arglose Jugend für seine niederträchtigen Ziele zu begeistern. Die Naivität der Deutschen, ihre Unbedarftheit im Guten wie im Bösen, ihr Hang, alle Werte durcheinanderzubringen, wird den Franzosen – diesen Ungläubigen, Kritischen und Scharfsinnigen – immer unbegreiflich bleiben.»


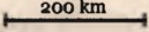
Wenige Monate später «ergriff» Hitler nicht etwa die Macht, er wurde ganz ordnungsgemäss vom Reichspräsidenten zum Reichskanzler ernannt und konnte sich bei allen, die begeisterungsfähig, aber unwissend waren und bleiben wollten, grossen Rückhalts gewiss sein.

André war zurück in Frankreich und wieder mit Stellensuche beschäftigt. Den Ort, an dem man ihn angeblich wirklich gerne als Pfarrer haben wollte und an dem es garantiert keine Probleme mit der Kirchenleitung geben würde, mussten Magda und er erst einmal auf der Landkarte suchen. Die Frankreichkarte kennt vierzehn Chambon, denn das kommt vom lateinischen *campus*: Feld, und Felder gibt es überall. Damit man die verschiedenen Chambon besser auseinanderhalten kann, tragen manche einen Namenszusatz. Magda und André suchten also ein Le Chambon-sur-Lignon, stellten zu ihrer Verwirrung fest, dass derselbe Ort auf manchen Karten offensichtlich Le Chambon-de-Tence hiess, und fanden schliesslich den Lignon, einen Zufluss der Loire im Zentralmassiv, nicht weit von der Ardèche, aber leider weit von deren attraktiven Ausflugszielen. Was für eine abgelegene Gegend. Nicht mehr zu den Cevennen gehörig, auch nicht provenzalisch, vom Rhonetal aus schwer zu erreichen, weil tausend Meter höher als der Fluss, nicht West- und nicht Ostfrankreich... André konnte sich schon die paar protestantischen Bauern vorstellen, die dort vermutlich wohnen würden. Le Plateau Vivarais-Lignon hiess die Gegend. Nicht gerade einprägsam. (Später gewöhnten sie sich an, einfach «das Plateau» zu sagen, so wie es alle taten.) Es gab also nur einen bekannten Namen auf der Karte: die Loire. Deren Quelle musste irgendwo dort in den Ber-



Le Chambon-sur-Lignon

	Einwohner	Orte
 Internierungslager	< 10 000	• Die
	10 000 – 50 000	• Vichy
	> 50 000 – 100 000	• Versailles
	> 100 000 – 500 000	□ Lyon
	> 500 000	▣ PARIS

 N
 200 km

Entwurf & Kartographie: Markus Neufeld, 2012.

Frankreich (ohne Korsika) in der Übersicht, u. a. mit den wichtigen Orten im Leben von Magda und André Trocmé

gen nicht weit von Le Chambon zu finden sein.

«Ich hatte mir selbst das Versprechen gegeben, niemals Dorfpfarrer zu werden», notierte André. «Es waren die Stadt und ihre Probleme, die mich faszinierten.» Aber was sollte er tun? Auf un-absehbare Zeit in Sin-le-Noble bleiben und den Kindern das ungesunde Klima zumuten? Offensichtlich war sein Ansehen bei der Kirchenleitung so schlecht, dass er nichts Besseres als einen Ort wie Le Chambon zu erwarten hatte. Er konnte nur Ja oder Nein sagen. André dachte an Nelly, Jean-Pierre, Jacques, Daniel – und sagte seufzend zu.

Doch selbst hier, für diese Stelle, um die sich die Pfarrer sicher nicht rissen, musste ein «Trick» angewandt werden, damit André sie wirklich antreten konnte. René, ein Freund aus Studienzeiten, der jetzt Vorsitzender des Kirchenkreises war, wollte dem alten Freund helfen und liess sich etwas einfallen: André sollte als «Vertretungspfarrer» für eine «Übergangszeit» von einem Jahr in Le Chambon Dienst tun. Das zu verhindern, würde sich keiner die Mühe machen. Und nach Ablauf des Jahres würde man eben weitersehen...

Auch diesem Verfahren stimmte André zu. Nur eine einzige Bitte nahm er sich heraus: Das Pfarrhaus von Le Chambon müsse eine Zentralheizung bekommen. Auf fast tausend Metern Höhe wollten Magda und er nicht neun Monate im Jahr den Tag damit beginnen, in der Küche und im Arbeitszimmer Feuer zu machen.

Im September 1934 erreichten sechs Trocmés nach einer Reise von achthundert Kilometern ihr neues Zuhause. Sie sahen es an – und verliessen es wieder. Die Heizung war noch nicht eingebaut, es war aber schon herbstlich-kalt. Das Pfarrhaus, eine Trutzburg aus grobem Granit an einem Hang oberhalb des Lignon, war eine einzige Baustelle. Die Trocmés zogen in eine Pension und verbrachten dort eine kostspielige Zeit, die völlig über ihre finanziellen Verhältnisse ging. Aber immerhin: Le Chambon mit seinen gerade mal tausend

Einwohnern hatte Hotels und Pensionen, und zwar eine ganze Reihe. Im Norden der Hochebene liegt Saint-Etienne, ein Zentrum der Metallverarbeitung, bekannt für Waffen und Werkzeuge. Aber in Saint-Etienne wurde damals auch Kohle gefördert, und seit dem Ende des 19. Jahrhunderts war Le Chambon zu einer Art Luftkurort für Bergarbeiter geworden, mehr noch für die Kinder der Bergarbeiter. Für sie hatte man eigens eine eingleisige Bahnstrecke hinauf auf das Plateau gebaut. Sozusagen waggonweise brachte die Schmalspurbahn seitdem gesundheitlich angeschlagene Arbeiterkinder den Berg herauf. Bevor sie auf die Hotels, Pensionen und Kindererholungsheime verteilt wurden, mussten sie auf eine Waage steigen, die direkt am Gleis vor dem kleinen Bahnhofsgelände stand. Hier notierte man das Gewicht jedes Kindes – und verglich es einige Wochen später mit der neuen, im Idealfall deutlich höheren Zahl. Erst dann durfte das Kind zur Heimreise wieder in den Zug steigen.

Es gab also eine frühe Form von Tourismus in Le Chambon und eine bescheidene Art von Hotellerie. «Aber es gab keine Gastfreundschaft, wie wir sie vom Norden kannten», notierte André. «Was es gab, war Tourismus als Industrie.»

Schwingt da ein bitterer Ton mit? Zumindest waren Magda und André diesmal von Anfang an frei von Illusionen. «Nur drei Familien im Ort konnten sich rühmen, ein wenig Kultur zu haben: Doktor Riou und seine Frau; Madame de Félice, eine alte, reiche und witzige Grundbesitzerin; und Mademoiselle Matile, die Gründerin einer Pension für Kinder. Die Darcissac, beide Volksschullehrer, waren ganz originell, aber ihr Horizont reichte nicht über das Plateau hinaus. Madame Marion, eine verwitwete Pfarrfrau, die eine Pension betrieb, war umtriebiger, sonst aber auch nichts.»

Ist jemand, der so schreibt, arrogant oder einfach nur ein klar analysierender Beobachter? Natürlich wird André niemandem ins Gesicht gesagt haben, was er dachte. Seine Aufzeichnungen machte er Jahre später, und selbst dann dienten sie vielleicht nicht zuletzt der Seelenhygiene – und natürlich seinen Kindern und Enkeln als



*Blick auf eine Brücke
in Le Chambon (1941)*

Erinnerungsschatz.

In der Picardie, seiner nordfranzösischen Heimat, nannte man die Landwirte *cultivateurs*, denn sie kultivierten, verfeinerten also das, was die Erde hervorbrachte. Hier hiessen sie einfach Bauern. «Mit Beginn des Herbstes legte sich eine bäuerliche Schwere auf alles um uns herum. Das Plateau zeigte sich als ein feindliches Stück Erde, von dem die Bauern sich

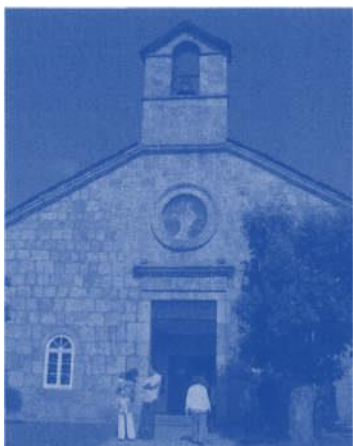
nur mit Mühe ernähren konnten. Jetzt begann der Winter, der neun der zwölf Monate eines Jahres dauern würde. Als Summe menschlicher Weisheit galt hier der Spruch: ‚Neun Monate Winter, drei Monate Plackerei.‘»

Den ersten Winter «am Ende der Welt» galt es nun zu überstehen. Die Kinder der Landverschickung kehrten nach Saint-Etienne zurück. Die Fensterläden der Hotels und der meisten Pensionen wurden für Monate geschlossen. Wer als Hotelier gut verdient hatte, versuchte es vor seinen Nachbarn zu verbergen und in das Klageglied der Bauern einzustimmen: schlechtes Wetter, schlechte Ernte, schlechte Gesundheit. Doch ein Gutes hatte der Winter: Nach aller Arbeit in der kurzen «Saison» kamen die Leute von Le Chambon jetzt wieder in die Kirche. Was sollten sie auch sonst tun? Und ausserdem gab es da einen neuen Pfarrer...

Hugenotten

LE CHAMBON 1934

Der «Tempel» war bis auf die letzte Bank besetzt. Dabei ist die protestantische Dorfkirche im kleinen Le Chambon ungewöhnlich gross. «Liebet einander» («Aimez-vous les uns les autres») liest bis heute in unübersehbar grossen Lettern über dem Portal, wer vom Platz vor der Kirche in den Vorraum tritt. Wenn er dann die Tür des Windfangs öffnet und vom eigentlichen Kirchenraum begrüsst wird, steht er unter der hellen Gewölbedecke und weiss sofort, was in diesem grossen Raum allein Bedeutung hat. Rechts Bänke, links Bänke, und in der Mitte ein Gang, der stracks auf... nein, nicht auf das Kreuz, sondern auf die Kanzel zuläuft. Denn es ist das Wort und nichts als das Wort, das bei reformierten Christen zählt. Kein geschmückter Altar, keine Blumen, keine Bilder. An Heiligenstatuen oder ein Kreuz mit Korpus gar nicht zu denken. Nicht mal ein schlichtes Holzkreuz. Dennoch ist die Wand hinter der Kanzel nicht leer: Rechts und links hängt jeweils eine Tafel mit den Nummern der Gesangbuchlieder, die in diesem Gottesdienst gesungen werden. Nicht gerade eine Augenweide, die die wandernde Fantasie predigtmüder Gottesdienstbesucher anregen könnte. Dazu müsste man schon begeisterter Kopfrechner oder Lottospieler sein. Schau auf die Kanzel und höre zu!, lautet die Botschaft des Raums, heute



*Die reformierte Kirche in
Le Chambon-sur-Lignon*

wie im Herbst 1934, als André hier seinen ersten Gottesdienst hielt.

Wie kommt es, dass im damals tiefkatholischen Frankreich ein Ort mit tausend Einwohnern eine evangelische Kirche mit mehreren hundert Sitzplätzen hatte? Und das, obwohl mehr als die Hälfte der Menschen nicht einmal im Dorf selbst, sondern auf weit verstreuten Höfen

lebte, von denen man nur mit einigem Aufwand zur Kirche gelangen konnte?

Die Antwort liegt in der dramatischen Geschichte des französischen Protestantismus. Das Gros der Chambonnais, wie die Einwohner von Le Chambon heissen, waren Nachkommen von Flüchtlingen, genau wie fast alle anderen Bewohner des Plateaus. Als das Gedankengut der Reformation zu Beginn des 16. Jahrhunderts Frankreich erreichte, nannte man diejenigen, die sich vom katholischen Glauben abwandten, Hugenotten – von einem alten französischen Wort für Eidgenosse. Protestantisch und schweizerisch schien zunächst nämlich dasselbe zu sein, schliesslich waren es die Ideen Calvins (der übrigens Franzose war, aber in Genf wirkte), die das «Ketzertum» nach Frankreich brachten. Franzose zu sein hiess, Katholik zu sein. Diese «Selbstverständlichkeit» wurde fortan mit dem Schwert verteidigt. Sechzig Jahre dauerte die blutige Verfolgung der Protestanten, die sich mehrfach zu Bürgerkriegen ausweitete, bis das Edikt von Nantes den Hugenotten 1598 die freie Religionsausübung zusicherte, zugleich aber noch einmal festhielt, dass

der Katholizismus Staatsreligion sei und bleibe. Da waren bereits zehntausende von Protestanten aus Frankreich geflohen. Die halberzig gewährte Toleranz in religiösen Dingen – für die Gegend um Paris galt sie zum Beispiel nicht – sicherte einen brüchigen Frieden von knapp neunzig Jahren. Dann wurde das Edikt aufgehoben. Der sogenannte Sonnenkönig Ludwig XIV. versuchte mit einer Mischung aus Missionierung und Verfolgung, die Protestanten wieder auf den rechten katholischen Weg zu bringen. Doch was er auslöste, war eine neue Fluchtwelle. Und es waren nicht die Armen und Ungebildeten, die er aus dem Land trieb. Von den etwa 200'000 Menschen, die in die Schweiz, die Niederlande, nach Deutschland, Skandinavien, England und Nordamerika flohen, waren überdurchschnittlich viele gut ausgebildete Handwerker, die sogar lesen und schreiben konnten. Auch die Vorfahren von Andrés Mutter gehörten zu den Flüchtlingen, die ab 1685 Frankreich den Rücken kehrten.

Die Protestanten, die übrig blieben, lebten meist auf dem Land oder waren auf das Land geflohen. Sie waren weniger gebildet, hatten die Gelegenheit zur Flucht verpasst oder aus irgendwelchen Gründen bewusst nicht ergriffen. Und nun standen sie in vielen Dörfern auch noch ohne Geistlichen da, denn auch so gut wie alle protestantischen Theologen hatten das Land verlassen. In der Geschichte der Hugenotten heisst diese Zeit *le désert*, die Wüste. Bis heute trägt das Hugenottenmuseum in den Cevennen den Namen «Musée du Désert», Wüstenmuseum, obwohl es mitten in grünen Wäldern steht. Wenn die bibelfesten Hugenotten «Wüste» sagten, dann stand ihnen nämlich das Volk Israel vor Augen, wie es vierzig entbehrungsreiche Jahre zwischen Ägypten und dem gelobten, aber unbekanntem Land umherirrte. Gut, dass die französischen Protestanten nicht ahnten, dass ihre eigene Wüstenwanderung gut 250 Jahre dauern würde. Erst dann wurde ihnen nämlich ein uneingeschränktes Bürgerrecht zugestanden. (Dass mit der Französischen

Revolution wiederum für die katholische Kirche eine Art Wüstenzeit begann, ist eine andere traurige Geschichte.)

Viele der verfolgten Hugenotten hatten in der Gegend um Le Chambon Zuflucht gefunden. Hier oben auf dem abgeschiedenen und waldreichen Plateau würde sie hoffentlich keiner suchen und finden. Hier fristeten sie ihr karges Dasein, beackerten sie ihre Scholle und pflegten, genauer: konservierten sie ihren Glauben. Und damit das gelang, blieben sie unter sich und heirateten fast ausschliesslich untereinander. (Was Vorteile hatte: Magda und André mussten sich im Grunde nur sechs verschiedene Familiennamen merken, dazu so gut wie ausnahmslos alttestamentliche Vornamen, von Abel über Hénoch bis Rachel.) Von der «Welt» erwarteten diese Familien nichts – ausser in Ruhe gelassen zu werden. Doch selbst dieser bescheidene, fromme Wunsch wurde ihnen nicht immer erfüllt. Mehrmals ritten die Dragoner des Königs ins Dorf, um den Pfarrer und einige Gemeindeglieder festzunehmen. Manchmal wurden die Verhafteten gleich in Le Chambon gehängt oder bei lebendigem Leibe verbrannt, manchmal nahm man sie dazu auch mit nach Montpellier oder Le Puy. Nach Schrecken und Entsetzen herrschte für unbestimmte Zeit wieder Ruhe.

Als die Französische Revolution es den Protestanten erlaubte, sich wieder frei zu bewegen und ihren Glauben öffentlich zu leben, blieben die Chambonnais, wo sie waren. Die genügsamen Bauern hatten sich an das harte Leben in der Vulkanlandschaft gewöhnt – und vor allen Dingen daran, von der Welt um sie herum nur Schlechtes zu erwarten. Wofür also sollten sie das Plateau verlassen?

Als André Trocmé hier Pfarrer wurde, waren immer noch 95 Prozent der Einwohner Protestanten, und die Gemeinde zählte nicht mehr und nicht weniger Seelen, als sie dreihundert Jahre zuvor auch schon hatte.



Blick über Bergketten des Zentralmassivs

Eine Sache jedoch hatte sich verändert: Einige der Protestanten hatten sich der Lehre eines Engländers angeschlossen, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht nur durch grosse Teile Europas, sondern sogar durch Nordamerika, Australien und Neuseeland reiste und predigte. John Nelson Darby, ein ehemaliger anglikanischer Pfarrer, war zu einem originellen und eigenwilligen Ausleger der Bibel geworden. Jetzt wurden seine Anhänger Darbysten genannt. Sie hatten sich von der Reformierten Kirche getrennt, um sich in eigenen «Versammlungen» zu treffen. Sie lehnten es ab, dass die Kirche von theologisch ausgebildeten Pfarrern, also von «Profis» geleitet wird, die in gewisser Weise immer über den Laien stehen. Stattdessen versuchten sie dem Ideal einer Gemeinde gleichberechtigter «Brüder» nahezukommen. (Mit der Gleichberechtigung der Schwestern stand es leider schlecht.) Wenn schon die konservativen Protestanten des Plateaus bibelfest und besonders im Alten Testament gut bewandert waren – von den Darbysten wurden sie noch übertroffen. Die machten sich oft erst gar nicht die Mühe, einen Bibelvers zu zitieren. Die Angabe der Bibelstelle ge-

nügte – man hatte sie genau wie den Vers auswendig parat –, und schon war klar, was einer dachte (oder was seiner Meinung nach Gott jetzt dachte). Wenn einer knapp «1. Timotheus 2,9» sagte, wusste der andere: Jene Frau dort trägt einen Hut, der sich für die «Versammlung» am Sonntagmorgen nicht ziemt.

Die Darbysten also sassen nicht unter Andrés Kanzel, aber natürlich warfen auch sie in diesem Herbst einen kritischen Blick auf den neuen Pfarrer. André war nun dreiunddreissig Jahre alt, hatte sieben Jahre Erfahrung als Gemeindepfarrer, war seit acht Jahren verheiratet, Vater von vier Kindern – von dem schüchternen, nuschelnden und ständig errötenden Schüler von einst war kaum etwas geblieben. Vielleicht nur der grosse Kopf, der auf fast allen Bildern dieser Zeit etwas zur Seite geneigt auf dem langen Körper sitzt, so als könnte André mit dieser Haltung verhindern, allzu gross zu erscheinen. Die Angst, vor Menschen zu stehen und frei reden zu müssen, war vollkommen verfliegen. Im Gegenteil, André war zu einem «begnadeten Kanzelredner» geworden, wie sein Bruder Francis schrieb, nachdem er ihn in Le Chambon erlebt hatte. Andrés Stimme erfüllte klar und sonor den Kirchenraum – keine unwichtige Tatsache, Jahrzehnte vor der Installation von Mikrofonen in Kirchen. «Seine Autorität übertrifft jeden, den ich jemals predigen hörte», schrieb Francis erstaunt über den «kleinen Bruder». «Er beginnt in einfacher ungezwungener Weise, mit aktuellen Ereignissen oder religiösen Überlegungen. Dann steigert er sich allmählich, erläutert seine eigenen Gefühle und Gedanken dazu und bekennt sich mit einer aufrüttelnden Klarheit und Geradheit zu seinem Gewissen. Er spricht die Sprache des Volkes, manchmal eine grobe Sprache.» Doch schon wenige Sätze später hält Francis fest: «Sieh nur, wie er uns auf die höchsten Gipfel religiöser Gedanken führt und uns dort in wahrer Verzückung schweben lässt. Dann geleitet er uns liebevoll zurück auf die Erde und versammelt uns alle in einem Gefühl des Friedens, das so dem letzten Wort, „Amern, seine



Blick auf Le Chambon-sur-Lignon (1940)

wahre Bedeutung wiedergibt. Schliesslich sitzen wir da, Tränen in den Augen, als hätten wir einer Musik gelauscht, die unser Innerstes aufgerührt hat.»

Alle Achtung! Die Predigten dieses Pfarrers sollte man sich nicht entgehen lassen, sagten denn auch die Blicke, die die Gottesdienstbesucher mit anerkennendem, langsamen Kopfnicken einander zuwarfen, während André von der Kanzel herabstieg und sich wieder in die erste Bank setzte. Dabei hatten sie bei den einleitenden Sätzen noch mit gerunzelter Stirn nach den Mienen der anderen geschaut. Die hatten in ihren Ohren nämlich verdächtig nach «sozialem Evangelium» geklungen. Aber das war vielleicht nur eine Mode, die der junge Mann in Amerika aufgeschnappt hatte und die er sich bald wieder abgewöhnen würde. Was folgte, war solide biblische Lehre. Jetzt waren sie beruhigt und konnten sich in der Bank zurücklehnen. Das abschliessende Lied kannten sie ohnehin auswendig: «La Cévenole», die Hymne der Hugenotten, beschloss an besonderen Tagen den Gottesdienst.

*Salut montagnes bien aimées, Pays sacré de nos aïeux.
Vos vertes cimes sont semées, De leur souvenir glorieux...*

Und zum Refrain legte die Gemeinde noch ein bisschen an Lautstärke und Inbrunst zu:

*Esprit qui les fis vivre,
Anime leurs enfants, Anime leurs enfants Pour qu'ils sachent les
suivre.*

Die Cévenole ist eine Mischung aus Heimatlied, Heldengesang, Märtyrergedenken und Choral. Sie besingt die Cevennen, das Gebirge im Süden von Le Chambon, das tausenden von Hugenotten Zuflucht bot («Seid gegrüsst, geliebte Berge!»), rühmt die tapferen Protestanten, die sich den Verfolgern nicht beugten («Welches Blut hatten sie in ihren Adern, welche Liebe in ihrem Herzen?»), und bestärkt die Lebenden in ihrer Nachfolge der grossen Vorbilder («Geist, der sie lebendig machte, beseele auch ihre Kinder!»). Dabei stammt der Text nicht etwa aus der Zeit der blutigen Auseinandersetzungen selbst, sondern ist relativ jung. Zur Zweihundertjahrfeier des Edikt von Nantes geschrieben, wurde die Hymne am 23. August 1885 zum ersten Mal gesungen. Als André Trocmé sie mit seiner neuen Gemeinde anstimmte, war sie also knapp fünfzig Jahre alt. Für die Zeiträume, in denen die Kirche denkt, ein «Schlager» aus der Kategorie «neue Gemeindelieder».

*... le Dieu de nos pères
N'est-il pas notre Dieu toujours?
Servons-le dans les jours prospères Comme ils firent aux mauvais
jours.*

*Ist der Gott unserer Väter
nicht immer noch unser Gott?
Lasst uns ihm in guten Tagen dienen,
so wie jene es in schlechten Tagen taten.*

Ja, sie lebten in guten Tagen. In diesem Bewusstsein verliess eine froh gestimmte Gemeinde die Kirche. André und Magda standen auf dem Kirchplatz in der milden Herbstsonne, atmeten die frische Bergluft und nahmen die guten Wünsche der Kirchgänger entgegen. Vielleicht war es ja doch eine gute Idee gewesen, aufs Land zu ziehen. So wie es jetzt war, konnte es jedenfalls gerne bleiben.

«Einen schönen Sonntag!» – «Ihnen auch!»

Eine Schule

LE CHAMBON 1935-1938

Es hätten gemütliche Jahre in ländlicher Abgeschiedenheit werden können. Aber dafür waren die Trocmés die falschen Kandidaten. Sie genossen es, ein grosses Pfarrhaus zu bewohnen, aus dessen Esszimmerfenster man auf den Lignon herabsehen konnte: im Sommer auf ein plätscherndes Flösschen, im Winter auf einen wild rauschenden Fluss. Und es war wunderbar, dass die Kinder hier, wie erhofft, an Gewicht zulegten, eine robuste Gesundheit entwickelten und bei jedem Wetter mit den Dorfkindern im Wald und am Fluss spielten. Aber Magda und André wollten nicht den Kopf einziehen, eine Pfarrhausidylle pflegen und hoffen, dass die Kirchenleitung «den Fall Trocmé» einfach vergessen würde. Im Gegenteil: Sie erkannten in kürzester Zeit die Probleme und die Chancen des Ortes. Und sie waren fest entschlossen, Le Chambon durch ihre Anwesenheit und ihre besonderen Begabungen mit zu gestalten und zu prägen.

Die Probleme? Der Ort wirkte auf Magda und André wie versteinert. Alles hier war «wie es war im Anfang, jetzt und immerdar». Wem das nicht gefiel oder wem das nicht genügte, der verliess den Ort und die Region. Natürlich waren das die Jungen und Aufgeweckten, darunter alle, die mehr als eine Volksschulbildung such-



*Familie Trocmé vor dem Pfarrhaus in Le Chambon, 1936:
Nelly, Jean-Pierre, Jacques und Daniel (von rechts)*

ten. Im starken Kontrast dazu stand das ständige Kommen und Gehen der «Fremden», besonders der vielen Kinder.

Die Chancen? Auch hier: das ständige Kommen und Gehen der «Fremden», besonders der vielen Kinder. Dazu eine unschätzbare Ressource: die hugenottische Tradition, das heisst, die kollektive Erinnerung an eine Zeit, als man selbst auf der Suche nach Schutz und Gastfreundschaft war.

In dieser Konstellation lagen grosse Möglichkeiten, das sah André genau wie Magda. Aber es war Magda, die die zündende Idee hatte: «Lass uns eine Schule gründen!»

Das Modell dafür hatte sie auch schon im Kopf: 1921, als Zwanzigjährige, war sie zur Kur in Torre Pellice gewesen, dem Zentrum der Waldenserkirche, weit oben im norditalienischen Piemont. Dort hatte sie eine Schule kennengelernt, die so war, wie eine Schule nach ihren Vorstellungen sein sollte: gemeinsamer Unterricht für Jungen und Mädchen – man stelle sich vor! –, eine klare evangelische Ausrichtung, aber eine grosse Weltoffenheit. Und vor



allem war das *Collegio* von Torre Pellice eine höhere Schule. Wenn die Kinder der Bergbauern im Piemont eine höhere Bildung geboten bekamen und es dort offensichtlich genug Eltern gab, die akzeptierten, dass ihre Kinder länger zur Schule gingen, statt so früh wie möglich auf dem Hof mitzuarbeiten – warum sollte man es nicht auch in Le Chambon versuchen?

1936 organisierte André das erste Treffen mit allen, von denen er annahm, sie könnten für den Gedanken einer Schulgründung aufgeschlossen sein. Es wurde eine Art Entwicklungskonferenz für Le Chambon und Umgebung. Und sie lud – wer hätte das gedacht? – zu einem freien Wünschen und ungehemmten Fantasieren ein.

«Wäre nicht auch eine Art Akademie der Hugenotten denkbar, ein Zentrum protestantischer Kultur?», fragte der Leiter der Bücherei.

«Es müsste bei uns internationale Sommerlager geben, so wie die Camps des CVJM in den USA», meinte der Bürgermeister, ein ehemaliger Pfarrer aus der Schweiz.

«Man muss die Enge der nationalistischen Erziehung überwinden und die Kinder in einem Geist des Friedens, dem Geist des Evangeliums unterweisen.» Das war natürlich Andrés grösster Wunsch.

«Aber an der Art, wie die ‚fremden‘ Kinder in Le Chambon Kuren machen, ist auch noch vieles zu verbessern», gab der Arzt zu bedenken.

«Nun mal langsam», sagte André, dabei konnte er seine Freude kaum verbergen: Niemand hier hielt die Schulidee für reine Spinnererei! «Wir stellen einen Antrag an die Synode. Zuerst mal soll es ja um eine Schule gehen, eine kirchliche Schule. Wir müssen Stellen bewilligt bekommen.»

«Aber die Abschlüsse müssen unbedingt staatlich anerkannt werden. Und vor allem müssen sich Leute finden, die überhaupt bereit sind, nach Le Chambon zu kommen», ergänzte der Bürgermeister. Er seufzte. Vielleicht konnte der etwas grössenwahnsinnige Plan des Pfarrers ja tatsächlich die Abwanderung aus seinem Ort stoppen?

Wer in Projekten dieser Grössenordnung denkt, für den vergeht die Zeit wie im Flug. Das erste Jahr in Le Chambon war längst vorbei, das zweite und dritte plötzlich auch schon. Von «Vertretung» und einer «Übergangszeit» sprach niemand mehr. Die Trocmés gehörten nach Le Chambon, das war klar. Und das sah mm sogar die Kirchenleitung ein. In dieser Gemeinde tat sich etwas. Dieser «gefährliche und schwierige André Trocmé» – so hiess es wörtlich in einem Papier des Präsidenten – hatte sich offensichtlich mit der «Landverschickung» arrangiert und halste sich in seinem Eifer sogar zusätzliche Arbeit auf. Jetzt bat er um Entlastung. Sollte er sie haben, die Idee war ja nicht schlecht.

Ein erster Kandidat wurde zur Vorstellung ins Dorf geschickt. Als er begriff, dass er gleichzeitig Pfarrer und Schulleiter sein sollte

und wie unsicher das ganze Projekt war, sprang er gleich wieder ab. Daraufhin ergriff André selbst die Initiative und lud einen von ihm gewählten «Ersatzmann» zum Vorstellungsgespräch ins Pfarrhaus ein (ein Pfarrbüro gab es nicht): Edouard Theis war der Theologiestudent, der vor ihm den Hauslehrer-Posten bei den Rockefellers in New York gehabt hatte. Er war inzwischen mit Mildred, einer Amerikanerin, verheiratet, hatte als Missionar in Kamerun und Madagaskar gearbeitet und war Vater von sechs Töchtern. (Mit dem siebten Kind war seine Frau gerade schwanger; es sollte wieder ein Mädchen werden; die achte Tochter kam ebenfalls in Le Chambon zur Welt.) Und nicht zuletzt: Theis war Mitglied im *Mouvement international de la réconciliation* (MIR), dem Internationalen Versöhnungsbund, und Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen, genau wie André. Jetzt sahen sie sich nach Jahren wieder, Brüder im Geiste. André erzählte von dem, was er vorhatte, und merkte gleich: Edouard, der um die Welt Gereiste, war nicht leicht zu schockieren. Er akzeptierte, dass er mit einer halben Stelle in der Gemeinde und mit einer halben Stelle als Lehrer für Latein, Griechisch und Französisch an der zu gründenden Schule arbeiten sollte, dass diese aber noch keine Räume hatte, dass unklar war, wer seine Kollegen sein würden, und dass die Finanzierung überdies auf wackeligen Füßen stand. Und er akzeptierte sogar, dass er, obwohl er zwei Jahre älter war, neben André der Zweite am Platze sein würde. Die Sache war abgemacht.

Edouard war niemand, der das Rampenlicht suchte, merkte die Gemeinde bald. Er wollte einfach dort sein, wo seine Gaben gebraucht wurden, und das schien in Le Chambon gerade der Fall zu sein. Er war ein grosser, ruhiger Mann, der in seinem Beruf zwar gezwungenermassen öffentlich sprechen musste, das aber ohne rhetorisches Talent und immer etwas zu leise tat, und der in seinen eigenen Gottesdiensten beim Singen oder Beten völlig versinken

konnte – bis ihn jemand anstiess. «Ach ja, genau, ich bin ja der Pfarrer», murmelte er dann und ging ans Pult.

Im September 1938 öffnete die «École Nouvelle Cévenole» ihre Pforten. Wobei «Pforten» stark übertrieben ist. Die «Neue Cevennenschule» öffnete die Tür zu ihrem einzigen Klassenraum, und der befand sich im Mehrzwecksaal direkt neben dem Kirchenraum. Hier sassen 18 Schüler auf eigens für sie getischlerten Stühlen an ebenfalls frisch getischlerten Pulten. Der Schreiner des Ortes wollte die neue Schule gern unterstützen. Immerhin hatte Edouard Theis, der von diesem Tag an im Dorf nicht nur Monsieur le Pasteur, sondern auch Monsieur le Directeur war, bereits drei Kolleginnen: seine Frau Mildred als Englischlehrerin, Magda als Italienischlehrerin und ein Fräulein Höfert als Deutschlehrerin. Für Fremdsprachenunterricht durch Muttersprachlerinnen und eine internationale Ausrichtung der Schule war also bestens gesorgt. Für alle Fächer, die man nicht bieten konnte, mussten die Kinder allerdings erst einmal weiter zur Dorfschule gehen. Nach und nach würde man schon Lehrer und Räume finden. Und hoffentlich auch die nötigen Finanzen, denn nicht alle Lehrkräfte würden wie die beiden Pfarrfrauen ehrenamtlich unterrichten können.

Dass eine Schule, die nicht in den Cevennen liegt, «Cevennenschule» heisst, sorgt bis heute für Irritation. Doch wie treffend dieser Name gewählt war, zeigte sich bereits im ersten Jahr ihrer Existenz. Es sollte ja nicht um eine Beschreibung der geografischen Lage gehen, sondern um die Einordnung in eine Tradition: Den «Geist der Cevennen», die Widerstandskraft und fromme Eigensinnigkeit der Hugenotten, wollte man sich zum Vorbild nehmen.

Und dazu bot sich ab sofort die Gelegenheit.

Deutschlehrerin Fräulein Höfert ging unfreiwillig als Beispiel voran. Die Österreicherin lebte erst seit einem halben Jahr in Le Chambon. Als deutsche Soldaten die Grenze überschritten, hatte sie sofort erkannt, was der «Anschluss» Österreichs an das Deutsche

Reich für sie als Jüdin bedeuten würde. Kurzentschlossen hatte sie ihre Heimat Richtung Westen verlassen. Sie war damit eine der ersten Personen, die sich Le Chambon als Zufluchtsort wählten, aber nicht die allererste. Seit dem Sommer 1936 kämpften in Spanien die Anhänger der gewählten Regierung gegen die Putschisten unter General Franco. Schon bald mussten die ersten Demokraten das Land verlassen, wenn sie ihr Leben retten wollten. Einige von ihnen kamen nach Le Chambon.

Aber warum gerade nach Le Chambon? Warum nicht in irgendein anderes entlegenes Dorf, in dem man gut untertauchen konnte? Die Antwort ist so viele Jahrzehnte später nicht leicht zu geben. Vermutlich lautet sie einfach: wegen der Mund-zu-Mund-Propaganda, die damals in Umlauf war. Schon 1914, zu Beginn des Ersten Weltkriegs, hatten sich elsässische Soldaten, die aufgrund ihrer Herkunft zwischen den Fronten standen, nach Le Chambon abgesetzt. Irgendwo im Dorf hatte man ihnen Unterschlupf gewährt, niemand hatte sie ans Militär ausgeliefert. So etwas stand nicht in Reiseführern, aber es sprach sich herum. Zum «Geist der Cevennen» gehörte offenbar eine gewisse Renitenz allem Staatlichen gegenüber – diese Information war an verschiedenen Orten in Europa in den «Hinterköpfen» gespeichert. Und schneller, als irgendjemand es hätte ahnen können, führte sie auch dazu, dass die *École Nouvelle Cévenole* in rasantem Tempo wuchs und noch viel internationaler wurde, als irgendein Konzept es hätte vorsehen können. Es ist eine Erfolgsgeschichte, aber eine mit tragischem Hintergrund: Im zweiten Schuljahr waren aus 18 Schülern 40 geworden, im dritten 150 und im vierten – dem Schuljahr 1941/42 – waren 250 Schüler irgendwie unterzubringen und zu unterrichten. Die Dorfkinder waren längst in der Minderheit, und nicht wenige Lehrer mussten das Französische, in dem sie unterrichten sollten, erst einmal selbst lernen. Denn auch sie waren Flüchtlinge, genau wie viele der Kinder. Über das akademische Niveau konnte sich dage-

gen niemand beklagen, auch wenn das Bemühen um staatliche Anerkennung der Schule im ersten Jahr scheiterte: Die Lehrer konnten nicht die formal nötige Ausbildung nachweisen. Dafür wurde ab dem zweiten Jahr der Französischunterricht von einem Französischprofessor gegeben, der als Jude aus dem Staatsdienst an der Universität entlassen worden war. Und wo sonst auf dem Land konnten die Schüler einem brillanten Philosophen lauschen und nicht nur im christlichen, sondern auch im jüdischen Glauben unterwiesen werden?

Die äusseren Umstände spielten da kaum noch eine Rolle: Magda unterrichtete ihre wenigen Italienischschüler den Sommer über im Badezimmer einer Frau aus dem Dorf und im Winter in den leerstehenden Räumen eines geschlossenen Hotels. (Unangenehm war nur, dass es auch nicht geheizt wurde.) Und natürlich erwies sich das Vorhaben, die Schule systematisch aufzubauen – jedes Jahr eine Klasse mehr, mit Schülern, die ein Jahr älter sind –, schon im zweiten Jahr als undurchführbar. Wer neu dazukam, tat das weder pünktlich zum neuen Schuljahr, noch hatte er zwangsläufig genau das richtige Alter, und seine schulischen Vorkenntnisse waren so unterschiedlich wie der familiäre Hintergrund. Die Schüler ein «bunter Haufen», die Lehrer ein «bunter Haufen», das passte gut, und man arrangierte sich. Magda machte es sogar besonderen Spass, älteren Schülern Italienisch-Crashkurse zu geben, wenn ihnen zur Zulassung zum Abitur noch eine Fremdsprache fehlte. Zur Not tat sie das im Einzelunterricht, dann aber in der Küche im Pfarrhaus, während sie nebenbei das Essen zubereitete und nach den eigenen Kindern sah.

Wer so unterrichtet wurde, der vergass das sein Leben lang nicht mehr. Wie Joseph Atlas, ein jüdischer Junge aus Warschau, der mit seiner Mutter und seinem Bruder nach Frankreich kam, schon bevor die Deutschen das Land überfielen. Der polnische Antisemitismus war Grund genug auszuwandern. «Mit meinen Freunden in der Schule sprach ich Polnisch und Deutsch. Französisch bereitete mir schon genug Mühe, aber dann fehlte mir noch eine zweite

Fremdsprache als Prüfungsfach im Abitur. Magda beschloss, dass ich Italienisch lernen müsste. Was sollte ich tun? Ich wurde ihr Schüler. Ihre nicht gerade antiautoritäre Pädagogik habe ich bis heute nicht vergessen, aber auch nicht ihre Erläuterungen zu den Gedichten von Leopardi und den Komödien von Goldoni. «

Muss ein junger polnischer Jude, dessen Leben durch Rassismus bedroht ist, wissen, wer Leopardi und Goldoni waren? Und sollte er seine Zeit wirklich mit der Interpretation ihrer Werke verbringen?

Die Lehrer der École Cévenole meinten: Ja, das sollte er. Denn während im Nachbarland die Kinder mit Schlagwörtern wie «Kampf», «Sturm», «Entbehrung» und «Härte» schon ab dem Alter von zehn Jahren als «Jungvolk» und «Jungmädels» geimpft und für einen Krieg mental und körperlich wehrtüchtig gemacht werden sollten, wollten die Lehrer von Le Chambon ihre Schützlinge zum Frieden und für Friedenszeiten erziehen. Nun kann man Frieden aber nicht lehren wie Lateinvokabeln, und auch Versöhnung lässt sich schlecht zu einem Unterrichtsfach mit Klassenarbeiten und Noten machen. Aber Rilke, Fräulein Höfters Lieblingsdichter, der zu Hause neuerdings als «parfümierter Schreiberling undeutscher Machwerke» galt, war dazu geeignet, nicht nur unbekannte deutsche Vokabeln einzuführen, sondern auch ein Sensorium für den Wert des Lebens zu wecken, die Bedeutung des einzelnen Augenblicks, die Schönheit eines Details. Lauter Dinge, die nur in Friedenszeiten erlebt und genossen werden können.

*Ich finde dich in allen diesen Dingen,
denen ich gut und wie ein Bruder bin;
als Samen sonnst du dich in den geringen
und in den grossen gibst du gross dich hin.*

Die Aufgabe

LE CHAMBON 1939-1940

Es war ein kalter Winterabend. Magda schürte das Feuer im Ofen. Durch das Küchenfenster sah sie, dass neuer Schnee gefallen war. André war dort draussen unterwegs. Die Kinder lagen schon im Bett. Da schellte es an der Tür.

So könnte eine Legende beginnen. Und tatsächlich ist das, was bis heute den Ruhm von Le Chambon und den Ruhm von Magda und André Trocmé begründet, legendär geworden. Besonders der Abend, mit dem alles begann, trägt nahezu märchenhafte Züge. Aber so war es nun mal: Eines kalten Winterabends schellte es an der Tür des Pfarrhauses. Magda öffnete. Draussen, vom Licht, das aus der Tür auf die Strasse fiel, nur schwach beleuchtet, stand eine Frau, zitternd vor Kälte, viel zu leicht bekleidet für dieses Wetter. An den Füßen Sandalen, die im Schnee versanken.

«Kommen Sie herein», sagte Magda und hörte schon beim «Merci, Madame», dass die Frau mit deutschem Akzent sprach.

«Setzen Sie sich. – Haben Sie Hunger?»

Die Frau liess sich auf einen Stuhl am grossen Tisch in der Wohnküche fallen. Magda wärmte Reste des Abendessens, nahm die nassen Sandalen, stellte sie dicht ans Feuer und ging dann in die

obere Etage, um ein Bett für die Nacht vorzubereiten. Heute Abend würde die Frau ja wohl kaum weiterziehen.

Als sie zurück in die Küche kam, roch es scharf nach Verbranntem. Mit der Feuerzange zog Magda die verschmorten Sandalen aus der Glut. Die erschöpfte Frau hatte gar nicht bemerkt, dass sie hingerutscht waren.

Sie war Jüdin und schon seit Wochen in Frankreich unterwegs, mal hier, mal dort, immer auf der Suche nach einem sicheren Ort. Irgendjemand hatte ihr von Le Chambon erzählt und dass es dort einen Pfarrer gebe, den man sicher um Hilfe bitten könne. Nun sass sie hier.

«Machen Sie sich keine Sorgen», sagte Magda. «Ideal für dieses Wetter waren sie ja ohnehin nicht. Morgen besorge ich Ihnen neue Schuhe.»

In Le Chambon ein paar Schuhe in einer gängigen Grösse zu finden, das konnte nicht allzu schwierig sein. Am nächsten Morgen machte sich Magda auf den Weg. Seit Kriegsbeginn war zwar alles rationiert worden, auch Schuhe – ein Paar pro Jahr und Einwohner –, ein neues Paar konnte sie also nicht kaufen. Aber natürlich würde sich im Schuhschrank irgendeiner Familie noch ein Paar finden, das keiner mehr trug. Und so war es auch: Eine junge Frau hatte noch Schuhe übrig, die der Fremden einigermaßen passten. Dennoch wurde diese Suche nach einem Paar Schuhe für Magda zu einem Schlüsselerlebnis. Sie machte ihr klar, wie sehr sich Frankreich im letzten halben Jahr verändert hatte. Und was sich von nun an in ihrem Leben und im Leben des Dorfes verändern würde. Verändern musste.

Am 14. Juni 1940, waren deutsche Truppen in Paris einmarschiert. Zwei Tage später war der Westfeldzug beendet, und ein Waffenstillstand wurde unterzeichnet. Dazu holte man eigens jenen berühmten Eisenbahnwaggon aus dem Museum, in dem die Deutschen 1918 ihre Niederlage eingestanden hatten. An historischer Stätte, nicht weit von Andrés Heimatort, im Wald von von Compiègne

stellte man den Salonwagen wieder auf die Gleise. Damals hatten die Deutschen aufgeben müssen. Jetzt waren es die Franzosen. Das wollte man ihnen doch gern an genau diesem Ort klarmachen. Der Waffenstillstand kam einer Kapitulation Frankreichs gleich. Das Land wurde in zwei Teile geteilt: Der Norden und Westen, etwa sechzig Prozent der Fläche, standen fortan unter deutscher Besatzung. Der Süden, die sogenannte freie Zone, verlor seine Souveränität, blieb aber unter französischer Verwaltung. Vichy, ein Kurort in der Auvergne, wurde zum neuen Regierungssitz. Dort durfte der 84-jährige Marschall Pétain nun als Staatschef von deutschen Gnaden herrschen. Le Chambon lag zweihundert Kilometer südlich von Vichy und gehörte somit zur «freien Zone». Aber was hiess schon «frei»? Für ganz Frankreich, nicht nur für die besetzte Zone galt seit Oktober: Alle Juden waren den deutschen Behörden auszuliefern. Alle. Franzosen, geflohene Deutsche, Österreicher, Polen..., egal, wer, egal, an welchem Ort. Dennoch flohen viele Juden in den Süden. Hier war man nicht so unmittelbar im Einflussbereich der Deutschen. Hier musste es doch besser sein.

Magda lief durchs Dorf. Sie lief oft durchs Dorf, eine Gewohnheit, die viele Chambonnais an ihr schätzten. Magda war immer da, immer ansprechbar, hielt ein Schwätzchen auf dem Markt, wusste einen Rat, fand praktische Lösungen. Sie sprach mit ihrer unverwechselbar rauhen Stimme, oft laut, immer schnell, und auch nach den vielen Jahren in Frankreich mit einem Akzent, der ihre italienische Heimat sofort verriet. Den einen oder anderen störte es, dass sie oft sehr direkt war, sich nicht lange mit höflichen Floskeln aufhielt, sondern unumwunden sagte, was sie gerade dachte. Andere fanden es gut, dass man immer wusste, woran man bei ihr war. Jetzt also war Magda mal wieder in einer wohltätigen Mission unterwegs, einer Jüdin zuliebe, deren Schuhe zu nah am Feuer gestanden hatten. Und wo sie schon mal unterwegs war, fragte sie gleich, ob nicht jemand den unerwarteten Gast für eine Weile aufnehmen könne.

Im Pfarrhaus selbst war das nicht möglich. Um Andrés mageres Gehalt aufzustocken, hatten die Trocmés bereits zwei Räume für Schülerinnen frei gemacht, die in der Familie Kost und Logis bekamen. Und auch angesichts der Lebensmittelrationierung konnten sie nur ein oder zwei Tage einen weiteren Esser am Tisch haben, länger nicht. Auf einem Bauernhof wäre das sicher etwas anderes.

«Also bin ich in aller Unschuld zum Rathaus gegangen und habe dem Stellvertreter des Bürgermeisters – Monsieur Guillon war gerade nicht im Ort – meine Geschichte erzählt», erinnerte sich Magda später. «Ich dachte, dass er mir helfen könnte. Stattdessen fing er an sich aufzuregen: Das sei ganz unmöglich, es gebe ja schon genug französische Juden, und ich bräuchte wirklich nicht noch mit deutschen Juden anzukommen, das ganze Dorf geriete in Gefahr. Er wollte, dass ich diese Frau wegschicke. Stellt euch vor: wegschicken! Wohin denn? Ich war verzweifelt.

Ich bin also weitergezogen, zu einer gewichtigen Persönlichkeit, Stil «Pariser Synagogen Sie war in Le Chambon, weil die Städte für Juden zu gefährlich geworden waren. Ich habe ihr erklärt, dass ich eine Jüdin im Haus hätte, nicht wüsste, wo sie bleiben könnte, und ihre Hilfe erwartete. Und genau wie bei Monsieur Guillon bekam ich nicht nur eine Abfuhr, sondern musste mir eine Standpauke anhören: Der Zustrom ausländischer Juden bringe nur die französischen Juden in Gefahr!

Ich war völlig entmutigt. Wir mussten uns etwas einfallen lassen. Und so sind wir schliesslich im Untergrund gelandet, bei falschen Papieren, falschen Fotos, falschen Namen... bei Lügen.»

Den Ort finden, an den man gehört. Das tun, was notwendig und richtig ist. Für Magda war die Sache klar: Das Pfarrhaus und die Schule waren genau die Orte, an denen sie richtig war. Jetzt, seit Beginn des Krieges, noch mehr als zuvor. André dagegen überkamen Zweifel, dass er in Le Chambon bleiben könne und bleiben solle. In den ersten Kriegstagen rechnete er damit, eingezogen zu werden.

In dieser Situation den Dienst mit der Waffe zu verweigern, wäre etwas anderes als damals in Marokko. Da war Frankreich nicht akut bedroht – jetzt dagegen würde seine Entscheidung sicher auf eine extrem harte Probe gestellt werden. Bald jedoch erfuhr er, dass verheirateten Männern, die eingezogen werden sollten, pro Kind zwei Lebensjahre dazugerechnet wurden. Er war auf dem Papier also

plötzlich acht Jahre älter – und damit zu alt für den regulären Militärdienst. Sein Kollege Edouard Theis, Vater von acht Töchtern, alterte auf diese Weise sogar um sechzehn Jahre. Sie würden also beide, wenn nichts Aussergewöhnliches geschah, von einem Einsatz an der Front verschont bleiben. Aber hiess das zugleich, dass ihr Platz auch während des Krieges in Le Chambon sein sollte?

André quälte sich mit dieser Frage, mal allein in seinem Arbeitszimmer, mal am freien «Pfarrermontag» bei langen Spaziergängen mit Magda, möglichst weit weg von Le Chambon, wo sie niemals in Ruhe miteinander reden konnten. Er hatte versprochen, nichts ohne sie zu entscheiden. Ein halbes Jahr fühlte er sich innerlich zerrissen, entwickelte er Pläne und musste dann erleben, dass seine Initiativen ins Leere gingen.

Schon am 5. September 1939 hatte er eine Art Rechenschaftsbericht geschrieben, zunächst einmal für sich selbst. «Eine Klarstellung meiner Haltung in der Zeit des Krieges» stand über dem Papier. Dabei hatte der Krieg Frankreich noch gar nicht erreicht, aber André machte sich keine Illusionen.



Bild: © United States Holocaust Memorial Museum, courtesy of Nelly Trocmé Hewett

Auf mehreren Seiten fasste er sein bisheriges Leben zusammen und verdeutlichte, wie sein Aufwachsen zwischen zwei Ländern und Kulturen, nah an den grössten Schlachten des Weltkriegs, zu seiner pazifistischen Haltung geführt hatte.

«Ich habe meinem Vaterland, so gut ich es vermochte, als Erzieher der Jugend gedient, zuerst der Arbeiterjugend, dann der Landjugend. Und auch heute bin ich bereit, meinem Vaterland mit all meinen Kräften zu dienen – solange es von mir nicht verlangt, was Gott mir verbietet: an einem Krieg mitzuwirken.»

Mitten in seinen Aufzeichnungen sah er weit hinaus, als wäre sein Blick aus dem Arbeitszimmerfenster nicht von den Erhebungen auf der anderen Seite des Lignon verstellt, sondern könne weit über den Horizont schweifen: «Ich glaube, dass manchen Menschen ein besonderes Schicksal zugeordnet ist. Ihr Leben ist so vorgezeichnet, ganz unabhängig von dem, was sie selbst möchten. (Man sucht sich nicht seine Mutter aus.) Sie müssen sich diesem Schicksal bis an sein Ende stellen – und dabei versuchen, sich dem göttlichen Willen freudig zu unterwerfen.»

Doch was hiess das konkret für ihn selbst, für seine Pfarrstelle, für die Schule? Offensichtlich dachte André nun doch an bestimmte Menschen, die die Blätter, die er gerade füllte, einmal in die Hand bekommen könnten. Ein paar Dinge zu seiner Person und seiner Rolle jenseits aller Gerüchte und Vermutungen sollten später einmal nachzulesen sein: «Ich bin ein Diener, der von Kind an Befehlen gehorcht hat, die er empfing. Alles Exaltierte ist mir fremd. Ich habe niemals Visionen gehabt. Alles in meinem Leben und in meinem Kopf ist an seinem Platz. Ich bin kein aussergewöhnlicher Mensch: Ich habe eine Frau, vier Kinder und materielle Sorgen. Ich leide an Fehlern und charakterlichen Schwächen wie alle anderen auch. Ich glaube nicht, besser zu sein als andere. Wie alle Menschen trage auch ich meinen Teil Verantwortung an der Entstehung von Kriegen. Ich entschuldige nicht Hitler, er verkörpert genau das Bö-

se, das ich verabscheue. Ich klage nicht Daladier oder Chamberlain an, denn ich weiss nicht, was ich an ihrer Stelle gemacht hätte. [Daladier und Chamberlain hatten im September 1938 in München mit Hitler und Mussolini verhandelt. Mit einer sogenannten Appeasement-Politik hofften sie, einen Krieg zu verhindern.] Ich habe keinen Soldaten davon abgehalten, seinen Posten zu beziehen: Meine Verantwortung als Pfarrer hätte es mir nicht erlaubt, und ich habe zu viel Respekt vor dem Gewissen des Einzelnen. Ich verzichte schon seit Langem darauf, irgendwelche öffentlichen Friedensaktionen zu veranstalten, denn in solch wichtigen Dingen zählt nur das Vorbild. Seit fünfzehn Jahren gehöre ich zum Internationalen Friedensbund, jedoch zu keiner Partei. Ich bin nach allen Seiten hin frei – nur nicht Gott gegenüber.

Ich will nicht Zurückbleiben, in Sicherheit. Ich bitte nur darum, in der Gefahr denen dienen zu können, die die bedauernswertesten Opfer des Krieges sind: den Frauen und Kindern der bombardierten Städte. Dieser Dienst soll jedoch einen ausschliesslich zivilen Charakter haben. Ich wäre glücklich, wenn ich zur gleichen Zeit wie andere mein Leben geben könnte, ohne meinem Meister Jesus Christus untreu zu werden.

Gott helfe mir!»

André faltete die Blätter zusammen, steckte sie in einen Umschlag und gab sie Madame Marion, einer Freundin von Magda. Im Krieg war alles möglich, auch eine Durchsuchung des Pfarrhauses.

Zwei Tage später schrieb André einen Brief an Marc Boegner. Boegner war seit 1938 neuer Präsident des Zusammenschlusses der Reformierten Kirchen in Frankreich. «Ich möchte Ihnen mitteilen, dass, was auch immer meine militärische Verwendung sein wird, ich die Gewissheit gewonnen habe, dass Gott mich an einen anderen Ort ruft. Ich bin mir sicher, dass ich die Gefahr nicht fliehen soll, sondern ich wünsche, ganz im Gegenteil, als Zivilist den Frauen, Kindern und Alten einer Stadt oder eines bombardierten

Dorfes dienen zu können, als Sanitäter oder Pfleger in der passiven Verteidigung.»

Das Presbyterium seiner Gemeinde war über Andrés Pläne informiert. «Was auch immer Sie tun, wir betrachten Sie weiter als unseren Pfarrer», hatten die Verantwortlichen ihm versichert. Und das schrieb André auch dem Präsidenten.

Erst einen Monat später erhielt André eine Antwort auf seinen Brief: «Mein lieber Kollege, Ihr Brief hat mich sehr bewegt. Sie verstehen sicher, dass ich mich nicht auf eine Diskussion darüber einlassen möchte, was ich, genau wie die meisten Ihrer Kollegen, als einen grossen Irrtum bezüglich der Interpretation der Heiligen Schrift sowie der christlichen Lehre ansehe. Ich möchte Ihnen nur versichern, dass ich mein Möglichstes tue, damit Sie und alle, die Ihre Überzeugung teilen, in die Lage versetzt werden, zu zeigen, dass Sie keine Angst haben.

Es ist gut, dass Sie Ihren Rücktritt vom Pfarramt angeboten haben.»

Was für ein seltsamer Brief. Was sollte das heissen?

Die Chambonnais wollten, dass er ihr Pfarrer bliebe. Das Militär forderte ihn fürs Erste nicht an. Und Boegner hatte nicht ausdrücklich gesagt, dass er *nicht* mehr Pfarrer sein könne. Also blieb André im Winter 1939/1940 erst einmal in Le Chambon. Doch dann änderte sich die Lage. Im Frühjahr 1940 erreichte der Krieg, der bisher nur Osteuropa betroffen hatte, den Westen: Belgien, die Niederlande und Frankreich. Das Land machte mobil. André und Edouard meldeten sich als Freiwillige beim Amerikanischen Roten Kreuz, unterstützt von Marc Boegner und mit einem Empfehlungsschreiben von John D. Rockefeller. Sie reisten nach Lyon, um sich persönlich vorzustellen – und wurden abgelehnt. Zwei Männer mit insgesamt zwölf Kindern, das war doch viel zu teuer. Die beiden hatten zwar angeboten, ehrenamtlich zu arbeiten, aber wer wollte denn sehenden Auges zwei Familien in eine Notlage bringen, in die sie gar nicht geraten würden, wenn die Väter einfach zu Hause blieben und ihre gewohnte Arbeit täten?

Mit hängenden Köpfen kehrten André und Edouard ins Dorf zurück. Ihr Heldenmut war nicht gefragt. Ihr Opfermut auch nicht.

Oder etwa doch?

Schon im März 1939, ein halbes Jahr vor Beginn des Krieges, hatte André einen geradezu prophetischen Artikel geschrieben. Für das «Echo de la Montagne» («Bergecho»), die regionale Kirchenzeitung der reformierten Gemeinden, musste er turnusgemäss einen Beitrag abliefern. Obwohl noch nicht abzusehen war, wie sich die prekäre Lage in Europa weiter entwickeln würde, hatte er seine Leser schon zur Solidarität mit den Opfern der nationalsozialistischen Ideologie des Nachbarlandes aufgerufen:

«Darum sollt ihr auch die Fremdlinge lieben; denn ihr seid auch Fremdlinge gewesen in Ägyptenland.»

Diese Mahnung an die Israeliten (5. Mose 10,19) überrascht durch ihre Aktualität und trifft gerade uns, die reformierten Christen, die wir, wenn auch nicht alle von unserer leiblichen Herkunft, so doch von unserer geistlichen Herkunft von den Hugenotten abstammen, die im 17. und 18. Jahrhundert als Verfolgte fliehen mussten.

Erneut werden nun Menschen auf schreckliche Weise verfolgt: Hunderttausende – Christen, Juden, Demokraten – versuchen, der Unterdrückung und Gewalt zu entkommen. Doch nur einem kleinen Teil der Verfolgten ist eine Flucht überhaupt möglich, denn viele von ihnen besitzen nichts mehr, und die freien Länder öffnen ihre Türen kaum einen Spalt breit. Wir verweigern den meisten, die hier bei uns als Flüchtlinge Aufnahme finden, das Recht auf Arbeit, wir verdammen sie zum Nichtstun und oft auch zur Obdachlosigkeit. Manche von ihnen befinden sich zurzeit wegen eines offensichtlich abstossenden Verbrechens im Gefängnis: Sie wollten nicht länger betteln und Hunger leiden und haben deshalb gearbeitet.

Andere, Verzweifelte, lassen sich tatsächlich durch Kriminalität oder den Wahnsinn des Suizids verführen.

Mitten in der Brutalität und Gleichgültigkeit unserer Umgebung sind wir als Christen jetzt gefragt, wir, die wir die Stimme des Meisters und Retters hören: ‚Denn ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mir zu essen gegeben. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mir zu trinken gegeben. Ich bin ein Fremder gewesen, und ihr habt mich aufgenommen.‘

Ihre Aufgabe war vor Ort. Und eigentlich sehr klar umrissen.

Die Waffen des Geistes

LE CHAMBON 1940

Wie bringt ein eher skrupulös erzogener protestantischer Pfarrer seinen Gemeindegliedern das Lügen bei? Oder wenigstens das Verschweigen der Wahrheit? Leuten, die treue Kirchgänger sind, eifrige Bibelleser und dazu Menschen, denen es wichtig ist, ihren Kindern mit gutem Beispiel voranzugehen? Ein Satz wie «Aussergewöhnliche Umstände erfordern aussergewöhnliche Massnahmen» reicht da nicht. Und was heisst «beibringen»: Lässt ein echter Protestant sich überhaupt etwas von seinem Pfarrer nahelegen oder gar vorschreiben?

«Jeder steht und fällt seinem Herrn.» Was Paulus den Christen in Rom schrieb, hatten die Chambonnais vom Kindergottesdienst – der «Sonntagschule» – an verinnerlicht:

Jeder steht allein vor Gott. Der wird ihn richten. Was der Einzelne tut und lässt, muss er mit seinem Gewissen ausmachen. Sich auf den Pfarrer zu berufen, die Kirche im Allgemeinen oder gar einen Papst, ist völlig ausgeschlossen. Aber wo findet die Gewissensbildung statt? – Im protestantischen Frankreich zu Beginn des 20. Jahrhunderts hiess die Antwort: beim Bibellesen. Und in vielen Häusern auf dem Plateau bedeutete das konkret: beim täglichen, manchmal zweimal täglichen, lauten Lesen der Bibel im Kreis der

der Familie. Diese Tradition war lückenlos aus den Tagen der Reformation weitergegeben worden. Auch als die Mehrzahl der Landbevölkerung noch für lange Zeit weder lesen noch schreiben konnte, lag in jedem protestantischen Bauernhaus schon eine Bibel auf dem Esstisch. Mit ihr lernten die Kinder das Lesen, und auch, als André Pfarrer von Le Chambon war, bedeutete «la lecture» immer noch: Bibel-Lektüre.

Was also sagt die Bibel zum Lügen? «Du sollst nicht lügen», hört sich an, als wäre es eins der Zehn Gebote, ist es aber nicht. «Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten», heisst es dort. Aber wenn man gar nicht *wider* den Nächsten, sondern *für* den Nächsten falsch Zeugnis redet? Übertritt man dann trotzdem das Gebot? Oder ist so ein Gedanke vielleicht Haarspalterei? Über solche Fragen musste man jetzt nachdenken – gemeinsam und nicht etwa einer für alle, von der Kanzel herab.

In Le Chambon gab es für solches Nachdenken eine Struktur, die André nicht erst erfinden musste. Sein Vorgänger im Amt hatte sie eingerichtet, und André führte sie mithilfe eines grossen Notizbuchs weiter. Alle zwei Wochen traf er sich mit dreizehn Leuten aus der Gemeinde zur «Bibelarbeit». Die meisten von ihnen stammten aus der Jugendarbeit der Gemeinde, einige leiteten sie aktuell. Diese dreizehn Leute hiessen «les responsables» (die Verantwortlichen), und mit ihnen betrieb André ein systematisches Bibelstudium. Erst ging es um das Textverständnis und die verschiedenen möglichen Auslegungen des Textes, dann begann die Diskussion: Was könnte dieser Abschnitt der Bibel für die aktuelle Situation in unserer Gemeinde und Gesellschaft bedeuten? Am Ende zückte André sein grosses Notizbuch. Dort fand sich eine Liste von dreizehn Bezirken in und um Le Chambon. Und nun wurde jeder der Teilnehmer für die nächsten zwei Wochen einem dieser Bezirke zugeteilt. Dort würde er an dem dortigen Gesprächskreis teilnehmen und das, was «les responsables» besprochen hatten, weitergeben.

Viele dieser «Bezirke» bestanden aus nur einem einzigen entlegenen Bauernhof. Aber gerade die «Bibelarbeiten» an diesen Orten wurden nun wichtig. Wenn die Bauern, deren Höfe am tiefsten im Wald versteckt waren, nicht «mitzogen», wer sollte dann den Verfolgten Unterschlupf bieten?

Nicht dass die dreizehn Leute Kader gewesen wären, die zur Indoktrination der Gemeinde ausgesandt wurden. Es ging nicht darum, die gesamte Gemeinde in eine bestimmte Richtung zu schieben, sie mit frommen Mitteln zu manipulieren. Das wäre angesichts einer jahrhundertlang trainierten hugenottischen Dickschädeligkeit ohnehin aussichtslos gewesen. Ursprünglich hatte man die Dreizehn ausgeschickt, weil die Bauersleute von den entlegenen Höfen nicht zu Bibelstunden ins Dorf kommen konnten. Jetzt ging es darum, die Bibel auf eine neue Weise zu befragen. Was dort Wort für Wort stand, wussten sie ja schon. Da brauchte man sie nicht zu belehren. Aber was war der Geist hinter den Buchstaben? War es vielleicht möglich, dass man dem Buchstaben treu war, also exakt das befolgte, was man las, und doch dem Geist Jesu widersprach?

Alle Texte der Bibel durch die Augen Jesu sehen lernen – dieser grossen Aufgabe wollte sich André mit den Dreizehn und mit allen Bibellesern der Gemeinde stellen. Was seine Lieblingsbibelstellen waren, wussten die meisten nach sechs Jahren mit ihrem Pfarrer längst. Ganz zuoberst: der barmherzige Samariter mit der alles entscheidenden Frage: Wer ist denn mein Nächster, den ich lieben soll wie mich selbst? Dann die Bergpredigt, das Manifest der Gewaltlosigkeit. André hatte Karl Barth gelesen, den grossen reformierten Vordenker auf der anderen Seite des Rheins. In der Bergpredigt würden «Menschen selig gepriesen, die es gar nicht gibt», hatte der geschrieben. Ein Satz, der André zum eigenen Nachdenken und Diskutieren mit seinen Dreizehn anstachelte.

An dritter Stelle dann eine Überraschung: ein Abschnitt aus dem Alten Testament, der auch manchem bibelfesten Christen nur vage in Erinnerung war: 4. Mose 35. «Der Herr gab Mose noch weitere

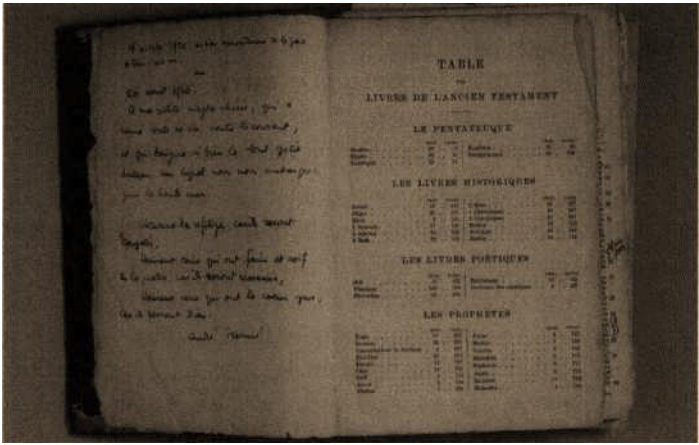


Bild: © United States Holocaust Memorial Museum, courtesy of Nelly Trocmé Hewett

Die Bibel von André Trocmé, Widmung vom 20. April 1926:
 Meiner kleinen, geliebten Magda,
 die ihr Leben lang gegen den Strom gerudert hat und die das
 kleine Boot, in das wir gestiegen sind, sicher über das offene Meer
 lenken wird.
 Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.
 Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit;
 denn sie sollen satt werden.
 Selig sind, die reinen Herzens sind; denn sie werden Gott schauen.

Anweisungen für die Israeliten», ist dort zu lesen. «Wenn ihr den Jordan überquert und ins Land Kanaan kommt, sollt ihr Asylstädte auswählen, in die jeder fliehen kann, der unbeabsichtigt einen Menschen getötet hat. Kein Verwandter der getöteten Person darf dort an ihm die Blutrache vollziehen. Er darf nur getötet werden, wenn er in einer öffentlichen Gerichtsverhandlung schuldig gesprochen worden ist. Bestimmt sechs solche Städte, drei östlich des Jordans und drei im Land Kanaan. Jeder Israelit und jeder Fremde, der bei euch lebt, auch der Fremdarbeiter, soll dorthin fliehen können, wenn er unabsichtlich einen Menschen getötet hat.» Was hatten Anweisungen wie diese, die im Zusammenhang mit archai-

schen Bräuchen standen, mit dem Le Chambon von 1940 zu tun? Die Juden, die im Zentralmassiv auftauchten und Schutz suchten, waren doch nicht schuldig geworden, im Gegenteil: sie wurden trotz ihrer Unschuld verfolgt, einfach weil sie Juden waren, ohne irgendeinen anderen Grund. Was André und auch seinen Kollegen Edouard Theis an dieser Bibelstelle faszinierte, war die Idee einer Freistadt, einer Stadt, die nur dazu da war, Asyl zu bieten. Ob Le Chambon so eine Stadt werden könnte?

Und noch einen Aspekt dieser alttestamentlichen Idee nahmen die beiden sehr ernst und bezogen ihn auf ihre Situation. In einer Parallelstelle dieses Textes heisst es nach der Anweisung, Asylstädte zu benennen: «... auf dass nicht unschuldig Blut in deinem Land vergossen werde, das dir der Herr, dein Gott, zum Erbe gibt, und Blutschulden auf dich kommen» (5. Mose 19,10). Blutschulden? War das nicht noch so eine überholte Idee? André und Edouard meinten: nein. Wer Asyl anbietet, trägt Verantwortung für das, was innerhalb des Bereichs, den er geschaffen hat, passiert, auch wenn es ein anderer ist, der sich schuldig macht. Wenn sie gemeinsam mit allen, die sich dieser Aufgabe stellen würden, Le Chambon zu einer Asylstadt machten, würden sie vor Gott für alles Rechenschaft ablegen müssen, was an diesem Ort geschah. Es war an ihnen, nicht nur das Gute zu tun, sondern auch zu verhindern, dass das Böse geschah, durch wen auch immer.

Die beiden Pfarrer beschlossen, eine Erklärung zu verfassen, irgendetwas zwischen einer Predigt und einer Bekenntnisschrift, um sie dann der Gemeinde vorzustellen. Die Gelegenheit bot sich schneller, als ihnen lieb war. Der Waffenstillstand von Compiègne wurde an einem Samstag, dem 22. Juni 1940 geschlossen. Und noch am selben Tag hielt Kirchenpräsident Boegner eine Radioansprache und rief die Reformierte Kirche in Frankreich auf, «demütig zu gestehen, dass wir Fehler gemacht haben, die unser Volk dorthin geführt haben, wo es sich heute befindet». André und Edouard nah

men diese Rede zum Anlass, ihre Überlegungen in einem gemeinsam formulierten Text zusammenzufassen und gleich am nächsten Tag, dem Sonntag, in der Kirche vorzutragen. Boegner hatte recht, meinten sie, aber er hatte nicht gesagt, was jetzt zu tun sei. Dabei durfte doch genau das nicht im Ungefähren gelassen werden.

In guter hugenottischer Tradition stellten sie an den Beginn ihrer Rede einen Bezug zum Volk Israel: «Wie in den grossen Nöten Israels, so ist auch für uns jetzt die Stunde der Demütigung gekommen. Wir wollen uns vor Gott demütigen, jeder für sich persönlich, als Familienoberhaupt oder Familienmitglied, als Bürger und Christ, als Pfarrer und Presbyter, als Mitarbeiter in der Jugendarbeit, als Pfadfinder, als Gemeindeglied. Wir rufen Gott um Vergebung unserer Schuld an, der Schuld, die wir persönlich auf uns geladen haben, und der Schuld unseres Volkes, der Gesellschaft und der Kirche, zu der wir gehören. Nur von Gott erwarten wir, wieder aufgerichtet zu werden. Gleichzeitig müssen wir uns davor hüten, uns auf eine Art zu demütigen, die einem Ungehorsam Gott gegenüber gleichkäme. Zu allererst: Hüten wir uns davor, Demut und Entmutigung zu verwechseln und um uns herum den Anschein zu erwecken, dass alles verloren sei.»

War etwa nicht alles verloren? Die Zuhörer sahen auf. Frankreich war nicht hinreichend auf den Krieg vorbereitet gewesen. Aber hätte man *nicht* unterschreiben und damit tausende weitere Soldaten in den Tod schicken sollen? Man hatte sich überrollen lassen, aber so waren wenigstens keine sinnlosen Opfer gebracht worden. Wahrscheinlich sah Marschall Pétain die Sache realistisch: Deutschland würde ein Riesenreich werden und bleiben. Und Frankreich tat gut daran, sich eine vernünftige, halbwegs erträgliche Position unter deutscher Vormacht zu sichern. Dafür würde man eben Kompromisse eingehen müssen.

«Es stimmt nicht, dass alles verloren ist.» Die beiden Pfarrer setzten ihren Vortrag fort. «Die Wahrheit des Evangeliums ist nicht

verloren, und sie wird von dieser Kanzel, in unseren Gesprächskreisen und bei Hausbesuchen weiterhin verkündigt werden. Das Wort Gottes ist nicht verloren. In ihm finden wir alle Verheissungen und alle Möglichkeiten der Wiederaufrichtung für uns persönlich, für unser Volk und für die Kirche. Der Glaube ist nicht verloren, denn die wahre Demut schwächt den Glauben nicht, sondern führt zu einem tieferen Glauben an Gott und einem brennenderen Entschluss, ihm zu dienen.

Wir wollen die Demut nicht als Vorwand nutzen, um auf Freiheit zu verzichten, Sklaven zu werden und uns feige vor den neuen Ideologien zu beugen. Wir dürfen uns nichts vormachen: Der totalitäre Anspruch der Gewalt hat in den letzten Tagen in den Augen der Welt ungeheuer an Ansehen gewonnen, denn dieser Anspruch hatte, menschlich gesehen, Erfolg.

Sich zu demütigen, das bedeutet nicht, vor einer Doktrin in die Knie zu gehen. Wir sind überzeugt, dass die Macht dieser Doktrin mit dem Tier verglichen werden kann, das in Offenbarung 18 beschrieben wird. Sie ist nichts anderes als das Anti-Christliche. Das klar zu sagen, ist für uns eine Frage des Gewissens.»

Das Anti-Christliche. In Frankreich war seit ein paar Tagen nur noch von «Anti-Frankreich» die Rede. «Anti-Frankreich», das waren Juden, Freimaurer, Kommunisten, Ausländer und natürlich der englische Feind. *Sie* waren schuld, dass Frankreich in diese Lage geraten war.

«Liebe Brüder und Schwestern, lasst uns zuallererst alle Trennungen unter uns als Christen und alle Entzweiungen unter uns als Franzosen aufgeben. Hören wir damit auf, uns Etiketten anzuhäften und uns mit Bezeichnungen zu versehen, in denen Missachtung mitschwingt: rechts und links, Bauern, Arbeiter, Intellektuelle, Proletarier oder Besitzende. Hören wir auf, uns gegenseitig die Schuld in die Schuhe zu schieben. Fangen wir vielmehr an, uns gegenseitig Vertrauen zu schenken, einander zu grüssen und willkommen zu heissen und uns, wie es die ersten Christen taten, jedes Mal, wenn

wir uns sehen, daran zu erinnern, dass wir Brüder und Schwestern in Jesus Christus sind.

Die Aufgabe der Christen ist es, sich der Gewalt, mit der ihr Gewissen geknechtet werden soll, mit den Waffen des Geistes entgegenzustellen. Einander lieben, vergeben, den Feinden Gutes tun, das ist unsere Aufgabe. Aber ohne Weltflucht, ohne Unterwürfigkeit, ohne Feigheit. Wir werden Widerstand leisten, wenn unsere Feinde von uns verlangen, dass wir uns Weisungen unterordnen, die im Widerspruch zu den Geboten des Evangeliums stehen. Wir werden das ohne Furcht tun, aber auch ohne Stolz und Hass. Aber dieser moralische Widerstand wird nicht möglich sein, ohne dass wir mit einer Art innerer Sklavenhaltung brechen, die uns schon lange beherrscht. Eine Zeit des Leidens und der Entbehrung steht uns bevor. Wir haben alle mehr oder weniger dem Mammon gehuldigt, dem Wohlergehen unserer kleinen Familien, dem leicht zu erlangenden Vergnügen, der Trägheit mit der Flasche in der Hand. Vieles wird uns jetzt genommen werden. Lasst uns lernen, Dinge aufzugeben, Schwestern und Brüder: unseren Stolz und unseren Egoismus, unsere Liebe zum Geld und unser Vertrauen in irdischen Besitz. Lasst uns lernen, uns Tag für Tag auf unseren Vater zu verlassen, der im Himmel ist, von ihm das tägliche Brot zu erwarten und es mit unseren Brüdern zu teilen, die wir lieben sollen wie uns selbst.

Möge Gott uns von unseren Sorgen genauso befreien wie von falschen Sicherheiten, möge er uns seinen Frieden geben, den niemand seinen Kindern wieder nehmen kann, möge er uns in Trauer und Anfechtungen trösten und uns würdig erachten, Glieder der Kirche Jesus Christi zu sein, des Leibes Christi, in Erwartung seines Reiches der Gerechtigkeit und der Liebe, in dem sein Wille geschieht – auf der Erde wie im Himmel.»

War das jetzt eine Predigt? Sollte man «Amen» sagen? Manche murmelten so etwas wie «Amen». Seufzend. Waren sie damit ein Versprechen eingegangen?

Das Dorf auf dem Berge

LE CHAMBON 1939-1940

Nicht erst Mail und Twitter haben die Welt zu einem Dorf gemacht, in dem sich die Dinge oft überraschend und über grosse Distanzen hinweg beeinflussen. Auch vor siebzig oder achtzig Jahren gab es manchmal Querverbindungen, über die man nur staunen kann.

Etwa tausend Kilometer von Le Chambon entfernt liegt der kleine Ort Ranstadt. Man erreicht ihn, wenn man von Frankfurt durch die Wetterau Richtung Vogelsberg fährt, von der Autobahn abbiegt und sich auf Bundesstrassen mit dreistelligen Nummern begibt. In den dreissiger Jahren hatte dieser Ort – hier findet sich die erste Parallele zu Le Chambon – einen völlig überqualifizierten Pfarrer. Peter Brunner, fast auf den Tag ein Jahr älter als André Trocmé, hatte in Marburg, an der Harvard University und (wie André) an der Sorbonne studiert und war schon mit dreiunddreissig Jahren in Giessen zum Theologieprofessor berufen worden. Er war eine Art lutherischer Shooting Star – ein Konservativer ohne Furcht und Tadel. In dieser Lebenshaltung und weil er die Hoffnung hegte, ein nationalsozialistisches Regime doch noch verhindern zu können, gründete er eine antifaschistische Partei – und verlor prompt seinen Lehrstuhl. Schliesslich war es das Jahr 1933.

Man versetzte ihn aufs Land, eben nach Ranstadt, das so wenig städtisch war, wie Düsseldorf dörflich ist. Dort schloss er sich dem Pfarrernotbund an, zu dem auch Martin Niemöller gehörte, und brachte seine traditionell-kirchlich-aber-uninteressierten Gemeindeglieder durch aufrüttelnde Predigten dazu, sich der Bekennenden Kirche anzuschließen und gegen den Einfluss der Deutschen Christen zu wehren. Sein unerschrockenes Auftreten führte zu einem erbitterten Konflikt zwischen dem Bürgermeister und der Kirchengemeinde, der damit endete, dass Brunner von der Geheimpolizei abgeholt und nach Dachau gebracht wurde. Als er nach drei Monaten zurückkehrte, fehlten ihm alle Zähne, er litt an seltsamen nervösen Zuständen – und erzählte niemandem von dem, was er erlebt hatte. Dass er nicht an die Öffentlichkeit gehen würde, hatte er unterschreiben müssen.

Nur ein Freund Brunners scheint mehr gewusst zu haben als alle anderen. Otto Salomon war ein Frankfurter Jude, der sich als junger Mann hatte taufen lassen, 1935 aber dennoch mit Schreibverbot belegt wurde. Er gab sich erst ein holländisch klingendes Pseudonym – Johan Maarten –, später dann ein äusserst christlich klingendes Pseudonym – Otto Bruder – und schrieb die Geschichte des Ranstädter Pfarrers auf. Der Titel seines kleinen Buchs klang harmlos, gab Bibelkennern allerdings schon einen ersten Hinweis: «Das Dorf auf dem Berge» erinnerte an einen Vers der Bergpredigt: «Es kann die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen sein.» Das, was in dieser Stadt geschieht, wird also eines Tages ans Licht kommen. Und genau das wollte Otto Salomon: dass jetzt oder später bekannt würde, was in Ranstadt passiert war. (Von Dachau sprach auch er nicht.)

«Ich bin ja ein einfacher Waldarbeiter und kann nicht geschickt reden, weil ich keine hohe Schule besucht habe, aber ich will alles ganz so erzählen, wie es gewesen ist mit unserem Pfarrer Stefan Grund, den sie vor zwei Monaten ins Gefängnis gebracht habe», begannen die Aufzeichnungen des angeblichen Holzfällers. Doch alle

Veränderung von Namen und Umständen half natürlich nichts, das Buch durfte in Deutschland nicht erscheinen. 1938 ergriff Salomon jedoch die Gelegenheit zur Flucht in die Schweiz, und so erschien seine Geschichte 1939 bei einem Zürcher Verlag. Noch im selben Jahr wurde sie ins Französische übersetzt – und gelangte noch im selben Jahr in die Hände von Charles Guillon, dem Bürgermeister von Le Chambon. Guillon war ein frommer Mensch, stark durch den CVJM geprägt und auch international für den CVJM tätig. Als er das Buch von «Johan Maarten» las, war ihm, als hätte ihm jemand eine Brille mit neuen, genau für ihn geschliffenen Gläsern aufgesetzt. Die Lektüre bewegte ihn sehr. Er bestellte sofort einen ganzen Stapel Bücher und drückte das schmale Bändchen jedem, den er traf, in die Hand. War Le Chambon nicht im wahrsten Sinne des Wortes ein «Dorf auf dem Berge»? Würde das, was hier geschah, eines Tages vielleicht nicht nur vor Gottes Augen, sondern vor den Augen der ganzen Welt offenbar werden? Das Dorf, von dem das Buch erzählte, hatte einen aufrechten Bürgermeister gehabt, der zurücktrat, als die Nazis die Herrschaft übernahmen. Der folgende Bürgermeister war ein linientreuer Nazi und wirkte entscheidend dabei mit, dass der Pfarrer verhaftet wurde. Was für ein Bürgermeister würde er, Guillon, sein, wenn sich die politische Lage in Frankreich zuspitzen sollte? Nach der Lektüre hatte er eine klare Vision vor Augen: Er wollte ein Bürgermeister sein, der den Bürgern seines Ortes die Augen öffnete, sie auf ihre grosse Aufgabe vorbereitete, der ihnen klarmachte, welche Verantwortung das Dorf und jeder Einzelne trug.

Doch dann kam der 22. Juni 1940. Mit diesem Tag war Marschall Pétain praktisch der Vorgesetzte jedes Bürgermeisters in der «freien Zone». Es folgte der 23. Juni mit dem Vortrag der beiden Pfarrer. Noch am Abend desselben Tages trat Charles Guillon von seinem Amt zurück. Genau wie der fromme Bürgermeister im «Dorf auf dem Berge». Er hatte ein verantwortungsvoller Bürgermeister sein wollen, doch unter diesem Regime würde das nicht

möglich sein. Er musste an anderer Stelle Widerstand leisten, wenn er etwas bewirken wollte, das wurde ihm an diesem Abend klar. Schon bald zog Guillon nach Valence, wo der CVJM ein Büro hatte. Was genau er dort machte, erfuhren die Chambonnais erst einmal nicht.

Die neue Regierung war noch keine zwei Wochen im Amt, da wurde die erste Massnahme gegen Juden ergriffen: Eingebürgerte Juden verloren ihre französische Staatsbürgerschaft wieder. Antijüdische Plakate machten Stimmung, Propagandafilme zeigten junge Franzosen bei der Ernte mit blossem Oberkörper auf dem Heuwagen «ehrliche Arbeit» verrichtend, während «der Jude» im Kasino spielte oder an der Côte d'Azur faulenzte. Im Oktober dann wurde aus dem «privaten» Antisemitismus des einzelnen Bürgers eine staatliche Aufgabe. Von den Nürnberger Gesetzen inspiriert, erliess Pétain Gesetze, die Juden aus Ämtern und vielen anderen Berufen vertrieben. «Liberté, Egalité, Fraternité» hatten ausgedient. Jetzt hiess es: «Travail, Famille, Patrie» («Arbeit, Familie, Vaterland»), wobei völlig klar war, dass die Juden kein Anrecht auf dieses Vaterland hatten. Wer hätte gedacht, dass Frankreich so wenig «Nachhilfe» und Druck vom Deutschen Reich brauchen würde? Im vorlaufenden Gehorsam geschahen Dinge, die vom «Reich» noch gar nicht befohlen worden waren, selbst eine «Waffen-SS française» wurde eingerichtet. «Mit deinen europäischen Kameraden wirst du unter diesem Zeichen siegen: SS!», warben Plakate an Hauswänden. Kollaboration war im Bereich von Vichy kein Schimpfwort, sondern eine Devise. Wenn man jetzt mit dem mächtigen Nachbarn zusammenarbeitete, ohne sich lange zu zieren, würde man schon bald auf der Seite der Sieger stehen!

Auch in Sachen Führerkult wurde Pétain, der «Held von Verdun», nach anfänglichem Zögern ein guter Schüler seines (viel jüngeren) Lehrers Adolf Hitler. Nachdem die Dritte Republik ohnehin beerdigt war, konnte man auch die Marseillaise abschaffen. «Maréchal, nous voilà!» («Marschall, da sind wir!») hiess die neue Hym-

ne, und zu Fanfarengeschmetter sangen die Massen: «All deine Kinder lieben dich. Du gibst dein Leben, um das Vaterland ein zweites Mal zu retten.»

Einem Führer folgen, der gegen die Fortsetzung des Kriegs war. Vernünftig sein und sich auf die Seite der zukünftigen Sieger stellen. Wer wollte das nicht?

In Chambon wollte man das nicht. Auch nicht in Tence, in Fay-sur-Lignon, Mazet-Saint-Voy, Devesset, Saint-Agrève, Mars, Freyccenet-Saint-Jeures, Araules... Man muss diese Namen weder aussprechen noch sich merken können. In Frankreich kannte sie auch keiner. Es waren kleine Orte, manchmal nur zwei oder drei benachbarte Höfe, die begannen, sich dem neuen Regime zu widersetzen. Nicht offiziell, politisch, mit Argumenten oder Aktionen, sondern praktisch. Le Chambon ging voran, aber rings umher entwickelte sich auf dem Plateau ein ganzes Netz von «Widerstandsnestern». Dass im katholischen Frankreich auch der Führerkult einen katholischen Anstrich hatte, machte es den Enkeln der Hugenotten sicher leichter, Pétain abzulehnen. Nicht weit von Le Chambon liegt Le Puy, ein bedeutender Wallfahrtsort auf dem Jakobsweg, und als Pétain dort mit grossem Propagandaaufwand als «Pilger» erschien, wurde er mit religiöser Inbrunst gefeiert: «Dem grossartigen Führer, dem tapferen unter allen, dem Retter des Vaterlandes, der an diesem gesegneten Tag gerne den heiligen Tempel der Gottesmutter hat besuchen wollen: Ruhm, Lob, Ehre, tiefe Verehrung, unerschütterliche Liebe mit der ganzen Hingabe unseres Herzens. Unsere Liebe Frau von Le Puy, komm ihm zur Hilfe!» Solch ein Gebet musste jedem Chambonnais ein Graus sein, selbst dem, der Pétains Politik vielleicht gar nicht grundsätzlich verurteilte.

Vom Rücktritt des Bürgermeisters abgesehen, begann die Zeit des Widerstands so unspektakulär wie Magdas Suche nach einem Paar Schuhe. Seit dem 4. Oktober 1940 galt das «Gesetz über die Staatsangehörigen jüdischer Rasse»: «Den Staatsangehörigen jüdischer

Rasse kann vom Präfekten des Departements ihres Wohnsitzes jederzeit ein Zwangswohnsitz zugewiesen werden. Die ausländischen Staatsangehörigen jüdischer Rasse können ab der Veröffentlichung des vorliegenden Gesetzes auf Beschluss des Präfekten des Departements ihres Wohnsitzes in besonderen Lagern interniert werden.»

Im ganzen Land waren jetzt Juden unterwegs, die ihrer Zwangsumsiedlung zuvorkommen wollten. Ihre Lebensgrundlage hatten sie schon verloren. Plötzlich arbeitslos geworden, enteignet, angefeindet, suchten sie nun verzweifelt nach einem Ort, an dem sie bleiben konnten. Zu den französischen Juden kamen die Flüchtlinge aus Deutschland, Österreich, Polen... Täglich wurden es mehr. Dazu kam, dass die Aufenthaltsgenehmigungen auch für nichtjüdische Ausländer nicht verlängert wurden. Wohin sollten sie gehen?

Für die Regierung von Vichy lag die Lösung auf der Hand: Es gab doch noch die Internierungslager aus der Zeit des Ersten Weltkriegs. In den letzten Jahren hatte man bereits einige von ihnen für die Flüchtlinge des spanischen Bürgerkriegs wieder in Gebrauch genommen. Dorthin sollten jetzt die Juden und alle anderen, die nicht als Bürger Frankreichs erwünscht waren. Und dorthin *müssen* sie schliesslich.

Gurs am Fusse der Pyrenäen war so ein Lager. Auch die Baracken von Le Vernet bei Perpignan stammten noch aus dem letzten Krieg. Gleich daneben wurde Rivesaltes als zusätzliches Lager eingerichtet, genau wie Les Milles in der Nähe von Aix-en-Provence.

«Camp» hiessen diese Lager auf Französisch, und das hörte sich sehr viel besser an als KZ. Doch der Unterschied war gering. Es waren keine Vernichtungslager, aber es waren durch Stacheldraht gesicherte Orte, an denen Hunger, Kälte und tägliche Erniedrigung herrschten und in denen viele der Internierten auch ohne eine systematische Vernichtung den Tod fanden. «Betrieben» wurden die Lager zunächst nicht von den verbündeten Deutschen, sondern al-

lein von Franzosen. Bis die Deutschen das Kommando übernahmen, hatte es bereits dreitausend Todesopfer gegeben.

Wusste «der normale Franzose» von der Existenz dieser Lager und von den Zuständen dort? In Le Chambon wusste man davon. Weshalb die Antwort wohl wie für Deutschland heissen muss: Wer es wissen wollte, der konnte es wissen, auch wenn es nicht in der Zeitung stand.

Widerstand hiess also zunächst: einen Menschen davor bewahren, in eins der Lager eingewiesen zu werden. Ihn irgendwo fürs Erste unterzubringen, verschwinden zu lassen, der Aufmerksamkeit der Behörden zu entziehen. Konnte es eine Gegend geben, die besser dazu geeignet war, als ein Hochplateau am «Ende der Welt»?

Die Ersten, die kamen, waren Grosstädter, oft aus Paris, gut ausgebildete, intellektuelle Leute, die noch bis vor Kurzem angesehene Berufe ausgeübt und in gediegenen Kreisen verkehrt hatten. Und die Ersten, die Flüchtlinge aufnahmen, waren die strengreligiösen, darbystischen Bauern. Jetzt standen die Ankömmlinge mit den wenigen Habseligkeiten, die sie hatten mitnehmen können, auf einem Hof irgendwo zwischen Tannenwäldern, mehrere Kilometer ausserhalb von Le Chambon. Das Haus hatte auf sie beim ersten Hinsehen einen grosszügigen Eindruck gemacht, aber aus der Nähe betrachtet, war es Wohnhaus und Stall in einem. So konnte die Wärme der Kühe und Schafe zugleich die Wohnstube heizen. Sehr praktisch, fanden die Bauern. Unvorstellbar und einfach entsetzlich, fanden die Pariser. Dieser Gestank zog durch alle Ritzen!

Und was sollten sie hier den lieben langen Tag tun? Die Ärmel hochkrepeln und auf dem Hof mit anfassen, meinten die Bauern. Aber das meinten sie nur eine Woche lang. Dann sahen sie ein, dass diese Städter zu nichts zu gebrauchen waren. Jedenfalls für keine der Aufgaben, die es hier gab. Diese Verrückten hatten dagegen angefangen, jedem Huhn einen Namen zu geben – und zwar den Na-

men einer Figur aus Racines Tragödien: Iphigénie, Clymenestre, Andromaque und Bérénice hiess jetzt das Federvieh! Nur das Schwein bekam keinen Klassiker zum Paten. Sie nannten es schlicht Adolphe...

Die Flüchtlinge selbst hiessen Benjamin, Lévi, Judith, Esther – also genau wie die Kinder der Bauern auch. Seit Generationen gaben die Hugenotten ja ihren Kindern – in bewusster Abgrenzung von den Katholiken – biblische und besonders alttestamentliche Vornamen. Und auch die, die Darbysten geworden waren, hatten diese Tradition beibehalten. Jetzt erwies sie sich als äusserst praktisch: Wer konnte schon sagen, ob ein kleiner Elie ein Bauern- oder ein Flüchtlingskind war? Vorausgesetzt, er war nicht schon alt genug, um seinen Nachnamen zu verraten. Hier musste neu gelernt werden: Aus Cohen wurde Colin, und auch sonst war man bemüht, neue Nachnamen mit gleichen Anfangsbuchstaben zu finden. Man konnte schliesslich nicht wissen, ob die eingravierten Initialen auf einem Federhalter oder die Stickerei auf einer Serviette nicht eines Tages von tragischer oder lebensrettender Bedeutung sein würden.

Jetzt fehlten nur noch neue Ausweise mit den leicht veränderten Namen. Die Vorstellung, zu diesem Zweck so etwas wie kriminelle Energie entwickeln zu müssen, lag den Bauern schwer im Magen. Sie stärkten sich, so wie sie es immer getan hatten: mit einer Andacht zu Beginn und zu Ende des Tages. Jetzt eben mit den fremden Gästen. Das «Alte», das Erste Testament hatten sie ja gemeinsam.

Ungehorsam

LE CHAMBON 1940-1941

Wenn ein Stein einmal ins Wasser geworfen wurde, kann man nicht mehr verhindern, dass er Kreise zieht. Der Anfang war gemacht, jetzt folgte eins aus dem anderen, unaufhaltsam.

Wer versteckt lebt, braucht etwas zu essen, kann aber selbst nichts dafür tun und bekommt auch keine Lebensmittelkarten. Die entsprechende Menge Karten muss also «besorgt» werden.

Wer jemanden mit einem neuen Namen ausstattet, muss das Fälschen der Papiere professionell betreiben, weil Dilettantismus tödliche Konsequenzen haben kann. Papier, Stempel, Unterschrift, alles muss stimmen.

Wer sich gegen die Staatsmacht stellt, muss damit leben können, ein Gesetzesbrecher zu sein. Wer sein Leben lang ein unbescholtener Bürger bleiben möchte, ist an dieser Stelle falsch.

Und dann sollte man meinen: Wer sich eine Aufgabe von dieser Grösse vornimmt, muss Verbündete finden, selbst wenn dieser «Er» ein ganzes Dorf, ja ein ganzes Plateau ist, das so gut wie geschlossen hinter seinen unerschrockenen Pfarrern und ihren Frauen steht. Wer hat ein ähnliches Anliegen? Wer ist vertrauenswürdig? Wer hat die nötigen – vielleicht internationalen – Verbin-

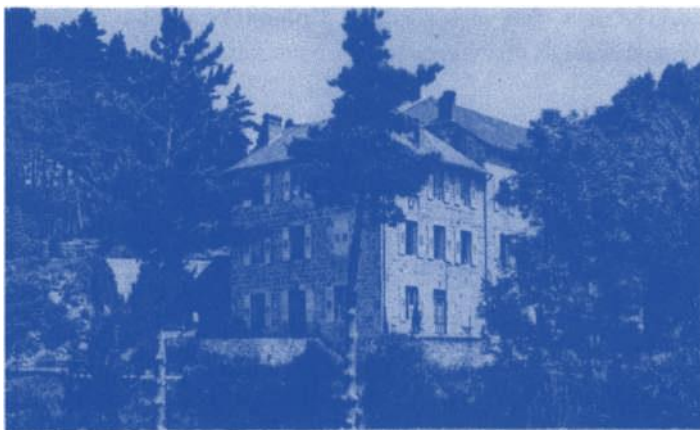
dungen, das technische Know-how, irgendwelche Geldquellen, die er erschliessen könnte?

André dagegen machte sich ganz andere Gedanken. Gegen Ende des Jahres 1940 reiste er nach Marseille. Die Stadt am Mittelmeer entwickelte sich gerade zu einer Anlaufstelle für Hilfsorganisationen. Aber weil André André war, machte er die Reise nicht, um Unterstützer für Le Chambon zu finden, sondern um selbst Hilfe anzubieten. Seine eigene, persönliche Hilfe. Das hatte er mit seinem Presbyterium abgesprochen. André traf sich mit Bums Chalmers, einem führenden Quäker aus den USA, um zu erfahren, wo seine Mitarbeit in einem der südfranzösischen Lager gefragt wäre. Als *American Friends Service Committee* hatten die Quäker begonnen, sich für die Internierten zu engagieren.

«Gehen Sie nicht in eins der Lager», riet Chalmers ihm rundheraus. «Da tummeln sich bereits mehrere Wohltäter, und das macht die Sache nicht immer einfacher. – Aber sagen Sie mal: Kommen Sie nicht aus so einem Bergdorf? Und ist das nicht vielleicht noch ein ganz sicheres Plätzchen?»

«Im Vergleich zu anderen Orten schon», sagte André. «Deshalb sind ja auch schon die unterschiedlichsten Leute zu uns gekommen.»

«Unser Problem sieht zurzeit so aus», fuhr Chalmers fort. «Wir arbeiten mit Medizinern zusammen und versuchen, für so viele Lagerinsassen wie möglich ärztliche Atteste zu bekommen, in denen steht, dass die Person nicht arbeitsfähig ist. Angeblich sollen die Leute ja zur Zwangsarbeit nach Deutschland gebracht werden. Wenn wir es nicht schaffen, auf diese Weise den Vater zu retten, bemühen wir uns um ein Attest für die Mutter. Wenn dennoch beide Elternteile deportiert werden, kümmern wir uns um die Kinder. Und spätestens da stossen wir an unsere Grenzen: Für jedes Kind, das wir aus dem Lager retten, brauchen wir ja einen Platz ausserhalb. Doch welche französische Kommune will sich dieses Problem schon aufhalsen?»



Postkarte vom Hôtel des Roches in Le Chambon-sur-Lignon (1942)

Chalmers schaute André direkt ins Gesicht. Und dann stellte er die Frage, die Andrés Reise doch noch einen Sinn gab – und beendete: «Ist Ihr Dorf bereit, der Zufluchtsort zu werden, den wir brauchen?»

André hörte den schweren Stein förmlich ins Wasser plumpsen. Was für Kreise der ziehen würde!

«Die Kinder..., das sind doch wahrscheinlich sehr, sehr viele Kinder... Die müssen ja alle untergebracht und ernährt werden. Und ausserdem zur Schule gehen», sagte André langsam und fragend, während in seinem Kopf schon die nächsten Fragezeichen auftauchten.

«Suchen Sie die nötigen Häuser und Betreuer, wir kümmern uns um die Finanzen», sagte Chalmers kurz und knapp.

Als André nach Le Chambon zurückkehrte, war die Gemeinde froh und erstaunt: Das war ja ein kurzer Ausflug! Schon hatten sie ihren Pfarrer wieder. Dass sie indirekt auch ihren Bürgermeister wiederhatten, wussten sie nicht. Doch es war Guillon, der fortan als Mittelsmann tätig wurde und dafür sorgte, dass die versprochene

Unterstützung auf sicheren Wegen den Ort erreichte, den er so gut kannte.

Der Stein zog Kreise, deren Grösse sich auch André nicht hatte vorstellen können. Zum Glück. Es dauerte nicht lange, und Le Chambon befand sich mitten im geschäftigen Treiben gleich mehrerer Organisationen. Da waren die Quäker, wie in Marseille abgesprochen, dazu kamen der Secours Suisse, der zum Schweizerischen Roten Kreuz gehörte, die CIMADE, eine protestantische Organisation zweier Französinen, die schon vor dem Beginn des Vichy-Regimes Internierte in Lagern besucht hatten, dann die OSE, eine jüdisch-französische Gruppe, die sich speziell um Kinder kümmerte, und natürlich der CVJM, der durch Bürgermeister Guillon im Ort schon immer einen Rückhalt hatte. Sie alle hatten von der wunderbaren Möglichkeit gehört, die sich auf dem Plateau auftat.

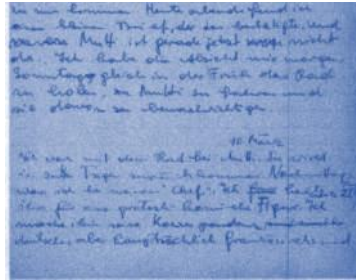
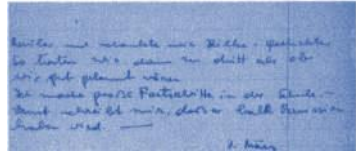
Und für alle gab es eine positive Überraschung: Dieses Le Chambon war zwar ein Kaff, aber es besass einen Bahnhof! Der hatte 1902 eigentlich im nahen Le Mazet gebaut werden sollen, was der Trasse einige Höhenmeter gespart hätte. Aber die dortigen Darbysten wollten solch modernes Teufelszeug wie eine Eisenbahn nicht in ihrem Ort, und so musste der Zug den Berg hinauf, und der Bahnhof trug den Doppelnamen Le Chambon-Mazet. Man würde die Kinder also «nur» im Zug begleiten müssen und sparte sich das Organisieren von Fahrzeugen und Fahrern. Dennoch gab es natürlich noch unendlich viele Dinge, die geklärt und geregelt werden mussten. Wie gefährlich oder ungefährlich war es denn nun eigentlich, jüdische Kinder zu transportieren und unterzubringen? Würde der Entlassungsschein aus einem Lager im Ernstfall irgendjemanden beeindrucken? Oder musste das Ganze doch heimlich geschehen? Die meisten Kinder waren im Ausland geboren und hatten keine französische Staatsbürgerschaft. Man würde also Kinder «sans papiers» beschulen müssen, Kinder, die es eigentlich gar nicht gab und für die auch keine Lehrer, keine Klassenräume und keine Bücher vorgesehen waren. Oder man musste ihnen Ausweise

Mit französischem Geburtsort besorgen. Dann allerdings sollten sie wenigstens einigermaßen gut Französisch sprechen...

Fragen über Fragen. Wo man all das diskutierte, Pläne machte und wieder verwarf, Namen auf Zettel kritzelte und Umschläge mit Geld überreichte? Im Pfarrhaus natürlich, in Magdas Küche. Aber nicht nur dort, sondern auch

des Ortes. Der erste Grund war einfach: Es wurden nur noch die Küchen beheizt, der zweite strategisch: Es sollte nicht der Eindruck entstehen, es gäbe irgendwo eine Art Zentrale aller geheimen Aktivitäten.

Jeder freie Platz, auch Andrés Arbeitszimmer, wurde in diesen Wochen zum Notlager. Auf dem Sofa neben seinem Schreibtisch campierten jetzt ein Vater und sein fast erwachsener Sohn. Wie alle Gäste im Pfarrhaus waren sie eigentlich nur «für den ersten Schreck» dort untergebracht worden, aber dann wurde es doch die eine oder andere Nacht mehr... Etwas Geheimbündlerisch-Konspiratives hatte das Treiben im Pfarrhaus jedoch nicht. Das war nicht Stil des Hauses. Es ging weiterhin laut und lustig zu, «wie in einem fröhlichen Bienenstock», erinnerte sich ein Flüchtling später. Natürlich gab es auch Ärger, Missverständnisse, Pannen, und weder die Gäste noch die Gastgeber wurden unter dem Druck, der sich nun aufbaute, zu Heiligen. Es gab überforderte und genervte Helfer, und es gab zickige und kapriziöse Schutzbefohlene.



Das Tagebuch von Elizabeth Kaufmann, die bei Familie Trocmé lebte (1940/41)

Bild: © United States Holocaust Memorial Museum, courtesy of Elizabeth Kaufmann Koenig

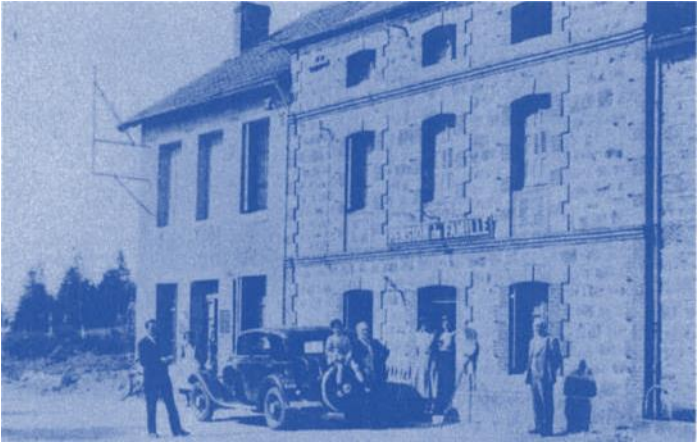


Bild: © United States Holocaust Memorial Museum, courtesy of Klaus Peter (Pierre) Feigl

Postkarte der Pension Les Grillons in Le Chambon-sur-Lignon, wo Flüchtlingskinder untergebracht wurden (1940)

Unter den Menschen, die mehr oder minder im Pfarrhaus wohnten, war Simone, eine Frau aus der Gemeinde in Maubeuge. Ihr Mann kämpfte als Soldat gegen die Deutschen. Simone wollte, solange er abwesend war, der Familie Trocmé beistehen, wie sie es schon vor und nach Nellys Geburt getan hatte. Eines Tages erhielt sie Post: Der ausgerissene Zeitungsabschnitt war ein Nachruf auf ihren Mann. Simones Verzweiflung war grenzenlos. Doch sie blieb. Jetzt wollte sie erst recht etwas Sinnvolles tun. Bei Wind und Wetter besuchte sie überall auf dem Plateau Bauernhöfe und bat um Unterschlupf für neue Flüchtlinge. Eines Tages wurde die Ankunft einer Pariser Familie angekündigt, und Simone fand einen geeigneten, sehr hoch und einsam gelegenen Hof nahe einer Mühle. Es war kalt, und ein feiner, alles durchdringender Regen fiel pausenlos vom grauen Himmel.

«Ich lief zum Bahnhof, um die Dame mit ihrem Sohn in Empfang zunehmen», erinnerte sich Magda. «Der Vater sollte später nachkommen. Ich erklärte den beiden ganz genau, wie sie den Hof

erreichen konnten und worauf sie achten sollten. Doch dann fing die Dame plötzlich an, sich aufzuregen: ‚Aber Madame Trocmé, Sie gehen doch nicht etwa davon aus, dass ich bei diesem Wetter den Weg zu Fuss mache!?’ – ‚Ach, Madame, es regnet!?’ , antwortete ich. ‚Und meine Freundin Simone, die nächtelang über die Berge rennt, um Unterkünfte zu finden, und wir, die wir uns ein Bein ausreissen, um Menschen wie Ihnen zu helfen – glauben Sie, dass wir das nur bei schönem Wetter tun?’

Das Leben war kompliziert. Die Kinder hatten Hunger, wir hatten Hunger, die gefälschten Papiere wurden in einem Versteck hergestellt, aber das brauchte seine Zeit. Auch die Lebensmittelkarten brauchten immer schrecklich lange. Ich selbst war mager wie ein Nagel in der Wand. Ich ass fast nichts und hatte einfach zu viel Verantwortung auf meinen Schultern. Um Lebensmittel zu besorgen, musste ich auch erst mal Zeit finden. Vor oder nach der Schule setzte ich mich aufs Rad und fuhr zu den verschiedenen Bauern. Auch für Zigaretten und Alkohol gab es Karten. Zigarettenkarten tauschte ich gegen Brennholz und Kartoffeln. Die Alkoholkarten musste ich zerreißen, dabei hätten die besonders viel eingebracht. Aber wir gehörten zum Blauen Kreuz, und André hätte niemals ertragen, dass ich einer Bevölkerung, die ohnehin einen starken Hang zum Alkoholismus hatte, Weinkarten überliess. Ich erinnere mich an eine grosse Ladung Feuerholz, die wir bekommen sollten, aber dann sagte der Mann. ‚Nur wenn Sie mir Ihre Weinkarten geben.‘ Die Nerven lagen oft blank, auch bei uns im Pfarrhaus.»

Bis jetzt waren einzelne Gäste und ganze Flüchtlingsfamilien zu betreuen gewesen. Was schwierig genug war, schliesslich war es mit der einmaligen Unterbringung in den seltensten Fällen getan. Oft musste aus Sicherheitsgründen ein neues Quartier gesucht werden, manchmal wegen Unverträglichkeit der Charaktere, in anderen Fällen, um die Gastgeber nicht unzumutbar lange zu strapazieren. Und nun kamen jeden Tag neue Gäste, junge Gäste – in jedem Ei-

senbahnwaggon mischten sie sich unter die normalen Reisenden! Die Kleinsten waren vier Jahre alt, die Ältesten fast erwachsen. Die Jüngsten wussten nicht, wie ihnen geschah und wo ihre Eltern plötzlich geblieben waren. Die Ältesten wussten das sehr wohl, manche hatten den Abtransport ihrer Eltern miterlebt, und für viele war dies nicht der erste Abschied von nahen Verwandten. Oft waren sie schon von Grosseltern oder Geschwistern, von Onkel und Tanten getrennt worden. Die Reise mit der kleinen Bahn hoch nach Le Chambon war für fast alle nur ein Glied von vielen in einer langen Kette traumatischer Erlebnisse. Überstürzt Abschied nehmen, unterwegs sein, ohne zu wissen, wo es hingeht, eng an eng mit Menschen, die man nicht kennt und die genauso hilflos und verletzt sind wie man selbst – der Gedanke, dass die Kinder dankbar sein konnten, in diesem Zug zu sitzen, hört sich beinahe zynisch an. Aber es war ihr Glück. Und die Helferinnen, die sie begleiteten, wussten: Wenn ihre Schützlinge nicht die mühsam schnaufende Schmalspurbahn bestiegen hätten, stünden oder lägen sie jetzt alle zusammengepfercht in einem grossen Zug, unterwegs Richtung Osten.

Wie überall in den besetzten Ländern taten die Eisenbahngesellschaften ihre Pflicht. Wenn die Deutschen wollten, dass lange Züge von Südfrankreich nach Polen rollten, dann musste man das eben gut organisieren. Fournier, der Chef der SNCF, wie die französische Bahn schon damals hiess, war ein begeisterter Anhänger Pétains, und deshalb klappte die Kollaboration auch in Sachen Schienenverkehr reibungslos. Fahrpläne wurden umgestellt, um der Deportation Vorrang einzuräumen, Züge wurden bereitgestellt, das Personal gleich dazu – wenn der Auftraggeber Juden als Zwangsarbeiter «geliefert» bekommen wollte, dann wurde dieser Wunsch genauso zuverlässig erfüllt wie jeder andere Wunsch nach wirtschaftlicher Zusammenarbeit. Und weil Fournier so ungeheuer zuverlässig war, überliess man es schliesslich sogar ihm, zu bestimmen, wer als Jude galt und wer nicht. Französische und deutsche Gesetze vertraten da

nämlich eine etwas andere Auffassung, aber einem Mann mit Fourniers Fingerspitzengefühl traute man zu, Zweifelsfälle richtig zu entscheiden.

Ein Zug nach dem anderen erreichte das Plateau. Kleinkinder, Teenager, polnische, deutsche, österreichische, holländische, tschechische Schulkinder füllten ab dem Frühjahr 1941 die Häuser von Le Chambon. Neue Unterkünfte wurden eingerichtet, Pensionen umgewidmet. Ein plötzlicher Ansturm von erholungsbedürftigen Stadtkindern, die dringend einen Luftkurort brauchten, brachte der «Sommerfrische» einen nie gekannten «touristischen Erfolg». Denn für kurende Kinder sollte man sie halten. Sicher war sicher. Noch war Vichy nicht besetzt, sondern kollaborierte «nur». In der Luftschlacht um England hatte die deutsche Armee erste Niederlagen eingesteckt, doch im Osten schritt sie von Erfolg zu Erfolg, und niemand konnte wissen, wann sie auch den Rest Frankreichs inkassieren würde.

Einzelne Kinder wurden über das ganze Plateau verteilt, lebten in Familien und gingen in den kleinen Ortschaften zur Schule. Grosse Gruppen blieben jedoch in Le Chambon, wohnten in der Pension «Tante Soly» mitten im Dorf oder im neu eröffneten Haus «La Guespy» weiter am Rande des Ortes. Die Jüngeren gingen in die Dorfschule, die Älteren oder auch besonders Begabten in die École Cévenole. Dort erwartete sie auf dem Schulhof eine Fahne des neuen französischen Staates, die jeden Morgen gegrüsst werden musste, und ein Bild von Marschall Pétain in jedem Klassenraum. Jedenfalls sollte beides vorhanden sein, so verlangte es das neue Schulgesetz.

Konnte man das diesen Kindern zumuten?

André und Edouard fanden, dass man das weder den neu angekommenen noch den einheimischen Kindern zumuten konnte und sollte. Für die staatliche Schule konnten sie nicht sprechen, aber für ihre eigene Schule wollten sie unbedingt jede Huldigung des neuen Regimes vermeiden. Und sie fanden eine Lösung, und zwar ausgerechnet mithilfe des Dorfschulrektors Roger Darcissac, des Man-



André Trocmé, während er Flüchtlingskindern eine Geschichte erzählt (August 1942, Le Chambon)

nes, dem André in den ersten Monaten am neuen Ort so wenig Espirit zugetraut hatte.

«Ich hab da eine Idee», schlug der vor. «Wir errichten unseren Fahnenmast nah an der Mauer, dort, wo der Schulhof an die Strasse grenzt. Meine Schüler stellen sich in einem Halbkreis Richtung Mauer auf und grüssen die Fahne. Ihre Schüler können sich auf dem Bürgersteig aufstellen und dort die andere Seite des Kreises bilden. Über die Mauer können sie die Fahne sehen und grüssen. Danach gehen sie dann in ihre Klassenräume auf die andere Strassenseite.»

Einige Wochen lang scharten sich tatsächlich jeden Morgen einige Schüler der Cevennenschule um einen Lehrer, der Pétain für den Retter des Vaterlandes hielt, und grüssten die Fahne. Dann dünnte der Halbkreis langsam aus, schliesslich wurde – auf der Mauerseite der Dorfschule! – beschlossen, dass ein wöchentlicher Fahnengruss auch reichen würde, und dann liess man das ungeliebte Ritual schliesslich ganz sein. Man würde ja sehen, wie lange das unbemerkt und ungestraft blieb.

Die Gelegenheit, auszuloten, wo die Grenzen der kleinen Freiheiten lagen, die sich ein Ort nehmen konnte (von der grossen Freiheit, die «falschen» Kinder zu beherbergen, mal ganz abgesehen), bot sich im Sommer ein zweites Mal. Der 1. August wurde als neuer Feiertag eingeführt, und zu Ehren des Militärs, dem dieser Tag galt, sollten von zwölf Uhr Mittag bis Viertel nach zwölf alle Kirchenglocken läuten.

André zeigte die entsprechende Anordnung der Küsterin. «Natürlich machen Sie einfach nichts, Amélie. Auch nicht, wenn jemand Sie dazu zwingen will.» Amélie nickte. Die kleine Frau, die so leicht war, dass sie vom Glockenseil beim Läuten mit in die Höhe gezogen wurde, war Darbystin. Wie viele ihrer Glaubensgenossinnen vermied sie jedes überflüssige Wort, erst recht, wenn sie einem Mann gegenüberstand.

Am 1. August hörte man vom Turm der katholischen Kirche das volle Geläut der Glocken, genau eine Viertelstunde lang. Der Turm der evangelischen Kirche blieb stumm.

Am 2. August traf André Amélie im Dorf. «Na, Amélie? Ist alles gut gegangen? Oder gab es Probleme?»

«Alles gut gegangen. Keine Probleme.»

«Haben Sie keinen Besuch bekommen?»

«Doch. Da waren zwei Damen. Solche angemalten Stadt-Damen aus den Sommerhäusern.»

«Und?»

«Sie wollten, dass ich die Glocken läute. ‚Es ist Nationalfeiertag! Das Läuten ist ein Befehl des Marschalls!‘»

«Und was haben Sie gesagt?»

«Die Glocken gehören nicht dem Marschall, sie gehören Gott. Wir läuten sie für Gott oder gar nicht.»

«Bravo. Und dann?»

«Dann wollten die Damen, dass ich ihnen die Kirche aufmache, damit sie selbst läuten können. Aber da habe ich meinen Tempel verteidigt! So habe ich mich hingestellt!» Und dann demonstrierte die kleine und zarte Amélie, wie sie sich, den Rücken gegen die Kir-

chentür, mit ausgebreiteten Armen vor die Frauen gestellt hatte.

Meinen Tempel? André musste schmunzeln. Amélie gehörte doch gar nicht zur Gemeinde. Sie hatte lediglich einen Zuverdienst gesucht und ein paar Stunden Küsterdienst übernommen. Doch gestern war für sie offensichtlich aus einem Nebenjob ein Posten im Kirchenkampf geworden.

Fröhlich verabschiedeten sich die beiden. Ganz sicher würden die Darbysten weiter predigen, dass ein Christ sich in nichts Politisches einmischen dürfe, weil der Glaube mit dieser Welt nichts zu schaffen habe. Aber genauso sicher wusste André, dass er auf sie zählen konnte.

Hoher Besuch

LE CHAMBON 1942

In Le Chambon gab es drei Telefone. Sie hatten die Telefonnummern 1, 2 und 3. Mit der 1 erreichte man den Bürgermeister (nach dem Abgang von Guillon sass ein regimetreuer neuer Mann auf dessen Stuhl), mit der 2 erreichte man den Arzt, Doktor Le Forestier, und mit der 3 das Hotel an der Kreuzung, der einzigen des Ortes.

Das Pfarrhaus brauchte kein Telefon. Da gab es ja vier Kinder. Magda schickte ihre Kundschafter in alle Himmelsrichtungen, aber sie genierte sich auch nicht, mitten im Dorf ein Kind am Ärmel festzuhalten und ihm einen Auftrag zu geben: «Lauf schnell zu Madame Barraud und sag ihr, dass alles klar ist für heute Abend.» Und schon rannte das Kind los und sagte genau diesen einen Satz: «Alles klar für heute Abend.» Man musste sich aufeinander verlassen können, und die Kinder machten da keine Ausnahme. Dabei entwickelte sich ein eigener Code. «Wir haben noch drei Alte Testamente im Haus» bedeutete in darbystischen Familien: «Bei uns wohnen drei Juden.» Bald fragte man nicht mehr, in welchem Haus und auf welchem Bauernhof wohl Leute versteckt waren, man fragte, wo wohl noch keiner versteckt war. Es blieben nicht viele Häuser und Höfe übrig. Disziplin war gefragt – und Fantasie. Ein Bauer versteckte



André und Magda Trocmé

gefälschte Papiere in einem Bienenstock, ein anderer im Grab seiner Mutter. Falltüren wurden gebaut, Wände eingezogen. Um den Schein zu wahren, wurden mit den jüdischen Kindern, die jetzt ja auf dem Papier christliche, sprich: französische, gut katholische Kinder waren, die christlichen Feste gefeiert, inklusive Karneval, wozu Edouard Theis Umhang und Kopfbedeckung aus seinen Missi-

onszeiten in Madagaskar hervorholte. Um die Kinder aber nicht ihrer eigenen Tradition zu entfremden, wurden zusätzlich alle jüdischen Feste gefeiert – heimlich natürlich.

Le Chambon war beschäftigt, und mit ihm das ganze Plateau. Der gemächliche bäuerliche Lebensrhythmus wich dem Leben in einem eifrig wimmelnden Ameisenhaufen. Und Magda, die Frau, der ein amerikanischer Arzt zur Hochzeit mit André geraten hatte – allerdings unter der Bedingung, dass sie täglich etwa drei Stunden auf einer Chaiselongue ruhen könne –, diese Magda war mittendrin. Kreuz und quer im Dorf unterwegs, wo sich die verstreuten Klassenzimmer befanden, bergauf und bergab mit dem Fahrrad, treppauf und treppab im Pfarrhaus. Pausenlos beschäftigt, oft zum Umfallen müde, aber ohne jeden Zweifel, in diesem Moment genau das zu tun, was wichtig und richtig war.

«Und doch waren wir glücklich», schrieb André viele Jahre später. «Zum ersten und zum letzten Mal in unserem Leben waren wir in diesen Jahren in Le Chambon wirklich glücklich, trotz des Krieges. Das magere und etwas fiebrige junge Mädchen von einst hatte

einer schönen und kraftvollen Pflanze Platz gemacht. Ich fand sie jetzt mehr als hübsch: klassisch, schön, stark und immer voller Feuer. Die Fotos aus dieser Zeit, die sie zwischen ihren vier Kindern zeigen, machen diese Schönheit deutlich. Eine Dame aus der Gemeinde hatte mir eines Tages einen Satz gesagt, den ich nie vergass: ‚Ihre Frau besitzt drei Qualitäten, die man nur selten bei ein und derselben Person findet: Schönheit, Intelligenz und Güte.‘ Und das stimmte. Magda trug die Schönheit von Florenz in sich. Manchmal warf sie Blicke, in denen vor Empörung Blitze sprühten, manchmal schaute sie zärtlich und voller Sorge auf ihre Lieben. Dazu passte, wie sie mit ihrer rauen italienischen Stimme immer etwas ruckartig sprach. Was sie sagte, war mal lange durchdacht, mal leidenschaftlich, mal witzig, immer originell. Aber auf jeden Fall vibrierte, sobald sie sprach, das alte Pfarrhaus so, dass weder die Kinder noch der Ehemann noch irgendjemand sonst sich langweilten. Und doch verschwand bei ihr nie eine gewisse Unruhe – vor allem wegen kleiner Dinge –, eine Art ständiger Sorge um Details, eine ängstliche Beunruhigung, unter der wir alle litten, aber von der meine Frau sich niemals hat befreien können. Dennoch: Für das Vorrecht, an der Seite einer so grosszügigen wie intelligenten, einer so energischen wie selbstlosen Frau leben zu können, ertrug ich gern das Mühsame dieser ständigen Unruhe.

Oft kam ich nach einer Versammlung oder einem Besuch im Dunkeln nach Hause. Ich musste aufpassen, dass ich den Weg nicht verlor, denn der Wind wehte schnell neuen Schnee über die Spuren. Ganz sicher war ich erst, wenn ich den Lignon als Sturzbach brausen hörte, der mir die Richtung angab. Ich stolperte weiter durch den Schnee, bis sich im Nebel ein erhellter Fensterrahmen abzeichnete. Dann wusste ich, dass ich es geschafft hatte, und die letzten Schritte durchs Dorf waren nur noch das Präludium zu meiner Ankunft im grossen Vorraum des Pfarrhauses, wo ich den Schnee von den Schuhen klopfte. Dann stand ich im Esszimmer, und acht Arme packten mich:

‚Papa, Papa!‘ Jacot und Daniel hielten jeder eins meiner Beine fest und setzten sich auf meine Füße, damit ich mit ihnen im ‚Elefantenschritt‘ lief. Jean-Pierre umfasste meine Taille und klemmte seinen ‚Wuschelhelm‘ unter meinen Arm. Nelly erwürgte mich fast mit ihren Armen um meinen Hals, aber ich hatte noch eine Hand frei, um über ihre schönen seidigen Haare zu streichen und ein bisschen an ihren blonden Zöpfen zu ziehen. Maman liess stehen, womit sie gerade beschäftigt war, und betrachtete das überwältigende Spektakel. Und ich, der ich früher so ein einsamer Mensch gewesen war, ich war wie ein Baum voller Zweige und Früchte und war ganz einfach glücklich. Manchmal musste ich die Kinder ganz, ganz kräftig in meinen Armen drücken. Wir machten ein Spiel daraus: «Zitronenpressen»

Die Pfarrhausidylle. Das Leiden der Kinder, deren Eltern deportiert worden waren. Die Erleichterung der Familien, die einer Razzia entkommen waren. Das alles lag ganz nah beieinander. Das Schicksal des einen spielte sich wenige Schritte vor der Tür des anderen ab. Doch im engen Zusammenleben mischten sich die Emotionen. Geschichten wurden von Hof zu Hof erzählt, traurige und lustige. Geschichten vor allem, die zur Beruhigung dienen sollten: Da hatte einer es doch noch geschafft, da hatten sich zwei doch noch wiedergefunden, da war ein Brief doch noch angekommen.

Im Sommer 1942 jedoch kursierte eine Geschichte, die keinen Raum für Hoffnung liess und die sich ganz schnell als schreckliche Tatsache erwies: In Paris waren alle Juden in ein Sportstadion zusammengetrieben worden, ins Vélodrome d’Hiver, das im Winter als Radrennbahn diente, nicht weit vom Eiffelturm. Mitte Juli hielt man die Menschen fünf Tage dort fest, ohne Essen, ohne Trinken, ohne Betten, ohne Waschgelegenheiten und mit Toiletten, die nach kürzester Zeit überliefen. Gestapo und französische Polizei hatten perfekt zusammengearbeitet, und nun quälten sich gut tausend Männer, dreitausend Frauen und mehr als viertausend Kinder in brütender Hitze unter einem Glasdach das man zur Täuschung

feindlicher Flieger dunkelblau angestrichen hatte. «Frühlingsbrise» war der zynische Name dieser Aktion. Bis dahin war die Vichy-Politik oft schlimmer gewesen als die Politik in der besetzten Zone, aber nun traf es ausnahmslos jeden Juden, der noch nicht aus dem Grossraum Paris geflohen war. Bis zur Besetzung hatte hier der grösste Teil der französischen Juden gelebt, in einer ersten Verhaftungswelle waren zunächst die Männer abtransportiert worden, weshalb im Stadion jetzt vor allem Frauen, Kinder und ältere Männer waren. Auch im Norden, so wusste man in Le Chambon, waren inzwischen Internierungslager eingerichtet worden, darunter das berühmte Lager Drancy im Nordosten von Paris. Von dort fuhren die Züge direkt nach Polen. Bald hörte man durch die BBC: Wer die Tage im «Vel' d'Hiv» überlebt hatte, wurde nun in Züge verladen. Viele waren schon im Stadion gestorben, manche hatten Suizid begangen, wer zu fliehen versucht hatte, war auf der Stelle erschossen worden.

Spätestens jetzt musste nicht nur der einzelne tapfere Protestant Zivilcourage zeigen, jetzt musste die Reformierte Kirche Frankreichs geschlossen gegen den Umgang mit den Juden protestieren, fand André. Boegner, der Kirchenpräsident, hatte in einem Brief an den französischen Oberrabbiner bereits sein Bedauern für die Vorfälle ausgedrückt, sich mehrfach mit Pétain getroffen und auch Laval, den Ministerpräsidenten der Vichy-Regierung, um Mässigung gebeten. («Bitte wirken Sie darauf ein, dass jüdische Kinder unter 16 Jahren nicht deportiert werden.») Woraufhin ihn Pétain zum Mitglied des Nationalrates ernannte. Ein Diplomat wie Boegner, der mit dem Zeigefinger im Samthandschuh höflich auf das Unrecht hinwies, zierte die Riege der wichtigen Männer in Vichy. So jedenfalls sah es André. Bei der Synode der Reformierten Kirche, nicht lange nach der Razzia vom Vel d'Hiv, musste es zu einem Zusammenstoss kommen.

«Die Kirche zögert, widerspricht sich, weil jede Gemeinde, je nach Pfarrer und örtlicher Situation, sich anders verhält», warf An-

dré Boegner vor. «Was wir brauchen, ist ein Appell an alle Protestanten: Schützt die Juden!»

«Das ist doch Unsinn!», entgegnete Boegner genauso empört. «Sie ziehen den Zorn von ganz Hitler-Deutschland auf die Reformierte Kirche von Frankreich herab, diese kleine Herde, die mir anvertraut ist. Es geht jetzt zuallererst um das physische Überleben des Protestantismus in Frankreich. Und darum werde ich mich kümmern.»

«Ich war wütend. Ich fühlte mich von Boegner verschaukelt. Und ich schämte mich für die Reformierte Kirche in Frankreich», schrieb André später.

Ausgerechnet in diesem Sommer kündigte sich in Le Chambon hoher Besuch an. Der «Minister für die Jugend», Georges Lamirand, wollte höchstpersönlich vorbeischaun. «Geben Sie diesem Besuch den feierlichen Charakter, den er verdient», hiess es in einem Schreiben – nicht etwa an den Bürgermeister, sondern an die Pfarrer als Gründer und Leiter der Cevennenschule.

«Theis und mich ergriff Panik. Seit zwei Jahren gaben wir uns alle Mühe, unsere Jugend dem Zugriff des Staates zu entziehen. Vichy hatte von Anfang an versucht, alle Jugendorganisationen unter dem Blauhemd der «Compagnons de France» zusammenzufassen. Mit ihrem faschistischen Fahnengruss, den Signalhörnern, den Aufmärschen, Sozialeinsätzen, Arbeitslagern und ihrem Kult des Vaterlandes und des Marschalls waren sie der Hitlerjugend eigentlich zu ähnlich, um in Frankreich Erfolg zu haben. Die katholischen und evangelischen Pfadfinder bestanden auch sofort auf ihrer Eigenständigkeit. Der Staat gab klein bei, aber jetzt subventionierte er die Jugendbewegungen grosszügig, um sie besser kontrollieren zu können.»

André und Edouard versuchten, den Besuch abzusagen. Aber diese Ehre liess sich nicht mehr abschütteln, und es war auch schon alles von höherer Stelle organisiert: ein Bankett, ein Festzug zum Sportplatz, wo die Jugend sich versammeln sollte, ein Empfang in

der evangelischen Kirche – mit Gottesdienst! Nichts war mehr zu verhindern. Nur auf das Menü konnten die beiden noch Einfluss nehmen, und sie beschlossen, dass es das zu essen geben solle, was die Lebensmittelkarten für jeden vorsahen, mehr nicht.

Die Sache nahm ihren Lauf, und am 15. August sass ein munter plaudernder André als Gastgeber am Tisch des Ministers. Wenn er schon in diese ehrenhafte Rolle hineingezwungen worden war, dann wollte er wenigstens das Gespräch steuern. Statt eines üppigen Mahls wurden sparsam gefüllte Teller gereicht. Lamirand lächelte. «So ist es sogar besser», sagte er grossmütig verzichtend. «Es entspricht mehr dem Geist des Marschalls, und es ist patriotischer.»

Nach dem Essen stieg André in Lamirands Wagen, der dem «offiziellen Festzug» voranzufahren sollte. Der Wagen fuhr allerdings allein und durch leere Strassen. Kein Mensch auf dem Bürgersteig, keine Fahnen in den Fenstern. Lamirand räusperte sich vernehmlich.

Am Sportplatz dann eine weitere Überraschung: Offensichtlich hatte niemand den «Aufmarsch der Jugend» vorbereitet. Dafür drängten sich Hunderte neugieriger Kinder um den Minister und wollten ihm unbedingt die Hand schütteln: «Bonjour, M'sieur!»

«Bonjour, bonjour!», antwortete der und freute sich über die «Spontaneität» seiner kleinen Fans. Was sollte er auch anderes tun? Die Rede, die er vorbereitet hatte, blieb in der Tasche. Der Rahmen stimmte nicht.

In der Kirche vor einer staatlichen Delegation zu predigen, hatten sich Edouard und André geweigert. Die Aufgabe übernahm ein Schweizer Kollege. Auch das hatte seine eigene Komik: Ausgerechnet ein Schweizer versprach der französischen Regierung Treue – solange Gottes Gesetz und das Gesetz des Staates nicht in Widerspruch gerieten. Der Minister wand sich auf seiner Kirchenbank, während André ihm das Gesangbuch hinhielt, um ihn auch noch zum Singen zu bewegen.

Als der Gottesdienst vorüber war, erwartete eine Gruppe Jugendlicher den Minister vor der Kirchentür. Sie waren alle Schüler der höheren Klassen der Cevennenschule.

«Monsieur le Ministre, wir haben ein Papier verfasst. Bitte lesen Sie es – jetzt!»

Und tatsächlich blieb Lamirand stehen und nahm das Papier zur Hand.

«Wir haben von den schrecklichen Szenen erfahren, die sich vor drei Wochen in Paris abgespielt haben», stand dort, und dann folgten einige Schilderungen. «Wir wissen aus Erfahrung, dass das, was in der besetzten Zone geschieht, nach kurzer Zeit auch die unbesetzte Zone betrifft, auch wenn es dann als spontane Idee des französischen Staatschefs dargestellt wird. Wir fürchten deshalb, dass Massnahmen zur Deportation der Juden bald auch im Süden ergriffen werden. Es ist uns aus diesem Grunde wichtig, Ihnen mitzuteilen, dass unter uns auch Juden sind. Wir unterscheiden allerdings nicht zwischen Juden und Nicht-Juden, weil das gegen die Lehre des Evangeliums wäre. Wenn unsere Schulkameraden, deren einziger Fehler ist, an einem anderen Ort geboren zu sein, den Befehl erhielten, sich abtransportieren oder auch nur zählen zu lassen, würden wir sie ermutigen, sich diesem Befehl zu verweigern, und uns Mühe geben, sie so gut wie möglich zu verstecken.»

Lamirand wurde bleich. «Diese Fragen betreffen mich gar nicht. Wenden Sie sich an den Präfekten.» Und schon war er mit wenigen grossen Schritten bei seinem Wagen.

Der Präfekt, ein Monsieur Bach, stand weiter vor der Kirchentür. Grimmig blickte er zu André. «Monsieur Le Pasteur», sagte er dann und reckte sich. «Dieser Tag hätte ein Tag der nationalen Eintracht sein sollen. Aber Sie säen Zwietracht!»

«Wie soll denn nationale Eintracht aussehen, wenn unsere Brüder von Deportation bedroht sind?», antwortete André.

«Es stimmt, dass ich die Befehle schon erhalten habe, und ich werde sie auch ausführen. Die ausländischen Juden, die in unserer Region wohnen, sind aber nicht Ihre Brüder. Sie gehören weder zu

Ihrer Kirche noch zu Ihrem Vaterland. Ausserdem geht es gar nicht um Deportation.»

«Um was denn dann?»

«Was ich weiss, weiss ich vom Marschall selbst. Und der Marschall lügt nicht. Der Führer ist ein kluger Mann, und so wie die Engländer in Palästina eine zionistische Heimstatt gründen, so wird er alle Juden Europas in Polen sammeln. Dort werden sie Grund und Boden erhalten, dazu Häuser, und dann können sie das Leben führen, das ihnen entspricht, statt den Westen mit ihrer Art anzustecken. In einigen Tagen werden unsere Leute nach Le Chambon kommen, um die Juden zu zählen.»

«Wir wissen nicht, was ein Jude ist. Wir kennen nur Menschen.»

Jetzt standen sich zwei Männer mit hochroten Köpfen gegenüber. Dieser Schlagabtausch konnte nicht ohne Konsequenzen bleiben. Und es war klar, wer am längeren Hebel sass.

«Monsieur Trocmé», sagte Bach in scharfem, drohendem Ton, «nehmen Sie sich in Acht. Sieben Ihrer Mitbürger schreiben mir regelmässig Berichte über das, was hier an Subversivem geschieht – unter Ihrer Regie. Ich habe diesen Briefen bisher keine Bedeutung beigemessen, aber ich bin auf dem Laufenden. Wenn Sie nicht vorsichtig sind, werden Sie selbst es sein, der interniert wird. Wir haben uns verstanden. Auf Wiedersehen!»

Abschied

LE CHAMBON 1943

Le Chambon, im Februar 1943

«Liebe Simone,

heute habe ich etwas mehr Zeit, dir zu schreiben, und darüber freue ich mich. Ich werde deshalb für dich eine kleine Chronik der Trocmés in Le Chambon verfassen – wenn ich sie zu Ende bringe.»

Welcher Simone schrieb André an diesem Februarabend? Die Helferin und treue Freundin aus Maubeuge war doch ganz in der Nähe.

André wusste, was die Stunde geschlagen hatte, und er schrieb einen Brief an Robert, jenen Bruder, der ihn als Student so grosszügig gefördert hatte und der ihm von allen Geschwistern immer am nächsten gewesen war. Er ersetzte «Robert» durch «Simone» – wer konnte wissen, was bei einer plötzlichen Verhaftung mit den Dingen auf seinem Schreibtisch und mit den Mitgliedern seiner Familie geschehen würde? Seit der Drohung des Präfekten war schon fast ein halbes Jahr vergangen. Man hatte ihn länger in Ruhe gelassen, als er erwartet hätte. Sein Testament hatte André längst geschrieben, gleich an dem Tag, als die französische Armee vor dem

deutschen Einmarsch kapitulierte. Darin hatte er noch einmal genau dargelegt, warum er keine Waffe anrühren würde. Jetzt wollte er im Blick auf einen möglichen Abschied von der Familie und vom Dorf zusammenfassen, wie das letzte halbe Jahr ausgesehen hatte.

«Zuerst die Sorgen. Gesundheit: Den Kindern geht es gut, sehr gut sogar. Den Eltern deutlich weniger. Magda ist ständig überlastet. Sie ist mager, sie isst schlecht, sie altert sehr schnell, so dass wir uns schon sehr ernsthafte Sorgen gemacht haben. Ein Arztbesuch in Lyon hat uns aber beruhigt: Dieses schnelle Altern hat nichts Bedrohliches. Weniger Arbeit, weniger nervliche Anspannung, mehr Ruhe.

Selbst ich bin völlig überarbeitet zusammengebrochen: Am Sonntag vor Weihnachten bin ich auf der Kanzel in Ohnmacht gefallen. Danach habe ich eine Woche lang alle Dienste absagen müssen. Zehn Tage Urlaub nach Weihnachten haben Magda und mich wieder einigermaßen hergestellt, aber kaum waren wir zurück, hatte ich meine berühmten Bandscheibenprobleme, die mir drei Jahre Ruhe gelassen hatten, und ich hatte zwei Wochen lang so schreckliche Nervenschmerzen im Bauch und in den Beinen, dass ich kaum laufen konnte. Der Tod meines Kollegen Cornier, der neun Kinder hinterlässt, hat mich sehr mitgenommen. Man müsste sich aus dem Strudel herausziehen können, aber das ist unmöglich.

Dann: Finanzielle Sorgen: Das Leben in Le Chambon ist inzwischen fast doppelt so teuer wie in Paris. Natürlich sind wir privilegiert: Wir haben Kartoffeln, ein bisschen Butter, entrahmte Milch und etwas Fleisch, zusätzlich zu den Lebensmittelkarten. Aber die sind ja nichts mehr wert, es zählt nur noch der Preis auf dem Schwarzmarkt. Unseren Bauern sind die Marktchancen, die ihnen die Flüchtlinge und die Schule bieten, völlig zu Kopfe gestiegen. Unser privates Familienbudget kann das nicht leisten. Magda gibt jede Woche 24 Stunden Italienischunterricht, und wir haben drei Untermieter, die Flüchtlinge noch gar nicht mitgezählt. Wir wissen,

dass auch andere ihre Last tragen, aber im Augenblick haben wir das Gefühl, dass wir alles in ein Fass ohne Boden werfen: unser Geld, unsere Gesundheit, unsere Zukunft, unseren Familienfrieden, alles nur für den gegenwärtigen Tag, einfach um zu überleben.

So viel zur materiellen Seite. Jetzt zu unserer geistigen Verfassung: Du weisst vielleicht, dass wir im letzten Sommer etwa sechzig jüdischen Flüchtlingen helfen konnten: sie verstecken, mit Lebensmitteln versorgen, vor der Deportation bewahren und manchmal auch in ein sicheres Land bringen. Du kannst dir vorstellen, welche Kämpfe (mit den Behörden) und welche realen Gefahren das für uns bedeutet hat: Uns wurde mit Verhaftung gedroht, und wir haben lange Verhöre über uns ergehen lassen müssen.

Die Tatsache, dass man in Le Chambon unterkommen kann, hat sich natürlich in ganz Südfrankreich herumgesprochen, von Nizza bis Toulouse und von Pau bis Lyon, und erst Dutzende und dann Hunderte von Juden haben sich auf den Weg gemacht. Mein normaler Dienst als Pfarrer ist völlig zum Erliegen gekommen. Schon im letzten Sommer hatte sich unser Esszimmer in einen Wartesaal verwandelt (zehn bis fünfzehn Leute am Tag). Das ist jetzt zum Dauerzustand geworden.

Ich habe dir die Atmosphäre beschrieben, denn den Rahmen, in dem das Ganze stattfindet, kennst du ja: 3300 Gemeindeglieder, davon 2'000 Bauern, 700 Dorfbewohner, 500 oder 600 neu Dazugekommene: 500 Flüchtlinge aus Zentraleuropa, Erwachsene, Jugendliche, Kinder in sechs verschiedenen Häusern, 300 Schüler an der École Cévenole. Rund 30 Lehrer, etwa 15 Leiter von Kinderheimen, Musik und Chor, vier Pfadfindergruppen. Eine Vorbereitungsgruppe für angehende Theologiestudenten, eine Lehrwerkstatt und bald noch eine Landwirtschaftsschule. Alle sind in Bewegung und kommen mehr oder weniger regelmässig im Pfarrhaus vorbei, aber wir kennen nicht mehr alle Namen. Die Cevennenschule hat zu viel Erfolg. Wir könnten 400 Schüler haben, wenn es

nicht an Unterkünften fehlen würde. Es sind nicht nur Flüchtlinge, sondern auch Kinder, die uns von ihren Eltern zur Erziehung anvertraut worden sind.

Was die Gruppenleiter angeht, sind wir im Vergleich zu den meisten Kirchengemeinden wirklich verwöhnt. Etwa zwanzig junge Leute, die Pfarrer werden wollen, leiten, betreuen, kümmern sich um die verschiedenen Gruppen. Wenn sich der Leitungskreis der Jugend versammelt, sind es 35 Leute.

Und was wird in diesem Strudel aus unserer Familie? Wir sind so selten mit unseren Kindern allein. Wir leiden darunter, und sie leiden darunter. Magda und ich verteidigen vehement unseren Montag als ‚Pfarrersonntag‘ und haben uns immerhin gegenseitig schon allerhand Romane vorgelesen. Aber am Montag sind die Kinder ja in der Schule, und am Abend sind wir so müde! Trotzdem haben die Kleinen etwas von alledem, was sie hier erleben, und sie lernen schon recht früh die Lektionen des Lebens. Jeden Tag ziehen vor ihren Augen ganze Theaterstücke über die Bühne, mit immer neuen interessanten Figuren: ein Musiker, ein berühmter Historiker, ein Erfinder, ein Künstler...»

Eine Person fehlte in Andrés Brief: Alice Reynier, genannt Jispa. Als er an «Simone» schrieb, wohnte sie erst seit einem Monat im Pfarrhaus, und André konnte nicht ahnen, dass viele der Probleme, die er beschrieb – vor allem die ständige Müdigkeit und Überforderung – mit dem Auftauchen von Jispa schon so gut wie gelöst waren. Antoinette Butte, die spätere Gründerin der Kommunität von Pomeyrol, hatte Magda gegen Ende des Jahres 1942 kennengelernt und sich gefragt, was man zur Unterstützung dieser völlig überarbeiteten, aber unabkömmlichen Frau tun könne. Sie schickte eine ihrer Mitarbeiterinnen nach Le Chambon, eine Grundschullehrerin, die sich für ihre zweite Lebenshälfte auf eine Art Diakonissendienst vorbereitete.

«Als sie mir das vorschlug, bekam ich richtig Angst», erinnerte sich Magda. «Was sollte ich mit einer Betschwester, die sich den

halben Tag in die Stille zurückziehen würde? Mich hielte sie sicher für nicht fromm genug, und bestimmt würde sie mich ständig kritisieren. Aber dann dachte ich nach und sagte mir, dass es idiotisch wäre, jemanden zurückzuweisen, den ich dringend brauchte, nur, um mir Kritik zu ersparen und die Konfrontation mit jemandem, der ganz anders wäre als ich. Ich sagte also zu.»

Die Sache begann prompt mit einem Fehlstart, denn an dem kalten Januarabend, an dem Jispa ankam, hatte im «ganz normalen Chaos» des Pfarrhauses niemand daran gedacht, sie vom Bahnhof abzuholen. Aber dann klopfte es an der Tür, eine Dame um die Fünfzig trat ein und begrüßte Magda lächelnd: «Guten Abend, Freundin!»

Magda hätte sich fast verschluckt. Zumindest ist sie originell!, schoss es ihr durch den Kopf.

In den ersten Tagen musste Magda noch ein paar Mal schlucken. Mademoiselle Reynier versuchte, sich bei den Kleinen beliebt zu machen, aber sie hatte einfach keinen spontanen Draht zu den Kindern. Als sie das erste Mal mit den Jüngsten unterwegs war, verlor sie einen der beiden. Sie erfand Kosenamen, kleine Spiele – nichts funktionierte. Dann erfand sie einen neuen Namen für sich selbst: Jispa, als Abkürzung für «Joie du Service dans la Paix et l'Amour» («Freude am Dienst im Frieden und in der Liebe»). Das war nun nicht gerade der Stil, in dem bis dahin im Pfarrhaus Frömmigkeit gepflegt worden war. Aber egal, damit war das «Fräulein» aus der Welt, und die neue Familienhilfe durfte geduzt werden. «Wenn ich müde bin, wenn ich mich ärgere, wenn ihr manchmal unfreundlich zu mir seid, dann wird dieser Name mich daran erinnern, warum ich hier bin», erklärte Jispa der versammelten Familie.

«Und dieser Mensch war es dann, der unsere Freundin und Mutter wurde. Ich hatte immer eine Mutter gesucht, in meinen Lehrerinnen, in Marguerite, der Frau meines Vaters... vergeblich. Aber jetzt fand ich meine Mutter, genau wie André, dem ja auch eine Mutter fehlte, seit er zehn Jahre alt war. Es ist wunderbar: Seitdem

haben wir dieselbe Mutter, also keine Schwiegermutter, keinen Ärger, keine Missverständnisse. Nach kurzer Zeit war Jispa in unserer Familie unverzichtbar, dann wurde sie allen in der Gemeinde eine Freundin und den Kindern eine Grossmutter. Drei Monate sollte sie bleiben, mehr als dreissig Jahre sind es inzwischen», schrieb Magda Mitte der siebziger Jahre.



Bild: © Ariane Tuffrau

*Magda Trocmé und
Alice Reynier alias Jispa*

Und weil Jispa da war, blieb Magda auch am Abend jenes 13. Februars nicht allein mit den Kindern im Pfarrhaus zurück, als André zu einem Treffen der Verantwortlichen für die Jugendarbeit der Gemeinde fuhr. Es war ein Samstagabend und noch nicht spät, als es an der Tür klopfte. Magda öffnete und stand zwei Gendarmen gegenüber.

«Wir möchten mit Ihrem Mann sprechen.»

Alle wollten immer mit André sprechen. Magda wunderte sich deshalb nicht, sondern erklärte, dass ihr Mann vermutlich erst spät nach Hause kommen werde. «Ich kann Ihnen aber gern selbst Auskunft geben. Ich bin über alles auf dem Laufenden», bot sie an.

«Vielen Dank, aber es geht um etwas sehr Persönliches», erwiderten die beiden.

«Dann warten Sie doch bitte in seinem Arbeitszimmer», sagte Magda und geleitete die Männer in den hinteren Teil der Wohnung. Wo sie die beiden vergass.

Als André spät nach Hause kam, sass Magda strickend am Tisch. Das Paar redete ein bisschen, und erst als André etwas aus dem Ar-

beitszimmer holen wollte, traf er völlig unvorbereitet auf die Polizisten.

Kurz darauf stand er wieder vor Magda. «Es ist so weit. Ich bin verhaftet.»

«Oh! Und der Koffer ist leer!», rief Magda.

«Was für ein Koffer?», fragte einer der Polizisten, der in die Küche getreten war.

Schon im August, gleich nach dem Besuch von Lamirand und dem Präfekten hatte Magda einen Koffer für André gepackt und alles hineingetan, was er im Lager brauchen würde. Aber dann, als die Verhaftung ausblieb, hatte sie nach und nach herausgenommen, was André gerade benötigte, und nun war er ganz leer.

«Wir haben schon lange auf diese Verhaftung gewartet», erklärte Magda scheinbar ungerührt, «aber in den letzten Wochen war es so kalt, dass ich alle warmen Sachen wieder aus dem Koffer geholt habe.»

«Wir haben es nicht eilig», sagte der andere Polizist. «Tun Sie alles, was Sie für nötig halten.»

Magda lief die Treppe hoch, packte den Koffer, kam wieder herunter und schaute nach den Wicken, die sie zum Abendessen vorbereitet hatte. Das Viehfutter war auch nach dreistündigem Kochen noch hart.

«Mein Mann und ich haben noch nicht zu Abend gegessen. Essen Sie doch mit uns», lud sie die Polizisten ein.

«Sie waren sehr erstaunt. Wenn man Gendarm ist, ist man wahrscheinlich nicht gewohnt, zum Essen eingeladen zu werden, vor allem, wenn man gerade jemanden verhaftet hat», erinnerte sie sich später. «Ich habe es nicht aus Grosszügigkeit getan; es war einfach Zeit fürs Abendessen. Die Sache war den beiden sehr peinlich, einer von ihnen hatte Tränen in den Augen. Dann fragte ich sie, ob ich ein paar verantwortliche Leute aus der Gemeinde benachrichtigen dürfte. Es wäre schwierig, wenn mein Mann einfach ohne Vorwarnung verschwinden würde. ,Oh, nein, nein! Auf keinen Fall!

Niemand darf wissen, dass wir Monsieur Trocmé verhaften!‘ Erst hinterher habe ich erfahren, dass unser Haus schon seit Stunden von Polizeiwagen umstellt war.»

Doch dann klingelte es. Eine völlig nichtsahnende junge Frau aus der Gemeinde stand auf der Schwelle. Sie hatte erwartet, dass Magda öffnen würde, stattdessen stand sie zwei Gendarmen gegenüber. Sie unterdrückte einen Schreckensschrei, machte auf der Stelle kehrt und lief ins Dorf zurück. Während André, Magda und die Polizisten noch auf den zähen Wicken herumkauten, verbreitete sich die Nachricht wie ein Lauffeuer: Sie holen den Pfarrer!

Und dann schellte es schon wieder. Und wieder. Ein Gemeindeglied nach dem anderen kam, um sich von seinem Pfarrer zu verabschieden. Ein richtiges Defilee. Die Polizisten schauten verlegen zur Seite. Sie wussten, dass ihre Kollegen draussen in den Autos jetzt auch wegschauten. Es war sicher nicht normal, dass ein Verhafteter noch Hof hielt, ehe er den Polizeiwagen bestieg, aber wenn man schon diese unangenehme Aufgabe erledigen musste, wollte man wenigstens Mensch bleiben.

Die Gäste blieben nicht lange. Jeder umarmte André kurz und stellte ein kleines Geschenk auf den Tisch. Eins der letzten Geschenke, die gebracht wurden, war eine Kerze, eine Kostbarkeit im Winter 1943. Leider gab es keine Streichhölzer im Haus.

«Dann ist das mein Beitrag», sagte der eine Polizist, zog ein Päckchen Streichhölzer aus der Hosentasche und legte es auf den Tisch. «Ich werde in meinem Bericht alles aufschreiben, was heute passiert ist.»

Den verborgenen Wert eines der Geschenke entdeckte André erst Tage nach seiner Verhaftung: Es war eine Rolle Toilettenpapier, ein seltenes und kostbares Stück Luxus. Als er die grosszügige Spende aufzurollen begann, sah er, dass sie beschriftet war – mit Bibelversen. In aller Eile hatte jemand Verse hingekritzelt, und alle sprachen sie von Hoffnung, Ermutigung und Geduld.

Der Aufbruch liess sich nicht länger hinausschieben.

«Darf ich meinen Mann noch ein Stück begleiten?», fragte Magda. Und auch das wurde ihr zugestanden. «Aber nur bis zum Dorfausgang!»

Als Magda, André und die beiden Polizisten vor die Tür traten, trauten sie kaum ihren Augen. Es war dunkel, aber sie konnten doch erkennen, dass die Strasse, so weit sie schauten, auf beiden Seiten von Leuten gesäumt war. Das halbe Dorf war zusammengelaufen! Zum Auto zogen die vier mitten durch die dicht geschlossenen Reihen. Und jetzt begannen die Chambonnais zu singen: «C'est un rempart que notre Dieu – Ein feste Burg ist unser Gott».

Magda, André und die Polizisten stiegen ins Auto.

«Na, das hat ja gedauert», sagte der Fahrer und liess den Motor anspringen. «Jetzt können wir endlich die anderen beiden abholen.»

Aufrecht

SAINT-PAUL D'EYJEAUX 1943 –
LE CHAMBON 1944

Die Begeisterung der Häftlinge über die neuen Lagerinsassen war ungeheuchelt: zwei evangelische Pfarrer und ein Schulrektor! Das würde die abendlichen Diskussionen anheizen und die Längeweile vertreiben!

Das Internierungslager in Saint-Paul d'Eyjeaux lag etwa dreihundert Kilometer westlich von Le Chambon, nicht weit von Limoges. Hier wurden vor allem die Kommunisten festgehalten, die im Winter 1942/43 bei grossen Razzien abgeholt worden waren. «Die ganz echten Kommunisten», wie Magda notierte, «die ernsthaften, ehrlichen, die der ersten Stunde». Bisher war nur ein katholischer Priester im Lager, auch er nicht etwa als Anstaltspfarrer, sondern als Häftling. Jetzt kamen Edouard Theis, Roger Darcissac und André dazu.

Saint-Paul d'Eyjeaux war nicht mit den Lagern in Rivesaltes oder Les Milles zu vergleichen. Zwar wohnten die Häftlinge auch hier eng zusammengepfercht in Baracken, auch hier machten Mauern und Stacheldraht eine Flucht unmöglich, und das Gelände wurde von Wachtürmen aus Tag und Nacht beobachtet. Aber die Gefangenen genossen gewisse Freiheiten, sie konnten Besuch bekommen und – für das Überleben noch wichtiger. Sie hatten das



*März 1943: Edouard Theis, Roger Darcissac und André Trocmé
im Internierungslager in Saint-Paul d'Eyjeaux*

Recht, Post zu bekommen, vor allem «Fresspakete». Auch Magda machte sich eines Tages auf die lange Reise durch Zentralfrankreich – mit dem Zug über Tence nach Saint-Etienne und Clermont-Ferrand bis nach Limoges –, und was sie sah, beruhigte sie einigermaßen. Zwar wusste niemand, wie lange die Haft noch dauern würde, aber akut bedroht schien das Leben der drei Männer nicht zu sein. Vermutlich brauchten sie nur viel Geduld. Und gute Nerven. Auch wenn ihre Zusammenarbeit in den letzten Monaten wirklich gut funktioniert hatte, das Zusammenleben auf wenigen Quadratmetern war etwas anderes als freundliche Arbeitsbesprechungen unter Kollegen. Was die Lage in der verwaisten Kirchengemeinde zu Hause anging, konnte wiederum Magda die drei beruhigen. Doktor Le Forestier hatte es auf den Punkt gebracht: «Die Gemeinde von Le Chambon ist zwar nicht die Taube des Heiligen Geistes, aber sie ist wie eine Ente: Selbst wenn man ihr den Kopf abhackt, läuft sie noch eine Weile weiter.»

Warum waren die drei in diesem Lager? Offiziell hiess es: «zur Umerziehung». Aber es fand keine Umerziehung statt. Kein Unterricht, keine Propagandafilme. Abendliche Veranstaltungen gab es zwar, aber die organisierten die Gefangenen selbst. Dort diskutierte man «Die Grosse Revolution», die nach Meinung der Kommunisten bevorstand, den richtigen Einsatz von Waffengewalt – Gewaltlosigkeit spielte in den Überlegungen dieser Männer keine Rolle – und das Ziel der Weltgeschichte. Die drei aus Le Chambon mischten sich gerne ein, aber dann fragten sie die Lagerleitung, ob sie auch ein eigenes Programm anbieten dürften. Und sie durften. Dreimal in der Woche fand von nun an ein Lagergottesdienst statt. Darcissac sorgte für Musik und Gesang, Theis leitete die Liturgie, und André predigte. Erst nahmen nur zehn Männer teil, dann zwanzig, schliesslich waren die Holzbänke dicht besetzt.

Am 15. März, einen Monat nach ihrer Festnahme, wurden die drei von einer guten Nachricht überrascht: «Sie werden heute entlassen. Um zehn Uhr am Abend geht Ihr Zug.»

Was war geschehen? Wer hatte sich für sie eingesetzt? Sie wussten es nicht, aber jetzt packten sie erleichtert ihre wenigen Sachen zusammen – Decke, Blechteller, Blechtasse – und begaben sich zum Kommandanten.

«Ministerpräsident Laval selbst hat sich für Ihre Freilassung eingesetzt. Die Order kommt aus seinem Büro. Unterschreiben Sie bitte hier, dann können Sie gehen!»

Darcissac hatte den Stift schon in der Hand, als Edouard stutzig wurde: «Unterschreiben? Was sollen wir denn unterschreiben?»

«Dass Sie sich in Zukunft an die Gesetze halten und die Regierung unseres Marschalls Pétain unterstützen.»

«Aber das können wir nicht unterschreiben!» Edouard und André waren sich völlig einig. «Wenn wir jetzt unterschreiben und dann doch bald wieder gegen Gesetze verstossen – was sich kaum vermeiden lassen wird –, dann handeln wir gegen das neunte Ge-

bot und haben ‚falsch Zeugnis geredet‘. Wir wollen nicht zu Lüg-
nern werden.»

«Meine Herren, jetzt stellen Sie sich mal nicht so an», sagte der
Lagerkommandant. «Sie unterschreiben und fertig. Das ist doch al-
les nur Papierkram, reine Formsache.»

Darcissac nahm den Stift wieder zur Hand und unterschrieb. Als
Lehrer war er Staatsdiener und ohnehin auf die staatlichen Gesetze
verpflichtet. Wovon sollte er seine Familie ernähren, wenn ihm die
Leitung der Schule abgenommen würde?

Edouard und André blieben stur. «Entweder wir gehen ohne
Unterschrift, oder wir bleiben.»

«Ihnen ist wirklich nicht zu helfen», murmelte der Komman-
dant und schickte die beiden zurück in die Baracke.

Auch die anderen Lagerinsassen konnten es kaum fassen. «Ge-
nau deshalb funktioniert das Christentum nicht: Die Christen kom-
men vor lauter ethischer Bedenken nicht vom Fleck! Sie könnten so
viel in der Welt bewegen, aber wenn man noch nicht mal lügen
darf...!»

Am nächsten Morgen wurden André und Edouard erneut zum
Lagerkommandanten gerufen.

«Packen Sie Ihre Sachen und sehen Sie, dass Sie fortkommen!»

«Ohne Unterschrift?»

Das dunkle «Hmrrh» sollte wohl Zustimmung bedeuten.

Wieder gingen die beiden zurück in die Baracke und packten
ihre Habseligkeiten. Dann stellten sie sich mit anderen Männern in
einen Kreis und sangen, was sie mit den Pfadfindern in Le Cham-
bon so oft gesungen hatten: «Ce n'est qu'un au revoir» – «Nehmt
Abschied, Brüder, ungewiss ist alle Wiederkehr».

Wenige Tage später wurde das Lager aufgelöst. Alle etwa fünf-
hundert Häftlinge wurden nach Polen deportiert.

Am Sonntag nach der Rückkehr nach Le Chambon war die Kirche
bis auf den letzten Platz besetzt. Die Befreiten wurden regelrecht
gefeiert. Ja, es schien zu stimmen: Die Gemeinde hatte tapfer wie

eine enthauptete Ente ihren Weg fortgesetzt. Auf den zweiten Blick sah die Sache allerdings etwas anders aus. Vor Kurzem war der S.T.O. eingeführt worden, der «Service du Travail Obligatoire», ein Arbeitsdienst für junge Männer. In Deutschland fehlten Arbeitskräfte in den Fabriken und auf den Bauernhöfen, weil alle Männer im arbeitsfähigen Alter an der Front waren. Jetzt wurden Franzosen rekrutiert und nach Deutschland gebracht, um die fehlenden Bauern und Arbeiter zu ersetzen – eine Massnahme, die die jungen Männer zu Hunderten «in den Busch» verschwinden liess. «Maquis» ist der Name für den undurchdringlichen Buschwald in Südfrankreich, und die Männer, die so verschwanden – nicht ohne zu ihrer Verteidigung ein Gewehr mitzunehmen –, nannte man bald Maquisards. Innerhalb weniger Wochen war das Wort «der Maquis» generell zum Synonym für den bewaffneten Widerstand geworden. André wusste, dass viele seiner ehemaligen Konfirmanden und Pfadfinder dabei waren. Sie hatten ihm monatelang zugehört und schienen so vieles verstanden zu haben. Aber dass sie jetzt nach Deutschland gingen, um den Feind als Fabrikarbeiter oder in der Landwirtschaft zu unterstützen? Hätte er das von ihnen verlangen können – wenn er denn da gewesen und überhaupt gefragt worden wäre?

Die Reihen in der Kirche waren gut besetzt, aber diese Generation junger Männer fehlte. Unzählige Fragen gingen André durch den Kopf. Was machten sie jetzt? Wie schlugen sie sich durch? Welche Aktionen planten sie? England war offensichtlich über die Entwicklung informiert. Jedenfalls hörte man, dass englische Flieger für die Maquisards Waffen und Material an vereinbarten Stellen herabliessen. Wer von den Bauern in der Gemeinde versteckte wohl nicht nur Juden, sondern auch Widerstandskämpfer? Die ersten Flüchtlinge hatten Le Chambon ausserdem schon wieder verlassen. Guillon, der ehemalige Bürgermeister, lebte inzwischen in Genf – er besass ja die Schweizer Staatsbürgerschaft – und organisierte von dort aus zusammen mit internationalen Helfern einen syste-

matischen Menschenschmuggel. Bei Annemasse, östlich von Genf, trafen kleine Gruppen jüdischer Flüchtlinge auf ihre «Bergführer», genauer: Schleuser, die sie in den Savoyer Alpen über die Schweizer Grenze führten. Nicht immer gelang die Flucht, und nicht alle, die die Schweiz erreichten, konnten dort auch bleiben. Manche wurden, halb verhungert und erfroren, von Schweizer Beamten zurück auf die französische Seite geschickt, wo deutsche Soldaten sie schon erwarteten.

Die Lage war unübersichtlich geworden. Man erzählte sich, Oscar Rosowsky, der «Oberfälscher» von Le Chambon, habe inzwischen mehr als zweitausend falsche Dokumente hergestellt. Es war sehr unwahrscheinlich, dass niemand im Bürgermeisteramt und bei der Polizei von seinem Treiben wusste. Eher konnte man annehmen, dass er gerade dort Unterstützer hatte, die ihn mit Papier und Stempeln versorgten und die im entscheidenden Moment ein Auge zudrückten.

An der Hauptstrasse, mitten im Ort, war eine seltsame Nachbarschaft entstanden, die jederzeit zu einer Katastrophe führen konnte: Die Pension «Tante Soly» war von oben bis unten von jüdischen Kindern bewohnt. Und ausgerechnet im Nachbarhaus hatte die Wehrmacht deutsche Soldaten untergebracht, die von der Ostfront kamen und sich in Le Chambon erholen sollten. Wenn eine Razzia drohte, schickte Tante Soly die Kinder zum Hintereingang hinaus und über den Lignon direkt in den Wald zum «Pilzsammeln». Unvorstellbar, dass das den Soldaten noch nie aufgefallen war. Sie mussten es mehrmals beobachtet haben. Sollten die Erlebnisse an der Front die Verwundeten tatsächlich so verändert haben, dass keiner von ihnen die Kinder verraten wollte?

André wurde schwindelig, wenn er daran dachte, wie viele Menschen sich inzwischen in einer lebensgefährlichen Lage befanden. Konnte noch irgendjemand die Last der Verantwortung tragen?

Am Montag ging das normale, also das alles andere als normale Leben weiter. Für langes Nachdenken oder eine Zwischenbilanz war

keine Zeit, und erst recht nicht für das Entwickeln grossartiger Pläne oder Strategien. Einfach jeden Tag tun, was notwendig war, etwas anderes blieb André gar nicht übrig. Und: möglichst wenig Aufhebens darum machen. Nach seinem Lageraufenthalt wurde alles, was in Le Chambon geschah, sicher noch aufmerksamer beobachtet als zuvor.

Schon etablierte sich ein neuer Arbeitszweig. Ein «Europäischer Studentenhilfsfond» verwandelte das ehemals gediegene «Hôtel des Roches» in eine Art Akademie oder vielleicht eher in einen Ort für ein Erasmus-Studienjahr, wie man so etwas später nennen würde. Studenten aus vielen Ländern wohnten und studierten hier gemeinsam, und zwar jeder das Fach, mit dem er irgendwo in Europa angefangen hatte, das er jetzt aber in seiner Heimat nicht weiterstudieren konnte. In den gut dreissig Zimmern waren ausnahmslos männliche Studenten zwischen zwanzig und dreissig Jahren untergebracht, und die beschäftigten sich mit Mathematik, Musik, Literatur – ohne Professoren und mit den wenigen Büchern, die zur Verfügung standen, aber dennoch heilfroh, es unversehrt bis hierhin geschafft zu haben.

Seit dem Frühjahr 1943 wurde das Haus von Daniel Trocmé geleitet, einem Cousin zweiten Grades von André. Der Sprössling aus hochfeinem Hause war Anfang dreissig, hatte ein teures Internat im englischen Stil besucht, dann Mathematik und Physik studiert, an der amerikanischen Schule in Beirut unterrichtet, weite Bildungsreisen durch den Nahen Osten unternommen und war dann schliesslich Lehrer an einem französischen Gymnasium in Rom geworden. Das französische Gymnasium in Barcelona bot sich gerade als nächster Schritt seiner bunten Karriere an, als ihn ein Brief von André erreichte. Für eins der Kinderheime in Le Chambon werde ein Leiter gesucht. Ob er sich vorstellen könne, die Weltstadt gegen ein Dorf zu tauschen? International sei das Publikum auch hier...

Daniel betrachtete sich selbst nicht als Christ, jedenfalls nicht als Christ in der Tradition seiner konservativ-reformierten Familie.

Das Christentum war für ihn Teil einer bestimmten Kultur, beheimatet in der westlichen Zivilisation, und die war wiederum eine von vielen Zivilisationen, mit hellen und dunklen Seiten. Das war ihm auf seinen Reisen klar geworden. Dennoch hatte Daniel, als er Andrés Brief las, eine Art Berufungserlebnis, und zwar von einer Klarheit und Überzeugungskraft, die ihn selbst verblüffte. Er sagte sofort zu und schrieb noch am selben Tag seinen Eltern einen Brief. «Heute Morgen sind die Würfel gefallen. An erster Stelle bedeutet Le Chambon für mich Erziehung, dann eine Art Teilhabe am Wiederaufbau der Welt. Und dann bedeutet Le Chambon für mich einen ganz persönlichen Ruf, eine geradezu religiöse Berufung oder sogar eine ganz und gar religiöse Berufung. Die Zukunft wird zeigen, ob ich der Aufgabe gewachsen war – wobei es nicht um Erfolg in den Augen der Welt geht. Die Weisheit der Welt würde mich zu einer Doktorarbeit oder wenigstens nach Barcelona führen. Le Chambon bedeutet Abenteuer, aber ich habe dieses Abenteuer nicht wegen des Abenteurers gewählt, sondern weil ich mich vor mir selbst nicht schämen will.»

Und so kam Daniel nach «Les Grillons», einem Haus, das von Kindern bevölkert wurde, deren Eltern in Gurs interniert waren – wenn sie denn noch dort waren. Es war Liebe auf den ersten Blick. Die Kinder liebten Daniel, und Daniel liebte die Kinder. Es machte ihm nichts aus, rund um die Uhr auf den Beinen zu sein, ihnen am Tag Mathenachhilfe zu geben und gleichzeitig Suppe zu kochen, um dann, wenn sie schliefen, bis in die Nacht hinein ihre Schuhe mit Reifengummi zu flicken. Einige der Kinder kamen aus deutsch-jüdischen Familien, die man aus Baden und der Pfalz vertrieben hatte. (Wer heute aus dem Mannheimer Hauptbahnhof tritt, sieht als Erstes einen Wegweiser, der gleichzeitig Mahnmal ist: Gurs 1170 km.) Die Kinder waren sehr glücklich, dass sie mit Daniel in ihrer Muttersprache reden konnten, denn der war auch in der Schweiz und in Österreich zur Schule gegangen und sprach Deutsch. Die anderen Kinder waren Spanier, Tschechen, Polen, Österreicher, selbst

ein englisches Kind war dabei. Daniel gefiel das Leben in «Les Grillons». «Wir sind wirklich eine Familie, ohne Übertreibung, das ist der Geist, der hier herrscht. Ich sage gern, dass ich ihr Vater bin, ein Vater von zwanzig Kindern, die keine Mutter haben», schrieb er in einem Brief.

Doch dann brauchte auch «La Maison des Roches», wie die Mini-Uni im ehemaligen Hotel jetzt genannt wurde, eine Leitung, und Daniel erklärte sich bereit, zwischen den beiden Häusern zu pendeln. Es gab einfach zu viel Arbeit und zu wenig Leute, und er war immerhin jung und hatte keine Familie, auf die er Rücksicht nehmen musste. Dass er an einer angeborenen Herzschwäche litt, wusste kaum jemand, und auch er selbst schien es wochenlang zu vergessen. «Es ist wahnsinnig viel Arbeit, aber auch wahnsinnig interessant», berichtete er nach Hause. «Von Tag zu Tag werden mir die Kinder lieber, und es fällt mir deshalb schrecklich schwer, dass ich jetzt nur noch so wenig Zeit mit ihnen verbringen kann.»

Daniel gehörte zu Andrés Verwandtschaft, aber den spontanen Zugang zu dem energiegeladenen jungen Mann hatte vor allem Magda. Die beiden verstanden sich vom ersten Moment an. Sie «sendeten» auf einer Wellenlänge und konnten sich problemlos in den anderen hineinversetzen. «Daniel nannte Gott nicht Gott», schrieb Magda später. «Er nannte Gott Dienst, Mitgefühl, Hingabe, Opfer, Begeisterung für alles Gute und Grosse – ohne einen theologischen Bezug.» Ein Satz, mit dem sie, ob bewusst oder unbewusst, ein kleines Selbstporträt skizzierte. Auch Magda kam ohne theologischen Bezug aus, oder genauer: Ihr reichte ein einziger Bezugspunkt: André, ihr Mann, der alles, was er sagte und tat, theologisch reflektierte und sich in allem in Verantwortung vor Gott sah. Magda brauchte weder das Wort «Gott» noch das Wort «Liebe», um zu sagen, worum es ihr ging. «Aber ich verschliesse nie meine Tür.»

Anfang Mai 1943 hielt ein Wagen vor der Maison des Roches. Zwei deutsche Feldgendarmen stiegen aus, fragten nach einem deutschen Studenten, der als Nazi-Gegner aus dem «Reich» geflohen war, legten ihm dann ein Schreiben vor und nahmen ihn mit.

«Das ist nur der Anfang.» Dieser Gedanke kam den verbliebenen Studenten sofort. «Das Haus ist nicht mehr sicher, zumindest sollte man nicht unbedingt hier übernachten.» Zum Glück ging es dem Sommer entgegen, und einige junge Männer schliefen von jetzt an einfach im Wald oder in nahen Bauernhöfen. Doch es blieb ruhig. Die befürchtete Razzia blieb aus.

Bis zum Morgen des 29. Juni. Da sahen die neunzehn Studenten, die sich wieder getraut hatten, in ihren eigenen Betten zu schlafen, das Haus von fünfzehn Gestapo-Männern umstellt. Sie wurden in der Küche zusammengetrieben und dann in einem kleinen Nebenraum einer nach dem anderen einzeln verhört. Daniel war nicht dabei. Er hatte bei den Kindern von «Les Grillons» übernachtet. Leute im Dorf warnten ihn: «Die Gestapo ist am frühen Morgen zur Maison des Roches gekommen. Geh nicht hin! Sie wissen nicht, dass du das Haus leitest.»

«Ich bin für beide Häuser verantwortlich», sagte Daniel und machte sich auf den Weg. In der Küche von Les Roches traf er zu seiner Überraschung auf Magda. Sie hatte, als sie von der Razzia hörte, sofort ihr Fahrrad genommen und war ins Haus der Studenten gefahren, mit umgebundener Schürze. Die Gestapo hatte sie für die Köchin gehalten und ins Haus gelassen. Und nun sass sie hier und wurde Zeugin des Geschehens.

Aus dem Nebenzimmer kam ein Student nach dem anderen in die Küche zurück, geschlagen, mit einem blauen Auge, weinend. Der eine vertraute ihr die Adresse seiner Verlobten an, der andere seine Uhr. Magda sammelte alles vor sich auf dem Tisch.

Einen einzigen Studenten konnte sie an diesem Morgen retten: Pepito, ein Spanier, hatte einen deutschen Soldaten vor dem Ertrin-

ken im Lignon bewahrt. Magda setzte sich aufs Fahrrad, fand einen Zeugen im Hotel, in dem die Deutschen stationiert waren, und redete so lange auf ihn ein, bis er bereit war, mitzukommen und zu Pepitos Gunsten auszusagen. Und tatsächlich liess man Pepito gehen.

Dann wurden alle Studenten zu einem Lastwagen getrieben. Daniel ging mit.

«Sie sind doch gar kein Jude», sagte einer der Männer.

«Nein. Aber ich werde meine Studenten begleiten», antwortete Daniel. Dann verabschiedete er sich von Magda: «Mach dir keine Sorgen. Sag meinen Eltern, dass ich hier sehr glücklich war. Es war die beste Zeit meines Lebens. Sag ihnen, dass ich gerne reise und dass ich mit Freunden unterwegs bin.»

Frei

LE CHAMBON 1944

Die Verhaftung von Daniel Trocmé und den Studenten reicht. Wir haben schon genug Schreckliches erlebt. Wem dient es, wenn Sie der langen Liste der Märtyrer noch einen weiteren Namen hinzufügen?»

Maurice Rohr, Stellvertreter von Kirchenpräsident Boegner, war extra nach Le Chambon gekommen, um André vor «weiteren Dummheiten» zu bewahren. «Bruder Trocmé, seien Sie vernünftig und tauchen Sie unter. Sie können nicht in Le Chambon bleiben.»

«Aber ich will ein Beispiel geben», antwortete André. «Ich habe Gewaltlosigkeit gepredigt, und jetzt will ich sie auch bis zum Schluss durchhalten.»

«Und das wollen Sie Ihrer Gemeinde zumuten? Auf Sie ist ein Kopfgeld ausgesetzt. Sie wissen doch, wie das läuft: Sie sind mit dem Auto unterwegs, und dann findet man Ihre Leiche am Waldrand. Oder Sie sitzen am Tisch, und Ihr Haus wird gestürmt. Das wäre das Ende Ihrer ganzen Familie. Sind Sie bereit, das Leben Ihrer Frau und Ihrer Kinder aufs Spiel zu setzen – nur um Ihre sture Haltung nicht aufgeben zu müssen? Und vor allem: Glauben Sie, dass Ihre Gemeindeglieder auch nur einen Tag an der von Ihnen

propagierten Gewaltfreiheit festhalten, nachdem Sie ermordet worden sind?»

«Wahrscheinlich nicht», sagte André zögernd.

«Hören Sie zu: Die BBC hat eine Landung der Alliierten noch für diesen Sommer angekündigt. Sie werden vermutlich nur ein paar Wochen versteckt bleiben müssen. Bruder Trocmé, Sie werden als Lebender gebraucht, nicht als Toter! Ich kann Ihnen versprechen: Die Kirche wird Ihr Gehalt an Ihre Frau auszahlen. Und sogar für die Kosten Ihres Verstecks werden wir aufkommen.»

Es war der Beginn einer Odyssee. Mehr als zehn Monate war André, der jetzt Monsieur Béguet hiess, unterwegs. Es stimmte, dass die Alliierten eine Landung in der Normandie vorbereiteten. Aber zu der kam es erst ein Jahr später, am 6. Juni 1944. Bis zum Frühjahr 1944 wechselte André von Versteck zu Versteck, genau wie Edouard Theis, dem man ebenfalls dringend geraten hatte, das Dorf zu verlassen. Ob es stimmte, dass auf beide ein Kopfgeld ausgesetzt war? Oder war es lediglich im Interesse der Maquisards, im Ort freie Hand zu bekommen, die beiden Pfarrer also mithilfe ihrer eigenen Kirche aus dem Weg zu schaffen, ohne ihnen etwas antun zu müssen? Auch das war denkbar. Le Chambon war nicht nur ein Knotenpunkt des gewaltfreien Widerstands, auch für die bewaffnete Résistance unter ihrem Führer Pierre Fayol – übrigens einem Juden – war das Dorf ein strategisch wichtiger Ort geworden.

Während André kreuz und quer durch das Gebiet der Ardèche und durch die Drôme zog, immer von Heimweh und zunehmend von Bandscheibenschmerzen geplagt, bildete Magda ein Zentrum der «Küchen-Résistance». Das Pfarrhaus bot weiterhin Unterschlupf und diente als Umschlagplatz für Informationen. Während André begann, ein umfangreiches theologisches Werk zu entwerfen, um nicht zu völliger Untätigkeit verdammt zu sein, war Magda als Fahrradkurier unterwegs.

«Die grossen politischen Ereignisse vermischten sich mit den kleinen Geschichten in der Gemeinde und Nachbarschaft», notierte Magda. «Im Grunde lebten wir mehrere Leben gleichzeitig. Da gab es die grosse Politik, die sich zwischen Deutschland und Frankreich auf den Schlachtfeldern abspielte, da waren Pétain und de Gaulle, die BBC und die Alliierten, auf die wir warteten. Und dann war da das Pfarrhaus mit seinen vielen kleinen Dramen: den Flüchtlingen, den Sorgen um das tägliche Brot. Und dann der Maquis, eine zweite Armee, die Züge entgleisen liess und deren Mitglieder sich als Vorkämpfer der Befreiung verstanden. Viele Schüler der École Cévenole gehörten dazu, auch angehende Theologen, und ihr Sportlehrer und zugleich Leiter der Pfadfinder war einer der Chefs.»

Anfang des Jahres 1944 litt nicht nur André unter Heimweh, auch sein mittlerer Sohn, der zwölfjährige Jacques, sehnte sich so nach seinem Vater, dass Magda beschloss, ihn in das Versteck zu bringen, in dem André sich gerade aufhielt. Es war ein Schloss bei Die in der Drôme. Jacques' Leistungen in der Schule waren ohnehin so schlecht geworden, dass es nur besser werden konnte, wenn André ihn selbst unterrichtete. Ein Treffen der Eltern wäre allerdings zu gefährlich gewesen. Deshalb begleitete Magda Jacot, wie er in der Familie genannt wurde, an einem Samstag nur bis Lyon, wo eine befreundete Familie wohnte. Am nächsten Morgen sollte André seinen Sohn dann am Bahnhof von Lyon treffen, um mit ihm gemeinsam weiterzureisen. Jacots Gepäck blieb solange am Bahnhof.

Alles funktionierte wie besprochen. «Ich war spät dran, aber ich musste nur noch Jacots Koffer bei der Gepäckaufbewahrung abholen», erinnerte sich André. «Bleib hier stehen, ich bin gleich wieder da», sagte ich ihm und rannte los. Der Zug nach Valence sollte in wenigen Minuten fahren. Plötzlich hörte ich, dass hinter mir jemand rief, aber ich bezog es nicht auf mich und rannte weiter. Doch dann stand ich Kopf an Kopf mit einem deutschen Soldaten, der vor Wut bebte und mir sein Gewehr mitten auf die Brust setzte. Und

hinter mir stand ein zweiter, genauso bedrohlich nah. Der Erste schob mich vor sich her, bis ich rückwärts in den vergitterten Polizeitransporter fiel. Sie nahmen meine Beine und stiessen mich vollends hinein, schlugen die Tür zu und verschlossen sie. Ich sass in der Falle!

Es schien mir völlig absurd: Jetzt war ich gefangen – nicht weil ich von der Gestapo gesucht wurde, sondern weil ich zu schnell gelaufen war. Ich würde verhört werden und ins Gefängnis kommen. Meine Papiere wiesen mich als ‚Béguet‘ aus, mit einem Geburtsort in Ich-weiss-nicht-wo. Ich würde gezwungen sein zu lügen – wegen so einem Blödsinn!»

Aber waren die falschen Papiere, strenggenommen, nicht auch schon eine Lüge? André hatte sie bis zu diesem Tag nie vorzeigen müssen. Mit ihnen ausgestattet zu werden, hatte er akzeptiert, aber nur, um keinen französischen Polizisten in die Gewissensnot zu bringen, den überall gesuchten Pfarrer an die Deutschen verraten zu müssen, wenn er seinen Ausweis zu Gesicht bekam. Aber jetzt würde er vor deutschen Soldaten Rede und Antwort stehen müssen. Nein, er konnte und wollte sich nicht quälen. Er würde einfach sagen: «Ich heisse gar nicht Béguet. Ich bin Pfarrer Trocmé.»

«Schon der Vorsatz, die Wahrheit zuzagen, beruhigte mein Gewissen», notierte er später. «Wenn Gott wollte, konnte er mich wie Jona aus dem Bauch des Fisches ziehen. Wenn nicht, dann wollte ich mich ihm nicht widersetzen. Aber Jacot! Der arme Jacot wartete vergeblich auf mich! Ich musste ihm wenigstens den Zettel von der Gepäckaufbewahrung geben, damit er an seinen Koffer kam. Durch das kleine vergitterte Fenster rief ich einen Soldaten, der Wache stand: ‚Pssst. Hören Sie mal!‘ Wie gut, dass ich Deutsch konnte! ‚Mein Sohn, ein blonder, grosser Zwölfjähriger, wartet vor dem Bahnhof auf mich. Rufen Sie ihn bitte zu mir. Ich muss ihm sagen, was er tun soll, wo ich jetzt doch verhaftet bin.‘

«Erzählen Sie keine Geschichten. Warum sind Sie denn so gerannt?»

„Um einen Koffer abzuholen. Wir wollten noch den Zug nach Valence kriegen. Schauen Sie doch, hier ist der Zettel mit der Gepäcknummer.“

„Sie wollten also nicht der Razzia entgehen?“

«Welcher Razzia?»

«Haben Sie etwa nicht gemerkt, dass der Bahnhof von Polizei umstellt ist?»

«Nein, ich hatte es eilig.»

«Sie haben also die Absperrung durchbrochen, ohne es zu merken? Das glauben Sie doch selber nicht!»

«Es ist aber die Wahrheit.»

«Das werden wir ja gleich sehen», sagte er und liess mich aus dem Auto steigen. «Aber versuchen Sie nicht zu fliehen. Dann sind Sie tot.»

Mit dem Gewehr zwischen den Schulterblättern wurde ich Richtung Bahnhof geschoben. Hoffentlich war Jacot noch da!

Aber da stand er und winkte mir erleichtert zu. Was der Mann hinter meinem Rücken nicht wissen konnte: Jacot dachte, ich hätte den Soldaten eingespannt, um unser Gepäck zu tragen. Das hatte Magda am Bahnhof von Valence tatsächlich mal gemacht. «Dann sind sie wenigstens einmal zu etwas nütze», hatte sie gesagt, als ich ihr Vorwürfe machen wollte.

«Ich bin verhaftet, Jacot», erklärte ich ihm.

«Papa! Papa! Was sollen wir machen?» Jacot war verzweifelt. Er schrie, er weinte. Und so kehrten wir zu dritt zum Auto zurück. Der Offizier sah das Kind, blond, schön, in Tränen aufgelöst.

«Es stimmt also», sagte er zu mir. Und zur Wache: «Bringen Sie ihn zum Kontrollpunkt am Gleis. Aber behalten Sie ihn im Auge!»

Die Ausweise der Abreisenden wurden kontrolliert, die Ausweise der Ankommenden nicht. Die Schlange der Abreisenden kam nur langsam voran, während sich André überlegte, wie er dem Kontrolleur erklären solle, warum er Béguet, sein Sohn aber Trocmé hiess. Solange der Soldat weiter hinter ihm stand, konnte das nicht gelin-

gen. Eine Säule wurde ihre Rettung. Während der Soldat begann, sich mit Kollegen zu unterhalten, nutzten André und Jacot seine kurze Unaufmerksamkeit und verschwanden hinter der Säule. Von dort konnten sie sich unauffällig in eine Gruppe von Reisenden einfügen, die ankam und deshalb nicht an der Kontrolle vorbeimusste.

«Wir gingen die Stufen hinunter und stiegen in die Strassenbahn. Eine Viertelstunde später waren wir im Gottesdienst. Ich nahm das Gesangbuch und sang wie noch nie in meinem Leben. Es war Sonntag, und ich war frei! Frei, ohne gelogen zu haben. Ich war dem Tod entkommen! Und wer hatte mich gerettet? Mein Sohn, dessen Tränen das Herz eines Offiziers erweicht hatten. Gott, der durch eine Verkettung von Umständen unsere Flucht möglich gemacht hatte. ‚Er will also nicht, dass ich jetzt schon sterbe‘, sagte ich mir.»

«Die Zeit mit meinem Vater im Versteck war eine der schönsten Zeiten meines Lebens», erinnerte sich Jacques als Erwachsener. «Keine Gemeinde, keine Brüder, keine Schwester, keine Mutter. Nur wir zwei.»

André schrieb in dieser Zeit ein Glaubensbekenntnis, ein eigenes, ganz kurzes, das eine Hoffnung ausdrückte, die ihn trotz allem nicht verlassen hatte:

«Ich glaube an die Existenz, den Wert und die Freiheit der Person.

Ich glaube an die Existenz und den Wert der grossen Ideale.

Ich glaube, dass nur eins wirklich gut ist: das, was Jesus Christus gelehrt hat.

Ich glaube, dass das innere Leben durch den Tod nicht ausgelöscht wird.

Ich glaube, dass am Ende das Gute über das Böse siegen wird.»

Was konnte er selbst für den Sieg tun? Nicht für den grossen Sieg am Ende der Zeit, aber vielleicht doch für den Sieg über die gegenwärtige Barbarei, auf den sie alle so sehnlich warteten?

Geduldig sein. Hoffen. Beten. Es war nicht leicht.

Gerade mal drei Kilometer von Le Chambon entfernt sass auch ein Mann an seinem Tisch und schrieb. Er war einer der Vordenker der französischen Résistance, und er sass in einem alten Landgut und schrieb an einem Werk, das ihm nach dem Krieg den Nobelpreis für Literatur einbringen würde. Aber dass er dort sass, wusste so gut wie niemand im Dorf. André und Magda wussten es jedenfalls nicht. Albert Camus war schon im August 1942 mit seiner Frau Francine von Oran im Norden Algeriens nach Panelier gezogen, um hier die Sommerferien zu verbringen. Camus litt an einer Tuberkulose, die bereits beide Lungenflügel befallen hatte, und sein Arzt hatte ihm dringend geraten, sich wenigstens für den Sommer vom heissen Algerien zu verabschieden und in die Kühle des Zentralmassivs überzusiedeln. Das grosse Haus in Panelier gehörte Francines Familie, und von hier aus machte sich Camus alle zwei Wochen zu einer Pneumothorax-Behandlung nach Saint-Etienne auf. Nicht nur der Weg dorthin war beschwerlich, auch die verdreckte Industriestadt deprimierte ihn jedes Mal aufs Neue. Mit dem Schreiben kam Camus jedoch gut voran. Er hatte mit einem Roman begonnen, für den ihm ein Konzept, aber noch kein Titel vorschwebte.

Anfang Oktober reiste Francine zurück nach Oran. Sie war Lehrerin und musste zum Schuljahrsbeginn zu Hause sein. Camus wollte seiner Gesundheit zuliebe noch einen Monat länger bleiben und dann nachkommen. Doch Anfang November wurde Nordafrika von britischen und amerikanischen Truppen besetzt, und eine Reise von Frankreich nach Algerien war plötzlich unmöglich. Camus sass in Panelier fest – ein ganzes Jahr. Er fühlte sich im von Nationalsozialisten beherrschten Frankreich wie in einer Falle. Getrennt von seiner Frau, getrennt von seiner Heimat und allen Freunden. Diese braune Pest hielt ihn wie auf einer Isolierstation. Ein Gedanke, der ihn, gerade mal drei Tage nach der Invasion der Alliierten in Algerien, auf die zündende Idee für sein Buch brachte:

«Die Pest!

Sie sind wie die Ratten!»

Auf einem Hof in der Nähe

von Panelier traf er sich

mit einem Juden, der sich

dort versteckt hielt. André

Chouraqui, ein unglaublich

gelehrter junger Mann, war

eigentlich Jurist, befasste

sich aber mit zwei riesigen

Übersetzungsprojekten:

In 26 Bänden übertrug er

die hebräische Bibel ins

Französische und machte

sich dann an eine Überset-

zung des Korans. Mit Camus diskutierte er die Bedeutung der Pla-

gen, die den unbeugsamen Pharao als Strafe Gottes trafen, und tat-

sächlich erhielt die englische Fassung der «Pest» später den Titel

«The Plague».



Bild: © Ariane Tuffrau

*Doktor Le Forestier (rechts) im
August 1944 an der Kirche*

André ahnte nichts von Camus' Anwesenheit in seiner Nähe, aber Camus kannte sehr wohl die Bedeutung des Ortes, in den es ihn verschlagen hatte. Und er kannte auch die wichtigen Figuren von Le Chambon – und liess sie, nur wenig versteckt, in seinem Roman auftreten. Die Ortsbezeichnung Panelier verwandelte er in Paneloux, den Namen des Pfarrers, der wie André in einer entscheidenden Predigt zu Beginn der Pest eine Deutung der Seuche wagt. Aus Doktor Riou, einem Kollegen von Le Forestier, wurde der Doktor Rieux des Romans, der jedoch die Charakterzüge von Le Forestier trägt. Und Grand, ein Bauer aus Panelier, liess dem Rathausangestellten von Oran seinen Namen. Dieser Joseph Grand verkörpert die schlichte Ethik einfacher Leute, die «ohne grosses Theater» das Richtige tun. Er steht für die über das ganze Plateau verstreuten Menschen, die ungeheure Risiken auf sich nahmen, um dann ach-



*Jean-Pierre und Nelly Trocmé
(Sommer 1944)*

*Das Grab von Jean-Pierre
Trocmé*

selzuckend zu sagen: «Was war das denn schon Besonderes? Das hätte doch jeder getan.»

Auch sich selbst porträtierte Camus in seinem Buch, das er selbst nicht «Roman», sondern «Chronik» nannte: Rambert, der Journalist, ist der Einzige, der die Pest überlebt und die Frau wiederfindet, von der er durch die Katastrophe getrennt wurde.

Dennoch ist es die Absurdität aller Geschehnisse, die in der «Pest» den Ton angibt und sich zum Schluss in mehreren Todesfällen manifestiert, die Camus aus dem massenhaften Sterben heraushebt. Paneloux, der Pfarrer, der in allem einen Sinn sehen wollte und die Gemeinde, ganz wie André und Edouard zu Beginn des Vichy-Regimes, zu Demut und Reue aufforderte, dieser Pfarrer muss am Ende den qualvollen Tod eines Kindes mit ansehen. «Der Unschuld sind die Augen ausgestochen worden.» Paneloux verändert sich. Er weiss jetzt, dass er «nicht in das Herz Gottes schauen» kann.

Anfang Juli 1944 starb die 17-jährige Manou Barraud, eine Freundin von Jean-Pierre, Magda und Andrés ältestem Sohn. Ihre Mutter hatte jungen Maquisards Unterschlupf gewährt. Einer von ihnen, ungeübt mit Waffen wie sie alle, hatte sein Gewehr ungesichert in eine Schublade gelegt. Ein Schuss löste sich und traf das Mädchen tödlich.

Am 13. August 1944 starb Jean-Pierre, auch er auf denkbar absurde und tragische Weise. Am Vorabend, einem Samstag, war im Saal neben der Kirche ein Künstler aufgetreten. In einer Ein-Mann-Show hatte er bekannte Gedichte und Fabeln rezitiert und dargestellt. Eins der Gedichte war die berühmte «Ballade der Gehenken» von François Villon, und während er sie rezitierte, mimte er einen Mann, der an einem Seil hängt und dessen Körper vom Wind hin und her geschaukelt wird. Das Publikum war hingerissen. Besonders Jean-Pierre mit seinen vierzehn Jahren hatte einen Sinn für diesen buchstäblichen Galgenhumor. Er, der Künstler in der Familie, der selbst Gedichte schrieb und wunderbar Klavier spielte, kannte das Gedicht auswendig und sprach es leise mit. Am Sonntag nahm er eine Paketschnur, befestigte sie im Badezimmer am hohen Wasserbecken der Toilettenspülung und spielte die Szene vor dem Spiegel nach. Dabei fiel er über den Toilettensitz. Als Magda ihn fand, hatte er die Kordel um den Hals, die Füße auf dem Boden, sein Genick war gebrochen.

Genau eine Woche später starb Doktor Le Forestier auf Befehl von Klaus Barbie bei einer Massenerschiessung im Gestapo-Gefängnis von Lyon. Der lebenslustige, frisch verheiratete Mann, der in Lambarene mit Albert Schweitzer gearbeitet hatte, bevor er nach Le Chambon kam, wurde ermordet, weil er nicht nur Chambonnais und Flüchtlinge, sondern auch Maquisards medizinisch versorgt hatte. Dabei hätte er die Möglichkeit gehabt zu fliehen. Doch er hatte versprochen, noch weiteren Verwundeten zu helfen – deutschen Verwundeten.

Eine weitere Woche später rollten Militärfahrzeuge durch Le Chambon. Die Soldaten warfen kleine Geschenke aus den Fenstern, während die Kinder neben den Wagen her rannten und Kaffeepäckchen, Bonbons, Schokolade und kleine Konservendosen von der Strasse auflasen.

«Wir sind frei! Wir sind frei!» Die Freude der Chambonnais war grenzenlos.

«Frei?» André freute sich auch. Mit diesem Tag konnte er wieder ungehindert als Pfarrer arbeiten. «Aber frei waren wir doch immer!»

Weitwinkel

VON SAN FRANCISCO
BIS HANOI, 1945-1996

Versailles, 7. April 1958

«Liebe Nelly, lieber Jacot, lieber Daniel,

seit heute Morgen um ein Uhr bin ich 57 Jahre alt. Das ist kein besonders herausgehobenes Alter, aber da Maman und ich zum ersten Mal seit vielen Jahren an meinem Geburtstag zusammen sind und gemeinsam feiern, schreibe ich euch heute mal einen etwas feierlichen Brief. (...) Ich mache mir keine Illusionen: Meine Geburt war ein winziges Ereignis im grossen Strom der Geschichte, der Generationen von Menschen in tausenden von Jahren mit sich führt. Oft habe ich mich ‚kneifen‘ müssen, um zu merken, dass es mich wirklich gibt und dass das, was ich gerade erlebe, real und ernst ist. Es ist nun mal meine Art, pausenlos über das Leben, den Tod, die Leute und Dinge nachzudenken, dabei zu verallgemeinern, zu versuchen zu ergründen... Das ist mein grösstes Vergnügen und eine ständige Versuchung. Zum Glück habe ich eine Frau geheiratet, die ultra-gegenwartsbezogen ist, für die das Leben, die Leute und Dinge immer ganz präsent sind und die mich aus meinem etwas sterilen und egoistischen Nachdenken herausgerissen hat.»

André füllte mehrere Seiten mit einem – erstaunlich früh verfassten – Rückblick auf sein Leben. Seine Kinder waren erwachsen und hatten sich über Europa und die USA verteilt. Was Magda und er ihnen mitgeben wollten, hatten sie ihnen mitgegeben. Aber es drängte André doch, einige Dinge noch einmal zusammenzufassen, so wie er sie jetzt, mit grossem Abstand, sah. Er sprach vom «Spiel des Lebens: heiraten, Kinder bekommen, sich selbst vergessen» und davon, dass er immer von einem Rückzugsort geträumt hatte, an den er aber nie gelangt war. Selbst jetzt, dreizehn Jahre nach Ende des Krieges, beschrieb er sich in diesem Brief als jemand, der sich immer mitten im Strudel befand – und seine Kinder grüsste, denen es bereits genauso ging. War das schlimm? Nein, nicht für jemanden, der über sich selbst lächeln konnte.

«Es bleibt mir nicht viel Zeit, um das zu tun, was ich auf der Erde noch zu tun habe. Ich habe nicht grossartig was getan. Vielleicht habe ich ja ein bisschen dazu beigetragen, die Engstirnigkeit eines gewissen französischen Protestantismus überwinden zu helfen.»

Mehr als alles andere war dieser Brief jedoch ein Loblied auf Magda und auf den «Glücksfall», den die Ehe mit ihr für Andrés Leben darstellte.

«Auch als es um unsere Heirat ging, musste ich mich ‚kneifen‘. Das Risiko schien mir enorm! Ich war mir meiner Sache überhaupt nicht sicher, obwohl ich sehr verliebt war. Mitten in diesem seltsamen Jahr in New York haben wir uns verlobt. Damals träumte ich mit offenen Augen. Aber Maman hatte die Füsse fest auf dem Boden, und der erste Dienst, den sie mir erwies, war der, mir zuzurufen: ‚Hej, ich bin da! Mich gibt es wirklich! Wach auf!‘ Ich habe einige Jahre gebraucht, um aufzuwachen, und das war manchmal unangenehm, denn die Anwesenheit eines anderen ist störend. Seine Ansprüche und sein Charakter (den wir im Vergleich zu unserem immer schlechter finden) behindern den grossartigen Monolog, den wir so gern ganz allein bestreiten würden.

Mit Mitte dreissig habe ich gekämpft, um meinen ‚christlichen Traum‘, den ich nicht aufgeben wollte, in Übereinstimmung mit den Realitäten des Lebens zu bringen, besonders mit der Anwesenheit von vier Wesen aus Fleisch und Blut: Nelly, Jean-Pierre, Jacot und Daniel. Doch dabei habe ich die grosse Entdeckung gemacht: Jeder andere existiert genauso wie ich, ist genauso einzigartig und wichtig wie ich. Jetzt wusste ich, was lieben heisst: einen anderen betrachten, wie man sich selbst betrachtet, sich in seine Lage versetzen, statt zu träumen, dass man ihn liebt. Ihm dienen. Und so habe ich gemerkt, dass Maman, bei allen Anforderungen, die sie stellte, in der Praxis immer die Liebendere war, also die Christliche. Von Jispa ganz zu schweigen...

Der Krieg hat uns, so seltsam das klingt, das gebracht, was uns fehlte: Bei dem Versuch, Leben zu retten, haben wir endlich Traum und Wirklichkeit miteinander versöhnt. Die Wahrheit Gottes, das ist der Andere, der andere Mensch, der Jude, den man versteckt, während man an seiner Stelle ein gewisses Risiko auf sich nimmt. Alle Wesen wurden mir kostbar.

Doch dann starb Jean-Pierre, und ich war wie ein Baum, dessen Krone vom Blitz zerstört wurde, während Maman, um nicht zu weinen, sich halbtot arbeitete. Ich konnte mich nicht damit trösten, wie andere das tun, dass auch dieses Leben vollendet war. Mein kleiner Jean-Pierre hatte nicht sein Leben.»

Nichts beschönigen. Aber auch nicht resignieren. Auch im politischen und kirchlichen Leben war nach dem Krieg nicht alles wieder in Ordnung. Die Racheakte der Maquisards an denen, die ihnen die Unterstützung versagt oder sie verraten hatten, standen in ihrer Brutalität kaum den Gräueln nach, die das Plateau während des Kriegs erlebt hatte. Kaum waren die Besatzer fort, wurde gnadenlos abgerechnet.

André versuchte zu vermitteln, zu besänftigen, Gespräche in Gang zu bringen. Und auch an einer anderen Stelle bemühte er sich zu versöhnen: Schon gegen Ende des Kriegs hatte er begonnen, Gottesdienste mit deutschen Kriegsgefangenen zu feiern, die nicht

weit von Le Chambon in einem Lager festgehalten wurden. André predigte auf Deutsch, doch gerade das sah man selbst in seiner eigenen Gemeinde mit Misstrauen. Woher sollte man wissen, was André den Gefangenen erzählte? Er war doch selbst ein halber «boche», wie die Deutschen abschätzig genannt wurden.

Die hundertzwanzig Kriegsgefangenen waren der schrecklichsten Verbrechen angeklagt, und bewacht wurden sie von genau den französischen Polizisten, die bis vor Kurzem selbst dem Vichy-Regime, also indirekt den deutschen Befehlen gehorcht hatten. Die Bewacher waren selbst Gedemütigte, Menschen, die sich schämten. In der Gegend der Ardèche hatten sich Polizisten in einer ähnlichen Lage durch Lynchmorde an deutschen Gefangenen gerächt. Auch in Le Chambon war die Atmosphäre extrem angespannt, und André versuchte, die Situation durch ein Entgegenkommen zu entschärfen: Fräulein Höfert, die Deutschlehrerin der École Cévenole, stellte zwei schriftliche Fassungen jeder Predigt her, eine deutsche und eine französische, und André hielt am Sonntagvormittag in der Kirche von Le Chambon genau dieselbe Predigt wie am Sonntagnachmittag im Lager, und zwar jeweils in Anwesenheit eines zweisprachigen Zeugen. Wenn sie ihm nicht vertrauten, dann sollten sie ihn ruhig kontrollieren. André entschied sich für eine Predigtreihe zu den Zehn Geboten und entwickelte dabei eine Art Glaubensgrundkurs – der allerdings auf beiden Seiten auf Ablehnung stiess. Im «Tempel» sassen viele Maquisards, die nur gezwungenermassen ihre Waffen im Vorraum ablegten, weil André nicht duldete, dass sie bewaffnet in den Kirchenbänken sassen. «In der Theorie ist das Evangelium wunderbar. Aber in der Praxis... Denken Sie an die Massaker und an die Gaskammern! Erzählen Sie das alles ruhig den Deutschen.» Mit solchen Sätzen wurde er nach dem Vormittagsgottesdienst verabschiedet. Am Nachmittag hiess es dann: «Uns brauchen Sie das nicht zu predigen! Erzählen Sie das lieber Ihren Freunden, den Kommunisten! Sie werden eines Tages noch



André Trocmé in seinem Büro in Genf (Dezember 1960)

dankbar sein, wenn wir Sie vor den Kommunisten bewahren.»

So fand sich André schon 1945 dort wieder, wo auch vor dem Krieg sein Platz gewesen war: zwischen allen Stühlen. Und dort blieb er, egal wo er sich in den nächsten Jahrzehnten befand. Wie viele «Erfolge» er auch feierte, wie viele Städte in der ganzen Welt er bereiste, wie viele Menschen in Tokio, Stockholm, Algier oder Tel Aviv seinen Vorträgen lauschten und wie viele Ehrungen er entgegennahm: Die Reformierte Kirche von Frankreich hielt ihn weiterhin für imbecill und schwer vermittelbar. Nachdem André und Magda einige Jahre von Versailles aus für den Internationalen Versöhnungsbund gearbeitet hatten, nahm André deshalb eine Pfarrstelle in Genf an, und Magda begann wieder als Italienischlehrerin an einem Gymnasium zu unterrichten. In Saint-Gervais, einer Gemeinde in der Nähe des Genfer Hauptbahnhofs, tat André von 1960 bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1970 Dienst als Pfarrer, auch wenn er weiter ein unermüdlich Reisender blieb. Frieden und Ge-



Im November 1949 trifft Magda Trocmé den letzten Generalgouverneur Indiens C. Rajagopalachari sowie die spätere Ministerpräsidentin Indira Gandhi

waltlosigkeit, dieses Thema bewegte ihn buchstäblich. Mal reiste er gemeinsam mit Magda, mal reisten sie unabhängig voneinander.

Und was wurde aus dem Traum, gemeinsam Indien zu besuchen, um Mahatma Gandhi persönlich kennenzulernen? Magda und André hatten ihn nicht vergessen, und beinahe wäre er wahr geworden. Immer wieder mal waren die Hochzeitsreisepläne von 1926 zur Sprache gekommen. Doch in den ersten Nachkriegsjahren drängte sich anderes in den Vordergrund: Die *École Cévenole* stand finanziell schlecht da, und angesichts der desolaten Lage in Europa brauchte man mit dem Spendensammeln gar nicht zu beginnen. Also reiste André schon Ende des Jahres 1945 in die USA und warb um Unterstützung für die Schule. Tatsächlich fand sich ein Kreis von «American Friends of Collège Cévenol», der das langfristige Überleben der Schule sicherte.

André's grösster Wunsch war es jedoch, Deutschland wiederzusehen – das «Land der Täter» und Land seiner Mutter, mittendrin das kleine Petzen, der Sehnsuchtsort seiner frühen Kindertage. Erst bei seiner zweiten Deutschlandreise, 1949, konnte er beobachten, dass sich dort die Zungen lösten und erste selbstkritische Fragen gestellt wurden: «Was wussten wir – und was hätten wir wissen können?», «Warum gab es so wenig Protest?», «Warum war die Bekennende Kirche so klein?».



André Trocmé 1958 in Hiroshima, Japan, mit Patenkind Kozo Tanaka Kokutaijmachi

«Zuallererst muss man den Kindern beibringen, dass Konformismus und Angst die Sünden sind, die am schwersten wiegen», schrieb er im Rückblick auf diese Reise. «Eine Interpretation der Zehn Gebote, die die Sünde auf das reduziert, was dem familiären oder persönlichen Wohlbefinden abträglich ist, geht doch völlig in die Irre. Der Nonkonformismus aus Gewissensgründen ist die erste Pflicht eines Menschen, der Jesus nachfolgt.

Die Sünde, die an zweiter Stelle steht, ist die Komplizenschaft mit der Ungerechtigkeit, die Ausbeutung, die Erniedrigung des anderen, das Verschweigen des Unrechts, dessen, wofür unsere Gesellschaft sich schämen muss.»

Erst dann kam Indien wieder in den Blick – doch inzwischen war Gandhi tot. Als Vertreterin Frankreichs bei einem Weltfriedensforum reiste Magda dennoch nach Indien. Und sie begegnete Gandhis Schülern, die durch die Ermordung des Meisters gerade zu «Wai-

sen» geworden waren. Ein unvergessliches Erlebnis, das Magda dazu bewegte, fast ein halbes Jahr in Indien und dem gerade erst gegründeten Pakistan zu verbringen, während André durch andere Teile der Welt reiste, darunter Japan und Indochina (heute Laos, Kambodscha und Vietnam). In zahlreichen, ausführlichen Briefen schilderten die beiden einander ihre Reiseerlebnisse und Beobachtungen.

Immer wieder kreisten Andrés Gedanken um die Entwicklung Deutschlands. «Der Idealismus der deutschen Jugend ist nicht tot», schrieb er. «Sie sind durchaus bereit, sich wieder für eine grosse Sache zu begeistern. Aber die protestantische Kirche bietet ihnen nichts als einen sehr theologischen und sehr abstrakten Glauben. Man müsste die Möglichkeit haben, ein Dutzend engagierte junge Christen mit einer ausgewogenen, pazifistischen Überzeugung nach Deutschland zu schicken. Sie würden eine reiche Ernte einfahren.»

Magda überlegte 1949 in einem Brief aus Indien: «Godse, Gandhis Mörder, ist genau wie sein Komplize Apte gleich am nächsten Tag, am 15. November, gehängt worden. Was hätte Gandhi dazu gesagt?»

Weiter ging es um die Welt. Vier Jahre später schrieb Magda aus Pennsylvania in den USA: «Ich habe mit meinem Guide zwei Bauernhöfe der Amish besucht und mich plötzlich wie in einem Darbysten-Haushalt auf dem Plateau gefühlt. Die gleiche strenge Einfachheit, der gleiche rohe Holztisch ohne Tischdecke, die gleiche Sauberkeit.»

Auch André reiste durch die USA: «Ich habe das Gefühl, dass das Wort ‚Krieg‘ hier ein Abstraktum ist, etwas, an das man sich gewöhnt hat. In Europa ist es ein furchteinflössendes Wort, das eine Geissel der Menschheit bezeichnet – und vor der man resigniert.»

Genau das wollte André nicht. Er suchte überall Verbündete, und er fand sie, jenseits aller Zäune und ideologischen Vorbehalte. 1957 gründete er zusammen mit deutschen Mennoniten EIRENE, um jungen Männern, die den Militärdienst in Marokko verweigern



1957 spricht Magda Trocmé (begleitet von Jispa, links) zu einer Gruppe junger deutscher Pazifisten im Maison de la Réconciliation in Versailles

wollten, einen Zivildienst zu ermöglichen. Es folgten neue Themen und neue Aufgaben, ohne dass Magda und André die alten aus den Augen verloren. In den sechziger Jahren stand die Emanzipation der schwarzen Amerikaner im Zentrum ihrer Aufmerksamkeit, und Magda sprach in den USA bei riesigen Versammlungen an der Seite von Martin Luther King. Es folgte das Engagement in der beginnenden Anti-Atomkraft-Bewegung. Die beiden waren inzwischen pensioniert, konnten also erst recht alles tun, was ihnen wichtig erschien. Doch wurden sie nicht auch älter? Spürten sie keine Müdigkeit?

«Mit zunehmendem Alter muss man tolerant werden», schrieb André seiner Tochter Nelly in einem Brief zu ihrem vierzigsten Geburtstag. «Sonst schliesst man sich vom Rest der Menschheit ab und wird ein Sauertopf. Man muss lernen, über sich selbst zu lachen, über die Fehler, die man ja inzwischen gut kennt, über das eigene faltige Gesicht, über die Beschränkungen, die dazu führen,

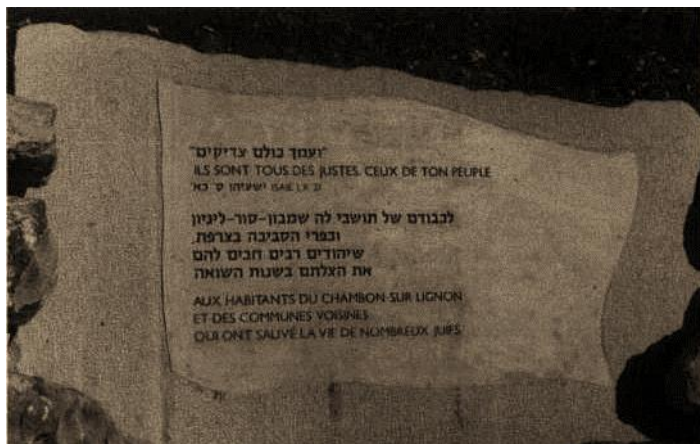


Magda Trocmé (1974)

dass man kein anderer mehr werden kann als der, der man schon geworden ist. Und vor allen Dingen muss man für andere leben, aus freien Stücken, ganz bewusst, denn diejenigen, die im reiferen Alter am instinktiven Egoismus ihrer Jugend festhalten, haben keine Zukunft. Seine Grenzen kennen und nicht vergessen, dass man sich immer wieder neu

mit ‚Brennstoff‘ versorgt, indem man anderen zuhört und in ihren Worten, ihrem Mut und ihrem Glauben ein Vorbild findet, dem man folgen kann.»

Dabei waren Magda und André ja selbst längst Vorbilder geworden, die anderen «Brennstoff» lieferten. Im Januar 1971 sollte André in Israel die Medaille eines «Gerechten unter den Völkern» verliehen werden. Aber das wollte er nicht. Wenn man denn unbedingt das, was in Le Chambon geschehen war, ehren wolle, dann solle die Feier in Le Chambon stattfinden und die Medaille dem ganzen Ort, ja dem ganzen Plateau zuerkannt werden. Man einigte sich auf einen Termin im Mai, doch da war André schon zu krank, um zu reisen. Sein altes Bandscheibenleiden beeinträchtigte ihn so, dass er sich in einem Genfer Krankenhaus operieren liess. Durch einen ärztlichen Kunstfehler missglückte die Operation, zwei weitere Operationen folgten, doch André blieb querschnittsgelähmt. Fünf Wochen verbrachte er teils im Bett, teils im Rollstuhl. Dennoch predigte er bei Krankenhaushottesdiensten für seine Mitpatienten und machte sich daran, endlich das Buch zu schreiben, dessen Gerüst er schon während des Kriegs im Versteck entworfen hatte. Am 5.



Gedenkstein in Yad Vashem zu Ehren der Einwohner von Le Chambon und der umliegenden Dörfer

Juni 1971 starb er überraschend an einer Lungenembolie. «Ich hatte ein gutes Leben», hatte er bei seinem letzten Gespräch mit Nelly gesagt. «Aber bevor ich sterbe, würde ich doch sehr gern noch wissen, wie die Israelis und die Palästinenser ihre Probleme gelöst kriegen.»

Als er eine Woche nach seinem Tod in Le Chambon zu Grabe getragen wurde, nahm Magda an seiner Statt die Medaille des «Ge-rechten unter den Völkern» in Empfang.

Nach Andrés Tod zogen Magda und Jispa nach Paris. Von dort aus führte Magda ihre zahlreichen Aktivitäten weiter. Doch in jedem Sommer machte sie eine grosse Pause und reiste mit Jispa für einen ganzen Monat nach Le Chambon. Dann nahm Magda einen Hocker und setzte sich am Sonntagmorgen nach dem Gottesdienst vor die Kirchentür, um jeden, der die Kirche verliess, zu verabschieden. Und wenn am Mittwoch Markt war, setzte sie sich mit ihrem Hocker auf den Marktplatz, um alle Marktbesucher zu begrüßen.



Im Mai 1981 erhält Magda Trocmé die Ehrendoktorwürde der Universität Haverford, Pennsylvania

Dreimal noch reiste Magda in die USA: 1981 flog sie nach Pennsylvania, um die Ehrendoktorwürde der Universität von Haverford entgegenzunehmen – im Namen aller Einwohner von Le Chambon und der benachbarten Ortschaften. Mit ihr wurde eine zweite, ebenfalls schon sehr alte Frau geehrt: Rosa Parks, die Frau, die sich 1955 geweigert hatte, ihren Platz im Bus für einen weissen Fahrgast zu räumen, ein Leitstern am Himmel der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung. Die Medaille der «Gerechten unter den Völkern», die auch Magda schliesslich erhielt, nahm sie 1984 nicht mehr in Israel, sondern in der israelischen Botschaft in Paris entgegen. «Aber nicht für mich, sondern stellvertretend für das Plateau», betonte sie. Noch im selben Jahr reiste sie nach Washington, um zusammen mit Elie Wiesel an einer Friedenskonferenz teilzunehmen. Ihre dritte Reise in die USA führte sie 1986 zu Nelly und den amerikanischen Enkelkindern.

In den letzten Jahren lebte Magda bei ihrem Sohn Jacot in der Nähe von Paris. Kurz vor ihrem 95. Geburtstag, am 10. Oktober



Magda Trocmé mit Elie Wiesel (links), Carol Rittner und Philip Hallie (September 1984, Washington)

1996, starb sie dort. Ihre Asche wurde im Sommer 1997 im Familiengrab in Le Chambon bestattet. Die Kinder, zehn Enkel und zahlreiche Urenkel, Verwandte aus Italien, Schweden, Deutschland und den USA, dazu viele Bürger von Le Chambon verabschiedeten sich mit einem fröhlichen Fest von einer Frau, die eine Legende geworden war.

Was Magda wichtig war und was sie weitergeben wollte, hatte sie schon lange vor ihrem Tod in nur zwei Sätzen zusammengefasst und handschriftlich auf Karten geschrieben – eine für jedes Kind und jedes Enkelkind, Nun, nach ihrem Tod, wurden die Karten verteilt, und alle lasen denselben Text:

«In uns verwurzelt fände sich nicht ein Ideal, eine Hoffnung, das Bedürfnis nach Gerechtigkeit, Wahrheit und Liebe, das wir alle in uns spüren, egal, welcher Religion oder Kultur wir angehören, wenn es nicht irgendwo eine Quelle der Hoffnung, der Gerechtigkeit, der Wahrheit und der Liebe gäbe. Diese Quelle ist es, die ich ‚Gott‘ nenne.»

Eine Quelle, die ein ganzes Leben lang Kraft und Motivation geschenkt hatte. Wenn André nach seiner und Magdas Rolle im Widerstand und in der weltweiten pazifistischen Bewegung gefragt worden war und wenn die Leute sich gewundert hatten, welche Energie die beiden antrieb, dann hatte er immer eine kleine Geschichte erzählt: die Geschichte vom Mönch und dem Vogel.

«Ein buddhistischer Mönch sass am Ufer des Gelben Flusses und beobachtete erstaunt eine Taube. In regelmässigen Abständen tauchte der Vogel sein Gefieder ins Wasser und erhob sich dann mit wassersprühenden Federn in die Luft. Bis er wiederkehrte.

„Warum machst du das?“, fragte der Mönch die Taube.

„Siehst du nicht den Rauch am Horizont?“, antwortete sie.

„Dort ist ein Waldbrand. Ich versuche ihn zu löschen“.

Der Mönch lachte laut auf. „Und du glaubst, dass du kleiner Vogel irgendwas bewirkst?“

„Das weiss ich nichts sagte die Taube. „Aber ich weiss, dass ich es tun muss.“

Was wurde aus...?

... Nelly?

Nelly ging als Au-pair-Mädchen in die USA, studierte und heiratete dort und arbeitete lange Jahre als Französischlehrerin. Nelly ist Mutter von drei Kindern und lebt heute in St. Paul bei Minneapolis/Minnesota. (Übrigens ist sie das Mädchen auf dem unteren Bild auf dem Umschlag dieses Buches, das an der Hand des Vaters geht.)

... Daniel?

Daniel ging zum Studium in die USA, heiratete eine Schwedin, wurde Vater von zwei Kindern und starb 1962 in Denver.

... Jacques (genannt Jacot)?

Auch Jacques studierte in den USA, heiratete eine Amerikanerin, zog dann aber mit ihr zurück nach Europa, in die Nähe von Paris. Heute lebt er in Südfrankreich.

... Jispa?

Sie blieb auch nach Andrés Tod bei Magda und lebte als engste Freundin an ihrer Seite – 43 Jahre lang. Sie starb 1989 im Alter von 96 Jahren und wurde im Familiengrab der Trocmés bestattet.

... der Familie Theis?

Edouard Theis blieb bis zum Eintritt in den Ruhestand (1964) Rektor der École Nouvelle Cévenole. Er starb 1984, seine Frau Mildred bereits 1973. Um ihre Töchter vor dem Kriegsgeschehen in Frankreich zu bewahren, hatte eine Freundin der Familie schon 1940 sechs der Töchter in die USA, die Heimat der Mutter, mitgenommen. Nur die zweitjüngste Tochter, damals drei Jahre alt, und die jüngste, die erst einen Monat nach der Abreise der grossen Schwestern geboren wurde, blieben bis zum Ende des Kriegs in Frankreich. 1945 kamen vier der Töchter aus den USA zurück nach Le Chambon. Die beiden ältesten hatten bereits mit einem Studium begonnen, heirateten in den USA und leben bis heute dort. Die anderen blieben in Frankreich. Eine der Töchter ist verstorben.

... Marc Boegner?

Nach dem Krieg stellte sich heraus, dass es Boegner gewesen war, der mit seinem guten Draht zur Regierung in Vichy die Freilassung von André, Edouard Theis und Roger Darcissac aus dem Lager in Saint-Paul d'Eyjeaux bewirkt hatte. Als die Alliierten Pétain vor Gericht stellten, sagte Boegner zu dessen Gunsten aus. Bis zum Schluss vertrat er, der nicht nur Theologe, sondern auch Jurist war, ein mildes Urteil gegenüber dem Vichy-Regime und hatte Nachsicht mit dem alten Staatslenker. In der Leitung der Reformierten Kirche blieb Boegner bis 1961, viele Jahre war er auch im Weltkirchenrat und als Gastprofessor an der Internationalen juristischen Fakultät in Den Haag tätig. Während des Zweiten Vatikanischen Konzils war er Beobachter für die protestantische Seite. Er starb 1970. Für sein Eintreten zugunsten der Juden wird er seit 1988 in Yad Vashem als «Gerechter unter den Völkern» geehrt.

... Charles Guillon?

Nachdem Guillon zunächst von Valence aus die Aktivitäten des CVJM und der CIMADE zugunsten jüdischer Flüchtlinge unter-

stützt hatte, ging er nach Genf, wo er als Vertreter der «France libre» beim Internationalen Roten Kreuz tätig war. Nachdem er die Flucht vieler Menschen möglich gemacht hatte, musste er gegen Ende des Krieges ganz untertauchen.

Nach dem Krieg wurde der hochverehrte «Oncle Charles» wieder Bürgermeister von Le Chambon und blieb es bis zu seinem Tod 1959. Seit 1991 wird er in Yad Vashem als «Gerechter unter den Völkern» geehrt.

... Daniel Trocmé und den Studenten, die bei der Razzia der Maison des Roches abtransportiert wurden?

Alle achtzehn Studenten (vier Franzosen und vierzehn Ausländer) wurden in Konzentrationslager gebracht. Vier kamen in Auschwitz um, von sechs verlor sich jede Spur, acht überlebten und wurden am Ende des Kriegs befreit. Daniel kam zuerst in ein französisches Gefängnis und wurde dann nach Buchenwald gebracht, später nach Majdanek. Dort starb er am 2. Mai 1944. Auch er gehört seit 1976 zu den «Gerechten unter den Völkern», derer in Yad Vashem gedacht wird.

... dem Mann, der (wie man vermutete) die Studenten von La Maison des Roches verriet?

Er wurde nur einen Tag später im Café am Marktplatz von Mitgliedern des bewaffneten Widerstands gestellt und auf der Stelle erschossen.

... dem Soldaten, der André und Jacot in Lyon aus den Augen liess und ihre Flucht ermöglichte?

Er wurde an die Ostfront versetzt. Während die drei vor dem Kontrollpunkt warteten, verglich der Offizier, der am Auto geblieben war, Fotos von einer Fahndungsliste und erkannte André. Bis er am Gleis war, fehlte von den beiden aber jede Spur. Ein Historiker, der über die Geschichte des Widerstands forschte, fand den Fall in den Akten der Gestapo Lyon dokumentiert und erzählte André davon.

... der **École Nouvelle Cévenole**?

Als Collège-Lycée Cévenole International bestand sie bis Juli 2014. Während des Schuljahrs lernten hier Schüler aus dreissig Nationen, und im Sommer fanden Camps und Konferenzen statt, bei denen es vor allem um die Themen Frieden und Gewaltfreiheit ging. Nach einem Gewaltverbrechen im November 2011, dem Mord einer Schülerin durch einen Mitschüler, sah sich die Schule gezwungen, ihre Tore zu schliessen.

... **EIRENE**?

EIRENE ist weiterhin ein internationaler, ökumenischer Friedens- und Entwicklungsdienst und schickt heute von Deutschland aus junge Leute zu Friedenseinsätzen in alle Welt.

www.eirene.org

... dem **Internationalen Versöhnungsbund**?

Auch ihn gibt es bis heute, in Deutschland als Internationalen Versöhnungsbund (www.versoehnungsbund.de), in Frankreich unter dem Namen MIR (Mouvement International de la Réconciliation, www.ifor.org/index_franx.htm) und international unter dem Namen IFOR (International Fellowship of Reconciliation, www.ifor.org). In allen Ländern versteht er sich als «eine Vereinigung von Menschen, die sich aufgrund ihres religiösen Glaubens oder ihrer humanistischen Grundhaltung zur Gewaltfreiheit als Lebensweg und als ein Mittel persönlicher, sozialer und politischer Veränderung bekennen».

Im Sommer 2014 feierte er sein hundertjähriges Bestehen.

Seit dem Sommer 2013 gibt es einen «**Lieu de Mémoire**», einen Erinnerungsort mit einer Ausstellung:

www.memoireduchambon.com

(bisher nur auf Französisch). Wer nach Le Chambon reist, hat es jetzt leichter, den Spuren von Magda, André und vielen anderen zu folgen.

Dank

DIE MÜNDLICHEN QUELLEN

Runde siebenzig Jahre nach der Besatzungszeit ist die Zahl der Zeitzeugen naturgemäss gering. Umso dankbarer bin ich allen, die ich im Sommer 2010 in Le Chambon persönlich kennenlernen durfte und die mir von ihrer Kindheit und Jugend in dieser Zeit erzählt haben: Rolande Lombard, eine Ärztin und um einige Jahre jüngere Freundin von Magda Trocmé, wuchs im ersten Hotel am Platze auf (in dem sich heute der Office de tourisme befindet) und hat mich an ihren Erinnerungen an die Familien Trocmé und Theis sowie an den Schulbetrieb, der auch in ihrem Elternhaus stattfand, teilhaben lassen. Ariane Tuffrau, ein Patenkind von André Trocmé, hat für dieses Buch Fotos aus den vierziger Jahren zur Verfügung gestellt. Wie Madame Tuffrau bewohnt auch René Rivière bis heute einen Hof, auf dem den ganzen Krieg hindurch Menschen versteckt waren. Er hat mir als Schulfreund der Trocmé-Kinder viele Geschichten erzählt und das Leben der hugenottisch geprägten Familien auf dem Plateau vor Augen gemalt.

Danken möchte ich auch Gérard Bollon, dem ortsansässigen Historiker und besten Kenner der Geschichte von Le Chambon und der Résistance, für die Zeit und Aufmerksamkeit, die er diesem Projekt geschenkt hat. Ebenso Amélie Baudraz-Bruderer, die mich auf meiner Spurensuche durch das Zentralmassiv begleitet hat.

Herzlich danken möchte ich auch Eliane Wauquiez-Motte, der Bürgermeisterin von Le Chambon-sur-Lignon, für ihre Unterstützung und ihr Interesse an diesem Projekt.

Wer mehr wissen möchte

DIE SCHRIFTLICHEN QUELLEN

Meine beiden wichtigsten schriftlichen Quellen waren natürlich die Aufzeichnungen von Magda und André Trocmé, aus denen ich in grösstmöglicher Texttreue so gut wie alle Dialoge dieses Buchs gewonnen habe, dazu die gekennzeichneten Zitate. Die «Souvenirs» (Magda) beziehungsweise «Mémoires» (André) sind nie in einem Verlag erschienen und ursprünglich für den engeren Familien- und Freundeskreis bestimmt gewesen. Die beiden unvollendeten Bände wurden von Magda der «Peace Collection» der Swarthmore College Library überlassen, der Bibliothek einer Universität in der Nähe von Philadelphia/Pennsylvania, die 1860 durch liberal gesonnene Männer und Frauen (!) der «Society of Friends» (Quäker) gegründet wurde und bis heute das Erbe pazifistischer Autoren pflegt (www.swarthmore.edu/library/peace). Kopien der beiden Bücher liegen im Archiv der Bibliothek des Ökumenischen Rats der Kirchen in Genf, wo ich sie einsehen konnte.

Als zweitwichtigste Quelle diente mir das Buch von Pierre Boismorand «Magda et André Trocmé. Figures de résistances», eine kommentierte Textsammlung, vorgenommen durch einen Schweizer Pfarrer und veröffentlicht im Verlag Les Editions du Cerf, Paris 2007.

«Das Dorf auf dem Berge» von Johann Maarten bzw. Otto Bruder findet man im Antiquariat. Die letzte deutsche Ausgabe erschien 1984 im Brendow Verlag, Moers.

Ein halbes Jahr nach der ersten Ausgabe dieses Buches erschien eine wissenschaftliche Arbeit zu Peter Brunner, dem hessischen Pfarrer

und späteren Theologieprofessor, der in «Das Dorf auf dem Berge» porträtiert wurde. Stefanie Huesmann hat schriftliche Quellen ausgewertet, aber auch mit Zeitzeugen gesprochen («Mut zum Bekenntnis. Peter Brunners Widerstand im aufkommenden Nationalsozialismus», Freund-Verlag, Neuendettelsau 2012).

Ende der siebziger Jahre machte sich ein US-amerikanischer Autor zu Forschungszwecken auf den Weg nach Le Chambon. Philip Hallie hatte im Zweiten Weltkrieg in der US-Armee gekämpft und sich nach dem Krieg als Philosophieprofessor besonders mit der Frage nach Grausamkeit und ethischem Handeln befasst. «Lest Innocent Blood be Shed» (Harper & Row, New York 1979) ist das einzige Buch über die Geschichte des Plateaus, das auch in Deutsch erschienen ist («Dass nicht unschuldig Blut vergossen werde. Die Geschichte des Dorfes Le Chambon und wie dort Gutes geschah», Neukirchener Verlag, Neukirchen-Vluyn 1983). Leider geht die ausschmückende, etwas romantisierende Erzählweise an einigen Stellen auf Kosten der historischen Genauigkeit.

Etwa dreissig Jahre nach Hallie machte sich ein zweiter emeritierter Professor aus den USA auf die Reise nach Le Chambon. In «We only know Men, The Rescue of Jews in France during the Holocaust» (The Catholic University of America Press, Washington, D. C. 2007) stellt Patrick Henry neben die Ergebnisse neuerer historischer Forschungen die sehr beeindruckenden biografischen Skizzen von herausragenden, wenn auch wenig bekannten Gestalten des gewaltlosen Widerstands, darunter Magda, André und Daniel Trocmé. Henrys Buch verdanke ich die Informationen über Albert Camus' Jahre auf dem Plateau.

Enorm hilfreich war mir ein Buch, das mir nur in digitaler Manuskriptform vorlag, weil es in den USA erst im April 2012 erschienen ist: Richard Unsworth hat seine detailgenauen Recherchen zu einem umfangreichen Werk versammelt («Their War against War. A Biography of André and Magda Trocmé», Syracuse University Press) und stellt Magda gleichberechtigt neben André.

In einem eher kleinen Verlag für Heimatgeschichte erschienen, aber gut zu lesen und reich illustriert ist das Buch von Annick Flaud und Gérard Bollon: «Paroles de Réfugiés, paroles de Justes. La montagne

dans la guerre, terre d'exil, terre d'asile autour du Chambon-sur-Lignon» (Editions Dolmazon, Le Cheylard 2009). Es porträtiert Menschen, die überlebt haben, weil sie auf dem Plateau versteckt wurden.

Alicia J. Batten, Professorin für *Religious Studies* an der Universität von Sudbury in Ontario/Kanada, hat eine sehr kompakte, nur 20 Seiten umfassende Studie verfasst, die fussnotenreich fundiert, aber dennoch gut zu lesen ist: «Reading the Bible in Occupied France: André Trocmé and Le Chambon», *Harvard Theological Review* 103:3 (2010), S. 309-328 (als Einzeldruck erhältlich).

Die französische Geschichte während der Vichy-Zeit fand ich kurz und gut dargestellt in Henry Rouso: «Vichy. Frankreich unter deutscher Besatzung 1940-1944» (C. H. Beck, München 2009).

In den USA gibt es auch für Kinder und Jugendliche Bücher, die erzählen, was auf dem Plateau geschah, zum Beispiel «Hidden on the Mountain» von Deborah Durland DeSaix und Karen Gray Ruelle (Holiday House, New York 2007). Auf Französisch ist mir nur ein Buch bekannt, und das ist die Übersetzung eines in den USA erschienenen Buchs der kanadischen Autorin Carol Maas: «Une lumière dans la nuit. Les enfants de Chambon» (Hachette, Paris 1999). Das überragende Interesse in den USA resultiert aus der Tatsache, dass viele der Überlebenden nach dem Krieg Europa verliessen und in den Vereinigten Staaten eine neue Heimat fanden. Jetzt sind es ihre Kinder und Enkel, die nach der Familiengeschichte fragen und zunehmend auch nach Frankreich reisen.

Eine US-Amerikanerin, die zu den versteckten Kindern gehörte, hat auch dafür gesorgt, dass Le Chambon im Holocaust Memorial Museum in Washington, D. C. einen eigenen Raum bekam, online zu erkunden unter www.ushmm.org. Die Seite, die Yad Vashem den Ereignissen in und um Le Chambon widmet, findet sich unter <http://www.yadvashem.org/yv/en/righteous/stories/Trocmé.asp>.

André Trocmé schrieb viel und gern. Dennoch sind zu seinen Lebzeiten nur zwei Bücher von ihm erschienen: «La politique de la repentance» (1953) und «Jésus-Christ et la révolution non violente» (1961). Letzteres legt die Grundlagen eines christlichen Pazifismus systematisch dar.

FILME

Sehr sehenswert ist Pierre Sauvages Dokumentarfilm «Les armes de l'Esprit» («Die Waffen des Geistes»). Sauvage wurde gegen Kriegsende als Kind eines in Le Chambon versteckt lebenden jüdischen Paares geboren, das nach dem Ende der Besatzung in die USA emigrierte. Er reiste in den achtziger Jahren an den Ort seiner Geburt zurück, um nach Spuren jener Zeit zu suchen und die Menschen kennenzulernen, denen er sein Leben verdankt (USA/Frankreich 1989).

Vom Schicksal der in Le Chambon versteckten Kinder erzählt ein Spielfilm voller Herzschmerz und mit einer eher kruden Mischung aus Fakten und Fiktion: «La colline aux mille enfants» («Der Hügel der tausend Kinder», Frankreich 1993, Regie: Jean-Louis Lorenzi).

Dieser Film ist seit 2010 auch in französischer Sprache mit deutschen Untertiteln erhältlich (www.asaph.net).

GESCHICHTEN VON ANDRÉ TROCMÉ

In der Weihnachtszeit erzählte André den Kindern von Le Chambon Geschichten, die er selbst erfand. Nach dem Krieg schrieb er sie auf und ergänzte sie durch einige neue. Auch wenn diese Geschichten ursprünglich für Kinder gedacht waren – wie André biblische Stoffe mit dem verwob, was die Menschen seiner Gemeinde bewegte, faszinierte schon damals auch die erwachsenen Zuhörer. Seit wenigen Jahren sind diese Geschichten, die von seiner Tochter aufbewahrt wurden, wieder zugänglich:

André Trocmé

Von Engeln und Eseln

Geschichten nicht nur zu Weihnachten

Aus dem Französischen von Heidi Schimpf

Gebunden | 159 Seiten | Illustrationen von Anja Güthoff

ISBN 978-3-937896-52-6 | Neufeld Verlag, Schwarzenfeld 52010

André Trocmé

Von Engeln und Eseln

Geschichten zu Weihnachten

Hörbuch, gelesen von Philipp Schepmann

Audio-CD im Jewelcase | Booklet (16 S.) | 68:07 Min.

ISBN 978-3-86256-003-5 | Neufeld Verlag, Schwarzenfeld 2010

André Trocmé

Engel singen nicht für Geld

und andere Geschichten zu Weihnachten

Aus dem Französischen von Hanna Schott

Gebunden | 158 Seiten | Illustrationen von Anja Güthoff

ISBN 978-3-86256-002-8 | Neufeld Verlag, Schwarzenfeld 2010